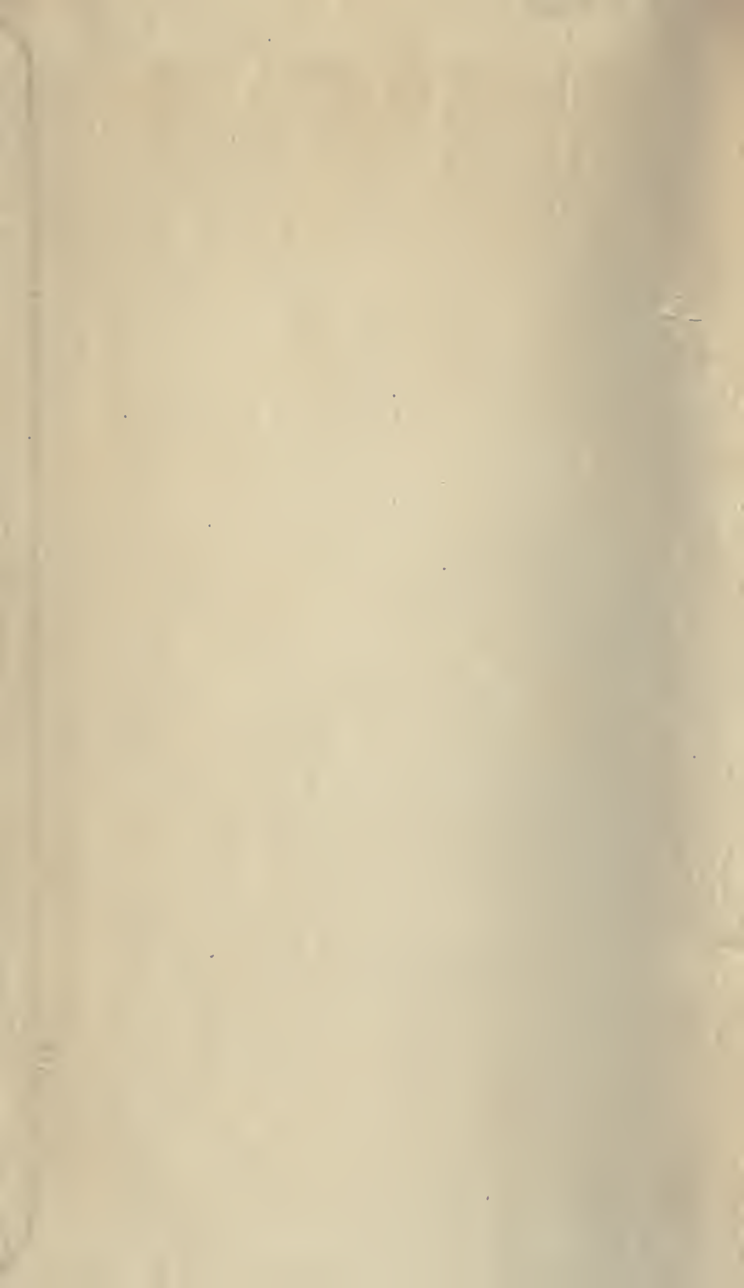
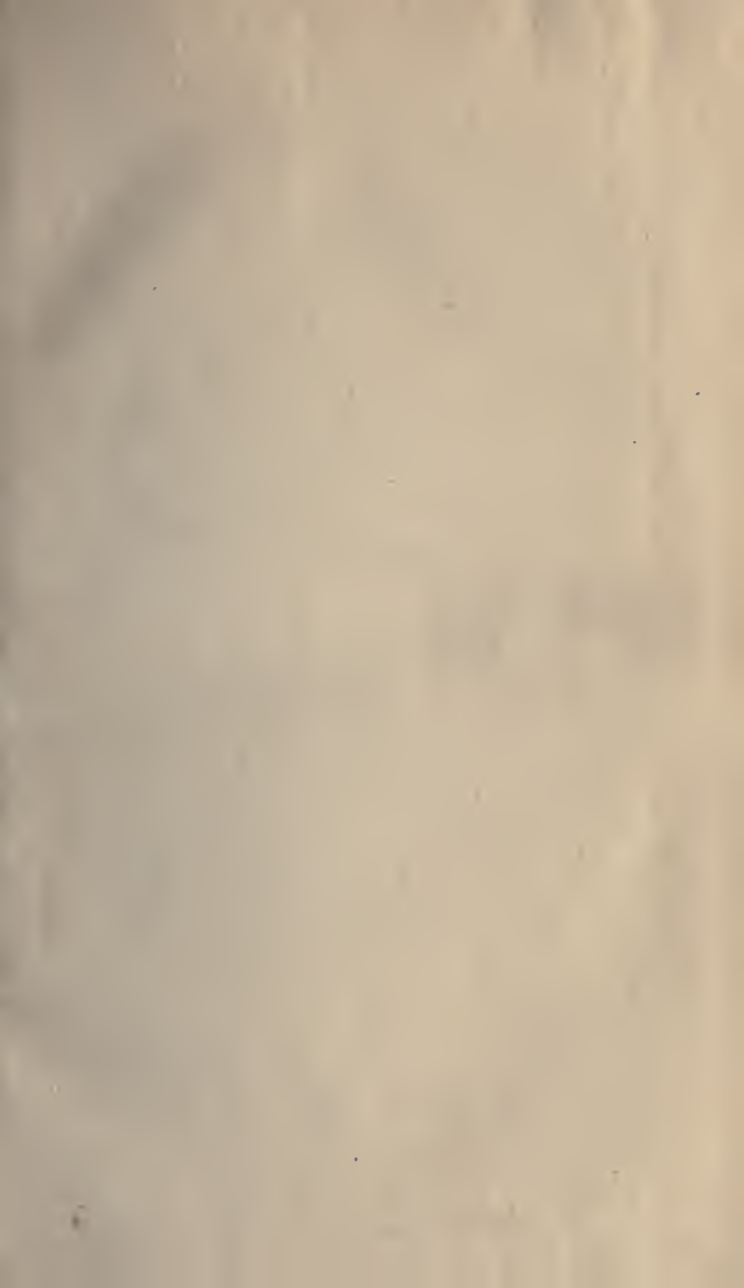












Georg Forster's

sämmtliche Schriften.

Fünfter Band.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteristik Forster's
von

G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Fünfter Band.

Kleine Schriften.
Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Inhalt des fünften Bandes.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens.

Seite

Zweiter Theil.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens.

Erster Theil.

Leben Dr. Wilhelm Dodd's,

ehemaligen Königl. Hofpredigers in London.

Fallimur, et quondam non dignum tradimus: ergo,
Quem sua culpa premet, deceptus omitte tueri.
HORAT.

Bourn ist ein kleiner Flecken in der Grafschaft Lincoln, mit einer ziemlich einträglichen Pfarre, die ein rechtschaffener Prediger, Namens Wilhelm Dodd, viele Jahre lang verwaltete. Seine zwei Söhne, Wilhelm und Richard, studirten beide Theologie, und letzterer bekleidet noch gegenwärtig eine Predigerstelle in Middlesex.

Wilhelm, der älteste von beiden, ward im Jahre 1729 geboren, und bis ins funfzehnte Jahr theils in seiner Eltern Hause, theils auf benachbarten kleinen Schulen erzogen. Wenn man bedenkt, daß England viele gute Schriftsteller über die Erziehung, und besonders einen Locke aufzuweisen hat, so ist es unbegreiflich, daß dies wichtigste Geschäft der Menschheit dort noch immer so sehr vernachlässigt wird; denn nichts kann gegründeter sein, als der Vorwurf, daß ein Engländer selten ein Mann von Erziehung ist. Findet man je eine Ausnahme, so sind es einzelne Personen, die sich entweder durch Reisen, oder durch Hülfe ihres vorzüglichen Genies, oder durch eine glückliche Verbindung von andern Umständen selbst gebildet haben. In allen handelnden Staaten pflegt beim Unterrichte der Jugend die Rechenkunst gemeiniglich obenan zu stehen, so auch in England. Kann der Junge rechnen, und überdem noch eine zierliche Hand schreiben, so ist er erzogen. Doch muß auch, nach altem leidigen Gebrauch, ein jeder seine besten Jahre hindurch sich mit Latein quälen, ungeachtet ihm das im gemeinen Leben selten zu Statten kommt. Für den Kopf wird auf diese Art

doch immer, wenn schon in geringem Grade gesorgt; daß aber der Jüngling auch ein Herz hat, daran wird nicht einmal gedacht. Dies bleibt sich selbst überlassen, und dann kann man sich die Folgen vorstellen. Auf solche Art lernt der Jüngling höchstens denken. Gelingt es ihm nun von dieser Seite ein außerordentlicher Mann zu werden, so verdient er zwar Bewunderung; doch darf man von dergleichen einzelnen Fällen nicht aufs Allgemeine schließen, oder einen solchen seltenen Mann gar zum Maßstabe und Muster der ganzen englischen Nation annehmen. Einen Basedow kennt England noch nicht, so wenig wie es überhaupt Deutschland und Europa kennt. Nur die Deutschen haben den eigenthümlichen Charakter, sich um alle fremde Völker zu bekümmern, und was nützlich und brauchbar (wir wollen gerecht sein) zu oft auch was fehlerhaft, überflüßig und schädlich ist, nachzuahmen.

Nach vorbeschriebener Landesart ward auch der junge Wilhelm Dodd erzogen. Als er Schreiben, Rechnen und Latein, vielleicht auch etwas Griechisch, gelernt, und es im Tanzen ziemlich weit gebracht hatte, schickte ihn sein Vater im sechzehnten Jahre (1745) nach Cambridge auf die Universität. Die Studenten beider englischen Universitäten sind in verschiedene Klassen getheilt. Die vom untersten Range müssen, vornehmlich in den ersten Jahren, allerhand Vortheilen entsagen, ja den Andern gewissermaßen aufwarten, und werden daher auch Servitors oder Sizers genannt. Allein diese Ungemächlichkeiten, wenn man sie so nennen will, haben mehrentheils ihren großen Nutzen. Um nämlich bald aus jener unbequemen Lage zu kommen, wenden die Servitors den größten Fleiß an; dadurch lernen sie ihre Fähigkeiten besser entwickeln, und hiervon hängt denn doch ihr künftiges Glück ab. Auf solche Art liefert diese Klasse die geschicktesten Leute, und zwar legen sich die mehresten aus derselben auf die Gottesgelehrsamkeit. Der junge Dodd mußte sich gefallen lassen in diese Klasse eingeschrieben zu werden, vermuthlich weil sein Vater unnöthige Kosten zu ersparen suchte. Er war wohl gewachsen, von angenehmer Gesichtsbildung und einem einnehmenden Betragen. Eben dies mochte ihm aber auch schon damals eine zu hohe Meinung von sich selbst beibringen; denn, ungeachtet er zur niedrigsten Klasse gehörte, so pflegte er doch an Aufwand und Kleidung keinem aus den höheren Klassen etwas nachzugeben. Zerstreuung und Wollust wurden sehr früh=

zeitig seine Lieblingsneigungen. Er fühlte die mächtigen Reize des andern Geschlechts, und den heftigsten Trieb sich selbst angenehm und beliebt zu machen, wozu ihm denn auch Lebhaftigkeit, Witz und ungezwungenes Wesen wohl zu Statten kamen. Mit der französischen Sprache erlernte er zugleich französischen Leichtsinn, diese nöthige Eigenschaft eines süßen Herrn. Tanzen war bei ihm zur Leidenschaft geworden; und da er bald so gut als Juvenal *) wußte, wie außerordentlich viel ein wohlgebildeter Mensch dadurch in den Augen und Herzen der mehresten Frauenzimmer gewinnt: so bediente er sich seiner Vortheile und lebte, nicht ohne vielfältige Versäumung seiner Studien äußerst ausschweifend. Wenn es ihm indessen wieder einkam, so konnte er, vermittelst seines guten Gedächtnisses und außerordentlichen Fleißes, das Versäumte in Kurzem nachholen, und sogar seine Mitschüler bald wieder übertreffen. Hätte er, bei so viel natürlicher Anlage, seine Aufmerksamkeit auf Eine Wissenschaft vorzüglich gerichtet, so wäre er vermuthlich in seinem Fache groß und berühmt geworden. Allein dazu war er viel zu flüchtig. Er wollte von Allem etwas wissen, und weil es ihm an gehöriger Leitung fehlte, so blieb er auch geradehin blos bei der Oberfläche stehen. Freilich sollten die verschiedenen Talente, Anlagen und Neigungen eines jeden jungen Menschen den künftigen Stand desselben, und dieser hinwiederum nicht nur den Umfang, sondern auch die Form des Unterrichts bestimmen. Dies erfordert aber ausgebreitete Kenntniß des Herzens, und ein wachsames Auge über das Betragen eines jeden einzelnen Schülers; und wo soll man Lehrer mit solchen Eigenschaften suchen? wahrlich nicht in den gemästeten trägen, müßigen, von aller Welt abgesonderten Mönchsgesellschaften der englischen Universitäten! Und gewiß eben so wenig unter den dortigen Professoren, die keine Vorlesungen halten, als unter den wenigen Magistern eines jeden Collegii **), die jener Stelle vertreten, aber keine Autorität haben.

---

*) Juvenal Sat. VI. 63. 64.

**) Die beiden Universitäten Oxford und Cambridge bestehen aus vielen kleineren Gesellschaften oder sogenannten Collegiis, die zusammen ein Ganzes ausmachen, deren jedes aber ein eigenes Gebäude, seine eigene Besitzungen, Vorgesetzte und Einrichtungen, auch verschiedene Predigerstellen zu vergeben hat. Ein solches Collegium hat einen zahlreichen Se-

Ein lebhafter, witziger Kopf hat sich kaum vergafft, so macht er auch schon Verse. Ob die ersten verliebten Reime des jungen Dodd gut oder schlecht gewesen, ist nicht bekannt; so viel aber läßt sich vermuthen, daß die Schönen, die er besungen, aus Erkenntlichkeit sein poetisches Verdienst über die Maßen herausgestrichen haben müssen, weil er es schon in seinem achtzehnten Jahre (1747) wagte, ein sehr mittelmäßiges Stückchen drucken zu lassen. Es war ein Schäfergedicht, zu welchem die Hornviehseuche Gelegenheit gegeben hatte. Als eine jugendliche Arbeit, und um der Leichtigkeit des Ausdrucks willen, fand es nicht wenig Beifall, und dies ermunterte ihn, während seines fünfjährigen Aufenthalts auf der Universität noch verschiedene kleine Stücke zu verfertigen und herauszugeben. Das Beste dieser Art waren ein paar Briefe, zu denen ihm folgende Umstände Stoff und Anlaß dargeboten hatten.

Ein englischer Schiffscapitain, der an der afrikanischen Küste Handlung zu treiben pflegte, nahm einmal eine Reise ins Innere des Landes vor, und kam zu einem Mohrenkönige, der ungefähr 4000 Unterthanen hatte. Dieser Fürst fand die Engländer nach seinem Geschmack, bewirthete sie sehr gastfrei und überhäufte sie mit Freundschaftsbezeugungen. Endlich ging er in seinem Zutrauen zu ihnen so weit, daß er dem Capitain seinen achtzehnjährigen Sohn, und zu Begleitung desselben einen andern Jüngling mitgab, um sie nach England zu bringen, und mit den Sitten und Gebräuchen der Europäer bekannt machen zu lassen. Der Capitain empfing sie mit Freuden, gab die schönsten Versprechungen, und begegnete dem Prinzen mit aller Ehr=

---

nat von unverheiratheten Mitgliedern, die sämmtlich ein gewisses Jahrgehalt bekommen, und nach Maßgabe ihrer Anciennetät zu Predigerstellen befördert werden. Einer oder mehrere von diesen Mitgliedern (fellows) werden entweder jährlich oder zeitlebens zu Vorstehern des ganzen Collegii gewählt, und die Professoren der Universität nimmt man größtentheils eben daher. Die Vorsteher aller Collegien machen den Senat der ganzen Universität aus, und aus diesem wird jährlich Einer zum Vice-Kanzler der Universität ernannt. Weil die Professoren selten selbst lesen, so geben sich in jedem Collegio einige Mitglieder (fellows) mit Privatunterricht ab, und diese werden Präceptoren (tutors) genannt. Die Studenten müssen in einem oder andern Collegio eingeschrieben sein, daselbst wohnen, und bei einem Lehrer dieses Collegii Vorlesungen hören, auch gewisse öffentliche Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen, welche ihnen Anspruch auf die verschiedenen Grade geben. Mehr wird nicht gefordert.

erbietung. Kaum aber hatte er sie am Schiffe in seiner Gewalt, so legte er ihnen Ketten an, und verkaufte sie in den Zucker-Inseln. Nach dieser abscheulichen That starb das Ungeheuer, ohne daß der Name desselben bekannt geworden wäre. Das Schiff kam bald darauf nach England, und dort erzählten die übrigen Officiere die ganze Geschichte öffentlich. Die englische Regierung ließ die unglücklichen afrikanischen Jünglinge unverzüglich loskaufen, nach England bringen und unter der Aufsicht des Grafen Halifax in allem Betracht standesmäßig erziehen. Sobald sie mit den englischen Sitten etwas bekannt waren, stellte man sie dem Könige vor, der ihnen sehr gnädig begegnete. Einige Monate darnach wurden sie in der christlichen Religion unterrichtet, und endlich getauft. Von öffentlichen Vergnügungen gefiel ihnen das Theater am besten. Als sie einstmals der Vorstellung des Trauerspiels Oronoko beiwohnten, dessen Sujet ungemein viel Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Geschichte hatte, machte der Anblick armer Unglücklichen von schwarzer Farbe, die sich in einer eben so harten Sclaverei befanden, als sie selbst unlängst ausgestanden, die rührende Unterredung zwischen Oronoko und Imoinden, die Erzählung seines ersten Unglücks durch die Verrätherei eines Schiffscapitains, seiner Leiden, seiner gemißbrauchten Güte — alles dies machte einen so heftigen Eindruck auf den Prinzen, daß er am Ende des vierten Aufzuges weggehen mußte. Sein Reisegefährte sah zwar das Stück bis zu Ende, weinte aber die ganze Zeit hindurch, zur äußersten Rührung der sämmtlichen Zuschauer, helle Thränen. Ueber diesen Vorfall schrieb Herr Dodd vorgedachte zwei poetische Briefe. Der eine war von dem afrikanischen Prinzen, an Zara, einen von seines Vaters Hofleuten, gerichtet; der andere enthielt die Antwort auf den vorigen. Beide Stücke waren von größerem Werth als die ersteren; sie machten dem Herzen ihres Verfassers Ehre, und legten den Grund zu dem schriftstellerischen Ruhme, den er sich in der Folge erwarb.

Sein Aufwand und seine Zerstreuungen hatten ihn in Unkosten gesetzt, die sein Vater nicht zu bezahlen vermochte, und wovon er ihn vermuthlich auch nicht einmal etwas merken ließ. Er mußte deshalb sehr frühzeitig anfangen, von seinen Talenten Gebrauch zu machen, und Bücher zu schreiben, die seine Verleger zum Glücke gut bezahlten. Im Jahre 1750 gab er einige Gedichte heraus, und ließ verschiedene lateinische Werke

von neuem drucken *). Unter andern verfertigte er auch einen Zusatz zu Pope'ns Dunciade, worin er allen seinen Witz, beides im Text und in den Anmerkungen, gegen Warburton richtete, und dadurch einen neuen Beweis gab, daß es ihm weder an Geschmack noch an Beurtheilungskraft fehlte. Wer mit den englischen Dichtern bekannt ist, wird wissen, daß die seltsamen, zum Theil abgeschmackten Anmerkungen jenes Kunstrichters der Satire eben so viele schwache Seiten darbieten, als der lächerliche, kritische Unsinn eines Bentley, den Pope so meisterlich gezüchtiget hat **). Weil aber der Ertrag dieser Schriften seinen Bedürfnissen nicht immer gleich kam, so fing er noch in eben dem Jahre eine Uebersetzung der Hymnen des Callimachus aus dem Griechischen an, und eröffnete eine Pränumeration, sobald er einen Anfang davon aufzeigen konnte. Um eben diese Zeit schrieb er ein Trauerspiel: die Syrakusier, welches nach Art der Alten mit Chören aufgestutzt war. Nachdem er 1750 als Baccalaureus Artium promovirt hatte, verließ er die Universität und eilte, ohne jemand zu Rathe zu ziehen, nach London, als dem Sammelplatz üppiger Fröhlichkeiten, an welchen seine Seele hing. Er war nunmehr einundzwanzig Jahre alt, und hatte sich durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Belesenheit jene allgemeine Bekanntschaft mit den Wissenschaften erworben, die zwar nicht den gründlichen Gelehrten, aber doch den angenehmen Gesellschafter bildet. Seine süßtönende, fließende Sprache, mit einem gewissen Grade von Witz und artigen Manieren verbunden, hatte etwas Einnehmendes für gemeine Zuhörer; auch versäumte er keine Gesellschaft, wo er Gelegenheit finden konnte, öffentlich zu reden. Die Neigung zum andern Geschlechte, die bei seinem Temperamente sehr heftig war, hatte in reiferen Jahren immer mehr Stärke erhalten, weil er sichs nie einkommen ließ, daß gerade der Trieb, der das größte Glück des Menschen machen kann, am leichtesten ausarte, und dann zu den schändlichsten Lastern führe. Sein eignes Herz betrog ihn; und

---

*) 1. Synopsis compendiaria librorum Hugonis Grotii, de jure belli et pacis. 2. S. Clarckii Dissert. de Dei existentia et attributis. 3. J. Locke de intellectu humano.

**) Man sehe die Warburton'schen Ausgaben von Shakespear, Pope und andern Dichtern nach, zugleich aber auch die Johnson'sche letzte Ausgabe von Shakespear, wo W's pedantische Ausschweifungen gerügt werden.

er erkannte diesen bei vielen jungen Leuten gewöhnlichen Selbstbetrug nicht eher, als bis es zu spät war. Die Erfahrung lehret nämlich, daß es auch den gröbsten Wollüstlingen zum Theil an Menschenliebe, Mitleidsgefühl und Großmuth nicht fehlt. Setzt man nun auf diese zärtlichen Empfindungen einen gar zu hohen Werth, und trauet man um ihrentwillen sich selbst zu viel zu, so ist die Grenze bald überschritten, zumal wenn der feurigste Instinkt der ganzen menschlichen Natur diesen Schritt zu genehmigen, zu befehlen scheint. Ist er aber einmal gethan, so ist es leicht fortzugehen, und noch leichter, sich selbst zu überreden, daß das wahre Glück des Menschen auf diesem Genusse beruhe, der mit allen wohlthätigen edlen Empfindungen des Herzens so wohl bestehen kann. Wer überdem niemals höhere und reinere Freuden gekannt hat, der wird sich nicht vorstellen, daß die blos sinnlichen Vergnügungen noch von andern übertroffen, ja im Vergleich mit ihnen, verächtlich werden können. Und dennoch war es nicht sowohl der Hang zur Wollust, als vielmehr Eigenliebe und Eitelkeit, die dem jungen Dodd so nachtheilig wurden; denn eben diese verdrängten aus seinem Herzen das für die Menschheit so wohlthätige Gefühl, welches sonst bei allen seinen Ausschweifungen noch immer hätte bestehen können: sie lehrten ihn, daß er um seines Vortheils willen nur den äußern Schein davon beibehalten dürfe; kurz, sie machten ihn nach und nach zum ärgsten Heuchler.

Gleich nach seiner Ankunft in London nahm er an allen öffentlichen Vergnügungen Antheil, versäumte nie das Theater und Ranelagh, und war oft in Wirthshäusern unter lustiger Gesellschaft beiderlei Geschlechts zu finden. Er ging reich gekleidet, hatte prächtige Wohnzimmer, und versagte sich nicht die geringste Bequemlichkeit. Diese Ausgaben zu bestreiten, arbeitete er sehr fleißig für die Buchhändler, doch größtentheils ohne sich auf dem Titel seiner Werke zu nennen, weil diese nicht immer so beschaffen waren, daß sie seinem Charakter Ehre gemacht hätten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Einnahme zu einer so verschwenderischen Lebensart nicht hinreichte. Da er gleichwohl keineswegs gesonnen war, sich im geringsten einzuschränken, so mußte er auf Mittel denken, seine Glücksumstände zu verbessern. Nun hatte gerade damals eine Gesellschaft (club) hoher adeliger Personen unter sich eine ansehnliche Summe zum

Brautschatz ihrer Maitressen zusammen geschossen, die größeren oder geringeren Antheil daran haben sollten, je nachdem sie früher oder später an Mann kämen. Eine dieser Damen, Miß Perkins, ein artiges wohlgebildetes Frauenzimmer, das der Graf Sandwich unterhalten hatte, wohnte damals in London und gerieth, durch Vermittelung eines Dritten, mit Herrn Dodd in Bekanntschaft. Er wußte in was für einer Verbindung sie ehemals mit dem Grafen gestanden hatte; allein ihre jetzige Aufführung ließ ihn hoffen, daß die Tugend in ihrem Herzen von neuem Wurzel gefaßt habe, und dereinst gute Früchte bringen würde. Uebrigens konnte ein Mann in Dodd's Umständen, mit seinen Leidenschaften und Neigungen, nicht feines Gefühl genug besitzen, eine solche Person mit tausend Pfund Sterling auszuschlagen. Er heirathete sie 1751 den 15ten April, und erhielt die Aussteuer zu gleicher Zeit.

Was er durch den Brautschatz seiner Frau zu gewinnen glaubte, entging ihm auf einer andern Seite wieder, weil er nun als ein verheiratheter Mann nicht mehr hoffen durfte, bei der Universität versorgt zu werden. Doch das ließ er sich im geringsten nicht anfechten. Gewohnt in den Tag hineinzuleben, miethete er vielmehr ein geräumiges Haus und meublirte es aufs stattlichste, ohne zu bedenken, daß sein Auskommen forthin lediglich von der Feder abhangen würde.

Bei einer so unüberlegten Aufführung ward dem Vater des jungen Verschwenders mit Recht für die Zukunft bange. In dieser Besorgniß kam er mit schwerem Herzen nach London und wendete alles mögliche an, um seinen Sohn in eine Laufbahn zu bringen, bei welcher für sein Herz und für sein Auskommen gleich gut gesorgt wäre. Dies gelang ihm. Theils waren die jugendlichen Ausschweifungen des jungen Dodd nicht allgemein bekannt, oder auch schon wieder vergessen worden; theils hatte er, seit der Heirath, ein etwas gesetzteres Wesen angenommen, und die Bekanntschaft mit verdächtigen Frauenspersonen abgebrochen. Man konnte also dem Anscheine nach vermuthen, daß er seine Denkungsart wirklich geändert und bessere Grundsätze angenommen hätte. Ueberdem mochte er sichs gleich bei seiner Verheirathung vorgenommen haben, in den geistlichen Stand zu treten, und sah daher wohl ein, daß er seinen Wandel der Würde dieses Ordens im Voraus gemäß einrichten müßte. Bei so bewandten Umständen kostete es seinem Vater nicht viele

Mühe, ihm beim Bischofe von London eine Stelle auszuwirken *). Dieser ernannte ihn noch in demselben Jahre (1751) zum Vicarius oder Substituten (curate) des Predigers von West-Ham, und nun mußte er von London weg, nach Plaistow in Essex hinziehen.

Hier fanden seine Predigten ungemein viel Beifall. Schon während seines Aufenthalts in London hatte er sich im Voraus praktisch darauf geübt, und unter andern in den sogenannten Robinhuds-Gesellschaften **) die Vertheidigung der christlichen Religion übernommen. Wenn zu diesem Geschäft innere Ruhe der Seele und eine gewisse Stärke des Geistes erfordert werden, so war er freilich nicht hinlänglich dazu ausgerüstet: denn diese Eigenschaften können nur bei einem unbefleckten Gewissen stattfinden, und eben daran fehlte es ihm. Als er in einer solchen Robinhuds-Gesellschaft einst mit vielem Feuer von der Beruhigung in der Religion sprach, ereignete sichs, daß jemand ein paar Funken im Kamin herunterfallen sah, und darüber aus-

---

*) Erst zwei Jahre nachher, 1753, ward er zum Priester ordinirt; denn nach den Verordnungen der englischen Kirche darf dieses nie vor dem 25. Jahre geschehen.

**) Robinhood-Societies sind öffentliche Versammlungen in gewissen Wirthshäusern und Bierschenken, wo jedermann für sechs Pfennige engl. Geldes (ungefähr 4 Groschen) freien Zutritt und eine Kanne Bier oben ein hat. Hier kommen Träger, Fuhrleute, Handwerker, Kaufleute, Parlementsglieder und Standespersonen zusammen, ohne das geringste Vorrecht über einander zu genießen, ausgenommen, daß der Präsident Stillschweigen gebieten darf, wenn man zu laut wird. Während der Versammlung wird ganz frei von Staatssachen, Religion und andern gemeinnützigen Gegenständen gesprochen, und hier bildet sich mancher Redner, der hernach auf der Schaubühne, auf der Kanzel, vor Gericht, oder in den obersten National-Versammlungen mit Beifall und Bewunderung gehört wird. Eben diesen Gesellschaften ist es auch zuzuschreiben, daß Schornsteinfeger und Schuhputzer ihre englische Staatsverfassung eben so gut und vielleicht besser kennen, als manche deutsche Professoren, die darüber ein langes und breites raisonniren. Wer über einen gewissen Punkt das Gutachten der Robinhuds-Gesellschaft wissen will, braucht nur die Frage dem Präsidenten schriftlich vorzulegen. Dieser läßt sie laut vorlesen, und setzt gleich einen Tag fest, an welchem darüber disputirt werden soll. Wer alsdann Lust zu sprechen hat, findet sich an dem Tage ein, und nachdem die Argumente beider Parteien angehört worden, votirt die Societät darüber. Auf diese Art bildet sich die Nation Begriffe von ihren Königen, Parlamentern, Ministern, Admiralen, Generalen, Richtern u. dergl.

rief: der Schornstein sei in Brand gerathen. Dies brachte unsern Redner dermaßen außer Fassung, daß er in der größten Angst zum Fenster lief, und im Begriff war, sich vom zweiten Stockwerk hinabzustürzen, wenn ihn die übrigen Anwesenden nicht zum Glück daran verhindert hätten. Aus diesem Vorfalle läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß Gegenwart des Geistes, Standhaftigkeit und kühler Muth eben nicht zu seinen Eigenschaften gehörten.

Ich habe schon angemerkt, daß Dodd ein Mann von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten war. Mit Hülfe derselben hatte er sich die Kunst erworben, seine Zuhörer, so oft er wollte, bis zu Thränen zu rühren, oder bei andern Gelegenheiten ihre Aufmerksamkeit durch einen überaus blumenreichen Styl, durch poetische Ausdrücke und honigsüße, sanftfließende Worte *), die er mit melodischer Stimme vortrug, an sich zu ziehen. Seine Schilderungen des Lasters waren lebhaft, treffend, und zum Theil nach eigner Erfahrung gezeichnet; nicht minder feurig waren seine Vorstellungen der Tugend, der Seligkeit und der wesentlichen Punkte der christlichen Religion, und sie gefielen wegen des mystischen Ausdrucks, worin er Hutchinson nachahmte, vielen Zuhörern um desto besser, je weniger sie davon verstanden. Allein, die Religion mit Nachdruck und Kraft zu vertheidigen, überwiegende gründliche Beweise zu führen, kurz, mit Salbung und wahrer apostolischer Beredtsamkeit zu predigen, das war seine Sache nicht. Und vielleicht wären dergleichen Reden auch viel zu gut für den Pöbel **), der schon vom bloßen Wortgepränge hingerissen wird, wenn der Prediger das Herz nur einigermaßen ins Spiel zu ziehen vermag. Wahr ist es, daß ohne einen gewissen Grad von Enthusiasmus und Wärme eine Religion nicht füglich bestehen kann, eben so wahr, daß das langgedehnte eiskalte Ritual der englischen Kirche, und der daraus entsprossene feierlich kalte Predigtton dem wohlthätigen Gefühle von Religion vielmehr hinderlich als zuträglich ist. In diesem Betracht verdienen die sogenannten Methodisten allerdings einige Entschuldigung, wenn sie bei ihren Predigten auf öffentlichem

---

*) Mellitis verborum globulis. *Petron.*

**) Das Wort Pöbel wird hier nicht im engsten Verstande genommen. Ein galonirtes Kleid, ein Stern, oder ein Reifrock sollen keine Ausnahmen machen.

Markte ihrer schwärmenden Einbildungskraft den Zügel schießen lassen; und es ist gar nicht zu verwundern, daß sie deshalb so vielen Zulauf haben. Warum sollten nicht die Menschen nach einem Religionsgefühle, welches ihnen gleichsam angeboren ist, den gleichgültig scheinenden Seelsorger verlassen, und Bewunderung, Beifall und Liebe dem zuwenden, der das Herz rührt, der bei umsichgreifendem Verderben die Hände nicht in den Schooß legt, sondern demselben thätigst zu steuern sucht, dem es ein Ernst ist, die Sache der Religion aus allen Kräften, nicht als Nebenwerk, oder um des Brotes willen zu treiben, der sich in einem gewinnsüchtigen Staate als ein uneigennütziger Mann auszeichnet, der alle Menschen mit herzlicher brüderlicher Liebe umfasset, und in die Beförderung ihrer ewigen Wohlfahrt seine höchste Ehre und Glückseligkeit setzt? Alles dieses thun die methodistischen Prediger auf eine, wenigstens der Form nach, sehr in die Sinne fallende Art, indeß der englische Geistliche seine vernünftelnde Rede mit einer gewissen Gleichgültigkeit und Steife der Gemeinde vorliest. Doch es ist gar nicht meine Absicht, die Grenzen der Laulichkeit des Herzens, der wahren feurigen Liebe zur Religion, und der wilden ausschweifenden Schwärmerei zu bestimmen; auch will ich diese weiter nicht vertheidigen, weil ich gar wohl weiß, wie leicht sie zum heuchlerischen Deckmantel des Lasters gebraucht werden kann. Ich wollte vielmehr bei dieser Gelegenheit nur im Vorbeigehen die wahren Ursachen anzeigen, warum in einem so erleuchteten Staate als England, die Schwärmerei so beliebt ist und so festen Fuß gefaßt hat.

Außer der Annehmlichkeit des Vortrags, der Sprache und des Hutchinson'schen Mysticismus, hatte Dodd auch noch viel Empfehlendes in seiner äußerlichen Bildung. Man müßte die Welt wenig kennen, wenn man leugnen wollte, daß körperliche Schönheit von vielen Zuhörern, und fast allen Zuhörerinnen, als Haupteigenschaft des geistlichen Redners angesehen werde. Dodd war ein Mann von mittler Größe, ziemlich gut bei Leibe, doch nicht von starkem Knochenbau. Sein völliges Gesicht zeigte eine vielsprechende Stirn und eine wohlgebildete Nase; dagegen verrieth sich in den herabhängenden schwammichten Backen und in dem verzogenen Munde viele Schwäche, die jedoch zum Theil unter dem äußerlichen Schein von Gefälligkeit und Menschenliebe verborgen blieb.

Er hatte die Substitutenstelle in West-Ham noch nicht

lange bekleidet, als der zweite oder Nachmittagsprediger bei der dortigen Kirche mit Tode abging. Diese Vacanz verschaffte der Gemeinde Gelegenheit, ihm einen öffentlichen Beweis ihrer Zufriedenheit zu geben. Sie übertrug ihm nämlich die Stelle des Verstorbenen. Kaum hatte er diese angetreten, als er ein kleines Werk in zwei Octavbänden, the Beauties of Shakespear selected (Auswahl der schönsten Stellen im Shakespear) herausgab, aber zugleich in der Vorrede versicherte, daß er nunmehr diese Art Studien gänzlich an die Seite legen, und sich blos mit den wichtigern Wahrheiten des Christenthums beschäftigen wolle; er habe dies Werk nur drucken lassen, weil es bereits vor seiner Ordination angefangen und vollendet gewesen. Diesen Vorsatz, sich ganz der Religion zu widmen, richtete er auch wirklich mit dem größten Eifer ins Werk. Außer seinen öffentlichen Parochial-Functionen erklärte er die heilige Schrift in der Woche in seinem eigenen Hause, und versäumte keine Gelegenheit, sich im Weinberge des Herrn als einen unermüdeten Arbeiter zu zeigen. Dabei war er von geselligem und angenehmem Umgange, ohne der Würde seines Amts etwas zu vergeben, so daß seine Gemeinde nicht allein Achtung für seine Verdienste als Prediger, sondern auch Ehrerbietung für seinen Privatcharakter hegen mußte. Hier machte er viele nützliche Bekanntschaften und legte den Grund zu vielen Verbindungen, die für ihn in der Folge von der größten Wichtigkeit wurden. Hier war er nach seinem eignen Geständnisse *) der Welt wahrhaft nützlich und von jedermann geliebt; auch dachte er an diesen Ort noch oft mit Sehnsucht zurück, nachdem er ihn schon lange verlassen hatte. Wie glücklich hätte er hier sein können, wenn er von Ehrsucht und Eitelkeit frei geblieben wäre! Allein, bei einem Manne von so flüchtiger Gemüthsart konnte jener erste Paroxismus von Eifer nichts mehr als eine vorübergehende Hitze sein, zu heftig, als daß sie hätte dauern, und zu wenig gegründet, als daß sie die Religion zum wahren und einzigen Endzweck hätte haben sollen. Dergleichen schnell entstandene Einfälle können den unbeständigsten Menschen auf eine Zeitlang beschäftigen, vielleicht gar über seine gewöhnliche Schwachheiten hinaussetzen; allein beim ersten Erwachen der Leidenschaften ver-

*) In der Zueignungsschrift seiner Predigt über das Papstthum, an den verstorbenen Grafen Chesterfield 1768.

schwinden sie wieder als ein Meteor, das auch nicht eine Spur seines ehemaligen Daseins übrig läßt.

Schon im Mai 1753 ward Dodd nach London zurück und zum zweiten Prediger an der St. Jacobs- (James-) Kirche, in dem Quartiere der Stadt, welches Garlikhithe genannt wird, berufen. Er durfte seine Stelle auf dem Lande deshalb nicht aufgeben, sondern predigte, weil die Entfernung nicht groß war, des Morgens in einer und des Nachmittags in der andern Kirche. Im April des folgenden Jahres, 1754, ward er von der St. Jacobs-Kirche zu einer einträglichern Pfarre, als zweiter Prediger an der St. Olav's-Kirche, befördert. Nunmehr wäre seine Einnahme, wenn gleich nicht überaus reichlich, dennoch für einen bedachtsamen Mann hinreichend gewesen; allein, er hatte noch immer zu viele Bedürfnisse und überdem noch alte Schulden: jene wollten befriedigt, diese getilgt sein. Er verfiel also auf ein anderes Mittel, welches ihm sehr gut gelang. Er miethete nämlich ein bequemes und wohlgelegenes Haus, nahm daselbst junge Herren aus verschiedenen großen und wohlhabenden Familien unter seine Aufsicht, gab ihnen Tisch, Wohnung und Unterricht, und ließ sich dafür ein Ansehnliches zahlen. Auf diese Art lebte er nicht nur in dem geschmackvollen Ueberflusse, wozu er von jeher geneigt gewesen, sondern erübrigte auch so viel, daß er sich von seinen Gläubigern losmachen, und sich eine Kutsche anschaffen konnte, um seine beiden Predigerstellen mit desto leichterer Mühe zu versehen. Bis dahin ging alles noch gut. Allein sein öfterer Aufenthalt in London verwickelte ihn in neue Ausgaben, und brachte so viele Zerstreuungen mit sich, daß die erste Hitze seiner Frömmigkeit verrauchte, und zugleich der Entschluß, nichts mehr mit weltlichen Schriften zu thun zu haben, ganz ins Vergessen kam. Noch in demselben Jahre (1754) schrieb er einen Roman: „Die Schwestern, oder Geschichte der Lucia und Caroline Sanson, die sich einem falschen Freunde anvertrauet," fand aber nicht für gut, seinen Namen auf den Titel zu setzen, weil der Inhalt eben nicht die besten Begriffe von dem Herzen und der Beurtheilungskraft des Verfassers, als Prediger betrachtet, erwecken konnte. Verschiedne schlüpfrige Scenen, die nur nach dem Leben so gezeichnet sein konnten, hatten, ungeachtet des äußerlichen moralischen Schleiers, die sichtbarsten Kennzeichen einer erhitzten Einbildungskraft, und ein so verführerisches Colorit, daß sie die Leidenschaften vielmehr

rege als der Vernunft unterwürfig machten, mehr zur Sinnlichkeit reizten, als zur Tugend anführten. Einige damals in London sehr bekannte Leute, die Herrn Dodd zum Theil mißfallen, zum Theil vielleicht beleidigt hatten, wurden in diesem Roman unbarmherzig mitgenommen. Unter andern wird einer, der den auf dem Titel angegebenen falschen Freund vorstellt, so schwarz als der Satan selbst gemalt, und zuletzt an den Galgen gebracht.

Im Ganzen ist es höchst wahrscheinlich, daß die vortheilhafte Wendung, welche Dodd's Glücksumstände um diese Zeit nahmen, den Grund zu allen den Fehltritten und Lastern gelegt haben, die ihn zuletzt zum schrecklichsten Beispiel menschlicher Schwachheit machten. Seine Eitelkeit, die auf dem Dorfe geschlummert hatte, mußte in der Hauptstadt natürlicher Weise wiederum erwachen, und die geringe Mühe, die es ihm kostete, sie zu befriedigen, brachte ihn allmälig zu allen den Ausschweifungen seiner jugendlichen Jahre zurück. Wer kann, wenn er einmal vom rechten Wege auch nur einen Fuß breit abgewichen ist, sagen, bis hierher will ich gehen, und nicht weiter? Diese traurige Wahrheit, daß der Lasterhafte schwerlich stille zu stehen weiß, sondern von Tage zu Tage verderbter wird, so bald er sich gewissen Lieblingsneigungen überläßt, und sich diese oder jene kleine Ausschweifung, gleichsam auf Rechnung seiner anderweitigen Frömmigkeit, erlaubt: diese Wahrheit kann nie zu oft wiederholt, der Jugend nie zu scharf eingeprägt werden.

Es bleibt noch ungewiß, ob Madam Dodd durch ihre eigenen Fehltritte zu den seinigen Anlaß gegeben oder nicht. So viel kann man, glaube ich, auf allen Fall voraussetzen, daß er bei seiner Heirath die glaubwürdigste Versicherung, sowohl von ihrer Zuneigung als auch von ihrer untadeligen Aufführung gefordert haben werde. Denn, selbst der ausschweifendste Wollüstling pflegt die Tugenden, um welche er, für seine Person, sich im geringsten nicht bewirbt, gleichwohl von seiner Gattin zu verlangen. Doch, es bedarf hier keiner so strengen Untersuchung, wer von diesem Paare das Ehegelübde zuerst gebrochen habe: er oder sie? Alle Umstände lassen vermuthen, daß es von beiden Theilen wohl fast zu gleicher Zeit geschehen sein müsse. Die Zerstreuungen, in welche er sich durch seine öftere Anwesenheit in London verwickeln ließ, entfernten ihn sehr oft von seiner Frau, und diese vielfältige Trennung mochte sie unvermerkt gleichgültig gegen einander machen. Sobald aber das Feuer der ehelichen

Zärtlichkeit erst in Abnahme gerieth, sobald verlor auch der erlaubte Genuß allen Reitz für sie, und ihre gegenseitige Abwesenheit veranlaßte und erleichterte beiden den Hang nach verbotenen Freuden. Vor den Augen der Welt konnten diese Unordnungen wohl eine Zeitlang verborgen bleiben; aber sie unter sich mußten doch bald einer von dem andern etwas gewahr werden. Dodd merkte kaum, daß seine geheimen Liebeshändel seiner Frau bekannt wären, als er, aus Besorgniß für sein zeitliches Glück, auf Mittel sann, sich ihrer Verschwiegenheit zu versichern. In dieser Verlegenheit kam ihm die Entdeckung ihrer eigenen Untreue trefflich zu statten, und nach einer kurzen Erklärung verglichen sie sich dahin, daß keiner den andern in seinem Vergnügen stören, vielmehr behülflich sein, übrigens aber die ganze Welt in dem Wahne erhalten werden sollte, als ob sie Muster zärtlicher Eheleute wären. Von diesem Augenblicke an ward Dodd ein Heuchler, der Religion und christliche Tugend nur dazu anwendete, um insgeheim den gröbsten Wollüsten desto sicherer nachhangen zu können, und der in Kurzem so weit ging, daß die unschuldigsten Mädchen vor seinen Nachstellungen nicht mehr sicher waren *). Zwar blieb, wie er zuletzt selbst gestanden, sein

*) Ich behaupte dies nicht ohne hinlänglichen Grund. Dodd's vertrauteste Freunde, denen er in den letzten Zeiten seines Lebens manches entdeckte, haben mir so viele Anekdoten dieser Art erzählt, daß ich seinen Ausschweifungen mit dem größten Recht noch weit härtere Benennungen hätte beilegen können. Allein, die noch lebenden Angehörigen dieses Unglücklichen verdienen zum Theil einige Schonung, weshalb man auch jene geheimen Begebenheiten der Welt vermuthlich nie mittheilen wird. Zwar ist es des Biographen Pflicht, die Menschen in ihrer natürlichen Gestalt, ohne Schminke, seinen Zeitgenossen und der Nachkommenschaft zum warnenden Beispiele darzustellen; doch darf deshalb nicht gerade die Neugier eines jeden Anekdotenkrämers befriedigt werden. Einen Umstand muß ich indessen hierhersetzen, damit man sich von diesem würdigen Ehepaare einen gehörigen Begriff machen könne. Herr Dodd ließ in allen Zeitungen bekannt machen, daß junge Ausländer, welche Lust hätten, sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen, für zwei Guineen wöchentlich, Wohnung und Tisch bei ihm finden könnten; auch wolle er ihnen zum Sprechen Anleitung geben. Mit diesen jungen Leuten pflegte er Sonnabends in die Stadt zu fahren, um des andern Morgens sein Predigeramt abzuwarten. Einer aber blieb gemeiniglich auf dem Lande, um der Frau Pastorin Gesellschaft zu leisten; und der mußte für diese außerordentliche Ehre drei Guineen mehr bezahlen. Verschiedene Herren hatten die Gewohnheit einander wöchentlich abzulösen, und auf dem Lande zu bleiben, so oft die Reihe sie traf. Madame ihrer Seits, ließ in die

Gewissen dabei nicht ganz ruhig, sondern erinnerte ihn, daß er gegen seine eigene Ueberzeugung handelte, brachte ihn vielleicht gar zur Reue über seine bisherigen Ausschweifungen, und ließ ihn tugendhafte Entschließungen fassen; doch, diese waren nicht dauernder als Morgenthau, der bald verschwindet.

Bei der Sorgfalt, die er anwendete, seine Laster zu verbergen, gelang es ihm, auf diesem schlüpfrigen Wege viele Jahre lang unentdeckt fortzugehen. Indeß daß er insgeheim seinen Lüsten und Begierden freies Spiel ließ, wußte er sich die Gunst und das Zutrauen der Bischöfe, der Großen und aller seiner Zuhörer zu erwerben. Seine englische Uebersetzung der Hymnen des Callimachus erschien 1755, nachdem er bereits ganzer fünf Jahre zuvor die Pränumeration dafür eingestrichen hatte. Die dabei befindlichen Anmerkungen enthielten eine wunderliche Mischung von heidnischer Mythologie und Hutchinson'schen mystischen Ausdrücken, fanden aber unter der großen Menge von Lesern dennoch manchen Liebhaber. In demselben Jahre fing er auch an, einen Theil seiner Predigten drucken zu lassen, die mit eben dem Beifalle gelesen wurden, womit sie zuvor waren angehört worden. Hiernächst gab er verschiedene, aber durchgehends mittelmäßige, Gedichte heraus, die er auf seinen Sommerreisen zu verfertigen pflegte. Diese Sommerreisen gehören in England mit zur Mode. Wer es nämlich nur einigermaßen ausführen kann, der pflegt in der besten Jahreszeit nach einem oder dem andern Seehafen, oder auch ins Bad zu gehen. Herr Dodd aber war viel zu sehr du bon ton, um alsdann zurückzubleiben. Er mußte, wie er zu sagen pflegte, seine „Lebensgeister erfrischen," die durch so mancherlei Arbeiten freilich wohl erschöpft sein mochten. Er war also den Sommer über mehrentheils in Southampton, Margate, Brighthelmstone, Scarborough, Tunbridge, Bristol, Matlock u. dgl. Orten anzutreffen.

Seine Politik rieth ihm an, sich auch bei Hofe angenehm

Zeitungen setzen, daß sie angenehme Gesellschafterinnen brauchte, die sie in allen Stücken frei halten, auch, falls man mit ihnen zufrieden wäre, des Sommers nach Southampton, nach Bath, oder gar bis nach Frankreich mitnehmen wollte. Sie stellte sich oft krank, und wollte alsdann nur von ihrem Manne und der Gesellschafterin bedient sein. Die Dienste, welche sie ihr gemeinschaftlich leisten mußten, brachten seltsame Situationen hervor, und gaben Anlaß zu größern Vertraulichkeiten. Die Nebenzimmer waren bequem. — Caetera quis nescit?

zu machen; dies gelang ihm unter andern dadurch, daß er 1758 (als die Flotte mit einer Menge Landtruppen an Bord nach der französischen Küste gegangen war) im Ton eines ächten Royalisten „über die Pflicht des Volks, zu der Zeit, wenn das Heer wider den Feind ausgezogen ist," predigte *).

In eben dem Jahre ward, unter dem Namen des Magdalenen-Hospitals, ein mildes Institut für liederliche Frauenspersonen errichtet, die von ihrer häßlichen Lebensart ablassen und eine bessere ergreifen wollten. Der thätige Eifer, mit welchem sich Dodd dieser Stiftung annahm, machte ihm einen großen Namen. Es sei dahin gestellt, ob Eitelkeit und Heuchelei, oder ob wahres, mitleidiges Gefühl und Liebe zur Religion und zur Menschheit die Beweggründe seiner Theilnehmung waren. Die Vorsehung führt ihre weisen und gütigen Absichten aus, ohne in der Wahl der Mittel nach unsern Einsichten zu Werke zu gehen. Wie oft haben nicht die verderbtesten Menschen, ohne zu wissen auf welche Art, und indem sie etwas ganz anderes im Sinne führten, Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden, wie oft haben nicht selbst ihre Laster die heilsamsten Folgen veranlassen müssen **)! Zu verhindern, daß es in einer so großen Stadt, als London, gar keine entehrte öffentliche Weibspersonen und keine liederlichen Häuser geben sollte, würde in unserm Jahrhundert, wo zügellose Wollust und Sinnlichkeit herrschen, nicht nur unmöglich, sondern vielleicht gar gefährlich sein. Es war also zuträglicher und sicherer, daß man auf ein Mittel dachte, wodurch wenigstens eine beträchtliche Anzahl dieser Unglücklichen vom äußersten Elende gerettet und vielleicht zur Tugend zurückgeführt werden könnte, ehe sie in den Straßen vor Hunger und Kälte haufenweise umkämen, wie dies täglich der Fall zu sein pflegte, und zum Theil noch jetzt geschiehet. Bis dahin hatte man diese gefallenen Kreaturen mit Verachtung und Abscheu, ohne das geringste Mitleid angesehn, als ob sie gleich-

---

*) On the People's duty when the hest is gone forth against the Ennemy.

**) Ueber die zahlreichen Stiftungen von Hospitälern, Armenhäusern u. s. w. in London, ihrem jedesmaligen Ursprung, und die Beweggründe derer die noch jetzt dazu beitragen, imgleichen über die Mißbräuche dieser Stiftungen, wovon sich oft viele Reiche, zum Nachtheil der Armen und Elenden, noch größere Schätze sammeln, wäre viel zu sagen; es gehört aber nicht in die engen Grenzen einer Biographie.

sam gar nicht zum menschlichen Geschlechte gehörten, oder auf jene allgemeine Menschenliebe, die das Band der Gesellschaft und der edelste Zug in unserer ganzen Natur ist, gar nicht mehr Anspruch machen dürften. Gleichwohl hatte ihre Anzahl mit jedem Jahre zugenommen, und die Beispiele dieses Lasters waren endlich so häufig und auffallend geworden, daß verschiedene Schriftsteller das Publikum öffentlich aufforderten, dem Uebel abzuhelfen, oder es wenigstens zu mindern. Bei dem allen blieb man noch lange unthätig, weil niemand das Ansehen haben wollte, als sei er geneigt, dem Laster die Hand zu bieten. Endlich machte ein angesehener Kaufmann, Herr Robert Dingley, im Jahre 1758 einen Plan bekannt, wie ein solches Unternehmen vermittelst einer Subscription am leichtesten auszuführen wäre. Zu dieser trug er aus seinen eigenen Mitteln ein Namhaftes bei, und schon am 10. August desselben Jahres war die Sache so weit gediehen, daß das dazu gemiethete Gebäude geöffnet und zum Anfang acht Weibspersonen darin aufgenommen werden konnten *). In der Folge hat die Direction außerhalb der Stadt, jenseit der Themse, ein bequemeres und größeres Haus aus ihren eignen Mitteln aufführen lassen. Die Summe der jährlichen Einnahme und der freiwilligen Beiträge beläuft sich, vom Anfange der Stiftung bis zum Ende des Jahres 1775, auf 70374 Pfund Sterling; davon sind 67154 Pfund Sterling ausgegeben worden, mithin noch ein Ueberschuß von 3000 Pfund geblieben. Während dieser siebzehn Jahre sind 1637 solcher unglücklichen entehrten Weibspersonen aufgenommen worden, worunter manche kaum vierzehn Jahr alt, und sehr viele als die erbärmlichsten Opfer ausgearteter Leidenschaften, von Mangel, Kummer, Krankheit, und dem schrecklichsten Elende fast ganz vernichtet waren. Mehr als die Hälfte, nämlich 943, sind durch die von den Vorstehern dieser Stiftung angewendeten Bemühungen mit ihren Verwandten wiederum ausgesöhnt und von denselben aufgenommen, oder als Dienstmägde in guten Fa-

---

*) Die ganze Entstehungsgeschichte dieses Hospitals findet man in einem kleinen Bande, betitelt: An account of the rise progress et present State of the Magdalen-Hospital, for the reception of penitent prostitutes, together with Dr. Dodd's Sermons, to which are added, the advice to the Magdalens; with the Psalms, hymms, prayers, rules and list of subscribers (5. Edition). London 1776. 12. 3. S. 6. p. — printed for the Charity and sold at the Hospital.

milien, oder bei ehrlichen Handwerksleuten als Arbeiterinnen untergebracht worden. Vierundvierzig sind wahnwitzig befunden und als Unheilbare in das St. Lucas-Hospital, oder in die Armenhäuser der Kirchspiele, worin sie zu Hause gehört, geschickt worden. Dreiundvierzig sind gestorben, und 204 auf ihr eignes Ansuchen, und in der wahrscheinlichen Muthmaßung, daß sie in der Folge nützliche und glückliche Mitglieder des Staates bleiben werden, entlassen. Dagegen aber hat man 155, schlechter Aufführung, besonders Unverträglichkeits wegen, fortjagen und ihrem Elende von neuem überlassen müssen. Zweiundfunfzig, die in besondere Krankenhäuser geschickt worden, um geheilt zu werden, sind nie zurückgekommen, und vermuthlich in der Cur gestorben. Von der ganzen Anzahl der 1637 bleiben noch 96, und soviel sind beim Schlusse der Rechnung im Jahre 1775 in dem Magdalenen-Hospitale wirklich vorhanden gewesen. Gegenwärtig gibt es etliche hundert Personen, die entweder jährlich zu dieser Stiftung beitragen, oder ein für allemal ein Ansehnliches dazu hergegeben haben. Wer 20 Guineen schenkt, wird auf Zeitlebens einer von den Directoren des Hospitals; aus diesen werden jährlich ein Präsident, sechs Vice-Präsidenten, ein Kämmerer und ein engerer Ausschuß (Committee) gewählt. Die Mitglieder dieses letztern kommen wöchentlich zusammen, um über das Ganze die nöthigen Anordnungen zu machen; auch nehmen sie am ersten Donnerstage jedes Monats die Bittschriften solcher Personen an, welche aufgenommen zu werden wünschen. Ehe aber die Aufnahme geschiehet, muß eine Wärterin, oder, erforderlichen Falls, auch ein Wundarzt von den Gesundheitsumständen dieser Leute Erkundigung einziehen. Sonst gehören ein Medicus, zwei Wundärzte, zwei Apotheker, ein Capellan, eine Matrone mit ihren zwei Gehülfinnen, verschiedene Wärterinnen und Mägde zu diesem Hospitale. Die Kranken werden in besondere Zimmer gebracht, die Gesunden aber zum Waschen und Reinigen, imgleichen zu allerhand anderer Frauensarbeit, angehalten. Sie tragen alle einerlei Kleidung, die ihnen jedoch, wenn sie aus dem Hospital wegkommen, nicht mitgegeben wird, damit niemand sie daran erkennen möge. Wofern die Eltern, Angehörigen und Freunde sie alsdann nicht kleiden, so werden sie von Seiten der Stiftung mit einem vollständigen Anzuge versorgt. Die Entlassung geschieht, entweder wenn die Eltern oder Verwandten bei dem Hospitale darum ansuchen, (doch muß

das Mädchen darein willigen, so wie jene, des Vorigen nicht mehr zu gedenken, versprechen müssen), oder wenn eine ehrbare Familie eine Magd verlangt, und die Matrone oder Aufseherin eins von diesen gebesserten Mädchen dazu empfehlen kann, wobei es aber allemal mit auf die Einwilligung des Mädchens ankommt.

Herr Dodd war bekanntermaßen einer der ersten und eifrigsten Beförderer dieser Stiftung. Er setzte zum Vortheile derselben verschiedene gute Schriften auf, und beantwortete alle Einwürfe, die in den Zeitungen dagegen gemacht wurden. Ueberdies predigte er auch alle Sonntage, des Nachmittags, in der Capelle dieses Hospitals, und zog vermittelst seiner bewundernswerthen Popularität eine Menge von angesehenen und zum Theil begüterten Zuhörern dahin. In dieser Capelle wurden die Sitze ziemlich hoch angeschlagen. Wer Herrn Dodd hören wollte, der mußte sich den Preis gefallen lassen. Es wurden auch zu jeder Predigt eine gewisse Anzahl Zeichen oder Billets gedruckt, und einzeln zu noch höheren Preisen verkauft. Diese Verfügung brachte dem Hospitale so viel Geld ein, daß die Directoren Herrn Dodd ein Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling bewilligen konnten, und noch immer großen Ueberschuß dabei hatten.

Ungefähr um diese Zeit verließ er die Hutchinson'schen Grundsätze, denen er so lange gefolgt war, und nahm ein vernünftiges System an. Seit 1759 gab er eine Monatsschrift unter dem Titel: Das Christliche Magazin (Christian Magazine) heraus; daß aber Herr Dodd Verfasser dieses Werkes sei, erfuhr man erst mehrere Jahre nachher durch den Verleger. Von dieser Verheimlichung hatte er guten Gebrauch gemacht, nämlich, seine Predigten und andere die Religion betreffende Schriften darin beurtheilt, und, wie man wohl denken kann, alles, was aus seiner Feder geflossen war, bis an den Himmel erhoben. Diese periodische Schrift hielt sich bis 1767. Der Bischof von St. David (im Fürstenthum Wallis) hatte 1759, ehe er sein Bisthum bekam, ein Buch über die Laulichkeit in der Religion (Indifference in Religion inexcusable) geschrieben. Auf dieses verfertigte Dodd ein kleines Gedicht, worin er dem Verfasser viele Lobsprüche gab. Dies schmeichelte der Eigenliebe des Bischofs, der sonst ein ganz guter Mann war, so sehr, daß er ihn zu seinem Capellan ernannte, und ihm 1763 eine Präbende in Brecknock verschaffte.

Dodd hatte nunmehr ein reichliches Auskommen; aber seine Prachtliebe und sein Aufwand stiegen auch in der Maaße, als seine Glücksumstände sich verbesserten. Die Fruchtbarkeit seiner Feder, die Gutherzigkeit der Verleger, und der Beifall des Publikums, den er einmal für sich hatte, waren Quellen, zu denen er fleißig seine Zuflucht nahm. So gab er im Jahre 1762 eine leichte Erklärung von Milton's Poesien (A familiar explanation of the poetical Works of Milton) heraus, ließ auch im folgenden Jahre seine Betrachtungen über den Tod, die zuvor stückweise im Christlichen Magazin herausgekommen waren, von neuem in einen Band zusammen drucken, um, wie sich die londoner Recensenten *) darüber erklärten, den getreuen Unterthanen Sr. Großbr. Majestät, vermittelst allerlei scheußlicher Begriffe vom Tode und furchtbaren Schilderungen der ewigen Verdammniß, „Furcht einzujagen." Im Jahre 1765 fing er an, einen Commentar über die Bibel zu schreiben, der heftweise gedruckt wurde und 1770 in drei dicken Folianten zu Stande kam. Auf Empfehlung seines Patrons, des Bischofs von St. David, hatte ihn der Graf Chesterfield bereits im Jahre 1763 mit zweihundert Pfund Sterling Gehalt zum Lehrer und Hofmeister seines adoptirten Sohns Philipp Stanhope **) gemacht, und erlaubt, daß er nebenher noch zwei andre junge Leute unter seine Aufsicht nehmen durfte. Seine übrigen Freunde arbeiteten mittlerweile daran, ihm zu einer Hofpredigerstelle, deren acht und vierzig sind, zu verhelfen, welches ihnen auch 1765 gelang. Im folgenden Jahre besorgte er eine neue Ausgabe von Locke'ns Common place book to the holy Bible, in 4., und ließ sich in Cambridge den Doctortitel geben ***).

Bei einem so reichlichen Zuflusse von Einnahme verlegte er seinen Wohnsitz aus West-Ham nach London, und bezog daselbst ein abgelegenes, aber reich möblirtes Haus. Um auch den ländlichen Aufenthalt nicht ganz zu vermissen, schaffte er sich in einer Entfernung von etlichen englischen Meilen ein Landhaus an. Das Glück bescherte ihm um diese Zeit in der Lot-

---

*) Monthly Reviewers.

**) Jetzigen Grafen Chesterfield.

***) Doctor der Rechte (L. L. D.) Dieser Titel wird den mehresten Theologen gegeben, die nicht so lange warten wollen, bis ihnen der höhere Titel (DD.) Doctor Theologiä ertheilt werden kann. Es ist auch derjenige Gradus, der honoris causa conferirt wird.

terie einen Gewinnst von tausend Pfund Sterling. Für dieses Geld ließ er sich unweit des sogenannten Palastes der Königin eine eigene Capelle bauen, legte hierauf seine Stelle als zweiter Prediger bei der Olav's-Kirche nieder, und predigte wechselsweise in seiner neuen Capelle und in einer andern, die er mit einem gewissen Doctor Trußler gemeinschaftlich gemiethet hatte. Weil gern ein jeder den berühmten Dodd hören wollte, so waren in kurzer Zeit alle Stühle in beiden Capellen besetzt, und die Herren Interessenten (Dodd und Trußler) lösten ein ansehnliches Geld daraus. Dergleichen Capellen gibt es in London sehr viele; es wird nämlich in England alles, die Gelehrsamkeit nicht ausgeschlossen, handwerksmäßig, und nur insofern es Brot schafft, getrieben. Wer also Talente zum Predigen hat, der kann sein Vermögen nicht besser anwenden, als daß er sich ein eignes Versammlungshaus kauft, um hernach die Stühle oder Sitze vermiethen zu können. Eben so gibt es auch Baumeister, die alle Jahre mehrere solche kleine Capellen auf Speculation bauen, und sie alsdann jungen hoffnungsvollen Theologen miethsweise, oder wie sie sonst Handels einig werden können, überlassen.

Im Jahre 1767 gab Dr. Dodd eine vollständige Sammlung aller seiner Gedichte, imgleichen eine Predigt heraus, worin er die Einimpfung der Blattern empfahl. Im Jahre 1769 übersetzte er die Predigten des berühmten Massillon, von den Pflichten der Großen, und eignete sie dem Prinzen von Wallis zu; auch ließ er sich durch den allgemeinen Beifall, den Dr. Fordyce's Predigten für junge Frauenzimmer gefunden hatten, zu einer ähnlichen Sammlung von „Predigten für Jünglinge" (Sermons to young men) bewegen, die, mit einer Zuschrift an seine Zöglinge versehen, im Jahre 1771 in drei Duodezbänden an das Licht trat. Ungeachtet es ihm auf solche Art keinesweges an Mitteln fehlte, sich Einnahme zu verschaffen, und er auch wirklich, theils von seinen Capellen, theils von seiner Pensionsanstalt und dem Nebenverdienst als Schriftsteller, eine ziemliche Summe ziehen mußte; so wollte doch das alles zu der verschwenderischen Lebensart, an welche er sich von jeher gewöhnt hatte, nicht hinreichen. Seine Gönner und Freunde, von denen er eine baldige und reichliche Versorgung erwartete, machten es ihm zu lange machen; er hielt es also für das sicherste, sich im Jahre 1772 für sein eigenes Geld die Pfarre von Hockliffe in Buckinghamshire zu kaufen, die 160 Pfund jährlichen Gehalts

einbrachte. Diese Pfründe kam ihm um desto mehr zu statten, weil der vorzüglichste seiner Untergebenen, der junge Stanhope, sich grade damals von ihm trennte und nach Leipzig auf die Universität ging. Noch in demselben Jahre gab Dodd eine Predigt heraus, worin er zu beweisen gedachte, daß häufige Lebensstrafen mit den ächten Grundsätzen der Gerechtigkeit, Staatsklugheit und Religion nicht bestehen können. Freilich sind die Lebensstrafen nirgends häufiger als in England; denn selten vergeht eine Woche ohne etliche Hinrichtungen. Man hat aber beides, für und wider diesen Gegenstand, bereits mit so vieler Einsicht und Gründlichkeit geschrieben, daß Dodd's Meinung und Beweise weder neu, noch wichtig ausfallen konnten. Gemeinnütziger und rühmlicher waren die Bemühungen, welche er anwendete, eine Gesellschaft wohlthätiger Personen zusammen zu bringen, die sich ein ordentliches Geschäft daraus machen sollten, Leute, die kleiner Schulden wegen gefangen sitzen, aus dem Verhafte loszukaufen. Bekanntermaßen geht man in freien Staaten mit den Schuldnern mehrentheils sehr strenge um. In Athen ward der Schuldner ein Sclav seines Gläubigers; in England verliert er seine Freiheit auf eine andere Art. Wenn er nämlich nur über zwei Pfund Sterling schuldig ist, so kann man ihn ins Gefängniß setzen lassen, wo er zum offenbaren Nachtheil des Staats, seiner Familie und selbst des Gläubigers in träger Unthätigkeit schmachten muß. Um der Strenge dieses Gesetzes, wenigstens einigermaßen und ohne Nachtheil des Staats, abzuhelfen, forderte Dodd, der als Bürger stets unermüdet und werkthätig darauf bedacht war, seinen leidenden Nebenmenschen zu Hülfe zu kommen, die Mildthätigkeit der Patrioten auf. Freilich konnte sich diese Hülfe nicht ohne Unterschied auf alle Schuldner erstrecken; denn wo hätte in dem Falle für so viel unüberlegte oder muthwillige Verschwender alles Geld herkommen sollen? Der Endzweck seiner Stiftung ging vielmehr lediglich auf die Befreiung solcher Unglücklichen, die unter dem Druck eines fühllosen Gläubigers seufzen müssen, indeß eine Kleinigkeit hinreichen würde, sie in Freiheit zu setzen und ihnen nebst den Ihrigen wieder fortzuhelfen. Den ersten Gedanken zu einer solchen Anstalt hatte er bereits im geistlichen Magazin geäußert; und da sich gleich verschiedene bemittelte Personen zu Geldbeiträgen erboten, so ließ er sie an einem besondern Ort zusammen kommen, predigte vor ihnen über diesen Gegenstand, und gab

endlich ihrem guten Willen eine bestimmte Form und Richtung. Mit eben so rühmlichem Eifer machte er in einer öffentlichen Predigt den Plan zu einer allgemeinen Versorgung für Blinde bekannt, den ein anderer Prediger, Namens Hatherington, nachmals weiter ausbildete und wirklich zu Stande brachte. Noch in demselben Jahre 1772 begegnete es Herrn Dodd, auf der Landstraße von einem Straßenräuber angefallen zu werden, welches in England eben nichts Seltenes ist. Dieser Kerl aber ging weiter, als Leute seines Handwerks sonst zu gehen pflegen; er schoß nämlich mit einer Pistole in die Kutsche, beschädigte jedoch zum Glück niemand. Weil nun nicht wenig Aufhebens von diesem Vorfalle gemacht wurde, so ward der Thäter bald nachher ausgespürt, eingezogen, und auf Dr. Dodd's Zeugniß, zum Strange verurtheilt.

Im Jahre 1773 starb der Graf Chesterfield, und hinterließ seinen Titel und seine Güter dem jungen Stanhope, der nun von Leipzig nach Genf ging, und daselbst seinen ehemaligen Lehrer, Dr. Dodd, zn seinem Capellan ernannte. Dieser hatte sich bisher, als ein geschickter, bedachtsamer Heuchler, überall nur in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und seine Ausschweifungen, wenigstens vor der Welt, geheim zu halten gewußt. Es sei, daß er sich jetzt seinen Neigungen mit weniger Vorsichtigkeit überlassen, oder, daß man zufälliger Weise etwas von seinem wahren Charakter entdeckt haben mochte; genug, man fing in verschiedenen Monatsschriften an, Anekdoten von seinem Privatleben bekannt zu machen, die nichts weniger als vortheilhaft für ihn, und größtentheils nur zu sehr gegründet waren. Gleichwohl blieb das große Publikum noch immer für ihn eingenommen, und schien anf diese kleine Erzählungen nicht im mindesten zu achten. In seinen Predigten hatte er, nach wie vor, den stärksten Zulauf, und jedermann sah in ihm nur den Mann, der durch geschäftigte Fürsorge für seine Nebenmenschen rühmlich ins Auge fiel, und in diesem Betracht auch wirklich Achtung verdiente. Selbst gegen seine offenbarsten Fehler, gegen seine Eitelkeit und Verschwendung, blieb man blind, ungeachtet die letzteren augenscheinlich zunahmen. Anstatt daß er bisher den Sommer über wenigstens nur in England herum gereiset war, fing er jetzt gar an, diese Lustreisen bis nach Frankreich auszudehnen. Dergleichen Unbesonnenheiten zerrütteten seine Finanzen vollends, zumal da seine Capellen nicht so viel einbrach-

ten, als er sich anfänglich davon versprochen, und die Beförderung, welche er von seinen Gönnern erwartete, ebenfalls etwas lange ausblieb. In dieser verzweifelten Lage wagte er einen Schritt, der in Ansehung seines wahren Charakters dem Publikum zuerst die Augen öffnete, und ihm viele seiner vorigen Anhänger entzog. Wie ein Mann von so viel Einsichten seinen guten Ruf so blindlings aufs Spiel setzen konnte, als in diesem Falle, wo es so leicht war, die Folge vorauszusehen: das ist in der That unbegreiflich. Bei Erledigung einer sehr einträglichen Pfarre, die der Großkanzler von England zu vergeben hatte, ward nämlich der Gemahlin dieses Lords ein Brief ohne Unterschrift zugestellt, worin man ihr dreitausend Pfund Sterling zum Geschenk anbot, falls Dr. Dodd die Stelle bekäme. Als die Schriftzüge genau untersucht und mit andern verglichen wurden, ergab sich, daß, wenn gleich der Brief nicht von ihm selbst geschrieben wäre, er mit dem Inhalte desselben doch ganz wohl bekannt sein müsse. Diese Entdeckung setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit; er sah jetzt auf einmal die Unbesonnenheit und schlechte Einkleidung seines armseligen Kunstgriffs ein, und wollte es versuchen, sich zu rechtfertigen. Allein die Vertheidigung war zum Unglück so übel ausgedacht, daß sie seinen niederträchtigen Charakter nur noch mehr verrieth. Man sagt, er habe damals seiner Frau die ganze Erfindung beigemessen und betheuert, daß alles ohne sein Wissen und Willen geschehen sei. Doch auch diese Versicherung fand nirgends Glauben. Der Kanzler legte vielmehr dem Könige den Brief vor, und Dodd ward dafür aus der Zahl der Hofprediger weggestrichen. Dies war noch die geringste Strafe; allenthalben erschienen Satiren und Anklagen im Druck, so daß er sich genöthigt sah, folgenden, an einen Zeitungsverfasser gerichteten Brief in ein öffentliches Blatt einrücken zu lassen *).

„Mein Herr!"

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Zeitung ein gerechtes Publikum ernstlich ersuchen darf, mit seinem Urtheil in Betracht meiner noch zurückzuhalten. Ich habe allerhand Umstände gegen mich, und für meine Unschuld nichts als negative Beweise anzuführen. Ich kann mich nämlich vor der Hand blos darauf berufen, daß ich mein bisheriges Leben durchaus zum Nutzen

*) St. James Chronicle.

des Publikums angewendet, und meine Amtspflichten unsträflich treu ausgeübt habe. Die Welt wird freilich finden, daß dergleichen Vertheidigungen, gegen den Strom von Beschimpfungen und Sticheleien, der seit Kurzem auf mich hergestürzt ist, nur einen schwachen Damm ausmachen; allein ich hoffe, daß bald eine Zeit kommen wird, wo ich diese Sache aufklären, meine Ehrlichkeit beweisen, und jeden üblen Eindruck von einer Handlung verlöschen werde, wodurch eine hohe Person mit Recht erzürnt worden, und ein solches Unglück über mich ergangen ist. Ich bin u. s. w.

Wilh. Dodd."

Queen-Street, den 10. Febr. 1774.

Ich brauche wohl nicht anzumerken, daß diese Zeit, worauf er sich beruft, nie gekommen ist. Er bekümmerte sich auch weiter nicht um den Erfolg, sondern eilte nach Genf, um sich daselbst von seinem Zöglinge, dem nunmehrigen Grafen Chesterfield, eine andere reiche Predigerstelle auszubitten, die in Bukkinghamshire so eben erledigt war, und die er auch ohne Schwierigkeit erhielt. Außer diesem Anliegen hatte er noch eine andere Ursache die Reise zu unternehmen. In gewissen Fällen nämlich macht jeder Versuch, sich zu entschuldigen, das Uebel nur ärger; und da sein Brief gerade diese Wirkung hervorbrachte, so hielt ers für das beste, sich eine Zeitlang zu entfernen, bis die Stadt von etwas Anderm zu reden hätte. Zwar waren die beißenden Pasquille nicht sowohl gegen die Niederträchtigkeit seines ausgeführten Streiches selbst gerichtet, weil in England die Bestechungen so allgemein sind, daß man sie kaum noch für strafbar hält; sondern man spottete seiner nur deshalb, daß er es nicht besser einzufädeln gewußt: so wie in Sparta der Diebstahl, blos deshalb weil er mißlungen war, mit Schimpf und Schande bestraft ward. Dodd's Feinde machten sich diesen Vorfall zu Nutze, ihre Rache gegen ihn auszulassen. Sie waren boshaft genug, ihn mit seinen eigenen Worten zu strafen, und das, was er ehemals von Sterne's Predigten geurtheilt, auf ihn selbst anzuwenden. Er hatte von diesem launigen, empfindsamen Schriftsteller gesagt: „Wir erstaunen, daß ein Mann solche edle Gedanken von der Kanzel hersagen, und dennoch so ein Leben führen kann!" Im Grunde wäre es Yorick's gutem Rufe allerdings zuträglich gewesen, wenn er sich, weder im Gespräche

noch in Schriften, gewisse schmuzige Zweideutigkeiten erlaubt, sondern fein bedacht hätte, daß nicht jedermann die Entschuldigung gelten lasse: Lasciva nobis pagina, vita proba est. Doch die empfindlichste Züchtigung, welche Dodd über sich ergehen lassen mußte, bestand darin, daß sein Handel mit dem Kanzler auf das Theater gebracht, und dem Hohngelächter des ganzen Publikums Preis gegeben ward. Foote, der englische Aristophanes, ein Mann von äußerst verderbten Sitten und schlechten Grundsätzen *), hat wenigstens als dramatischer Autor manches Gute gestiftet, insofern er die Laster seiner Zeitgenossen ohne Ansehen der Person auf der Bühne herum zu nehmen pflegte. Er begnügte sich nicht, sie in den lächerlichsten, verächtlichsten Farben darzustellen, sondern machte oft durch ganz individuelle Züge kenntlich, wo das Original zu seiner Copie anzutreffen sei. Wenn das den Taugenichts gleich nicht bessert, so hemmt oder schwächt es doch vielleicht die üblen Wirkungen, welche sein Beispiel bei Andern hervorbringen könnte. Das Stück, zu welchem Herr Dodd den Gegenstand abgeben mußte, erschien unter dem Titel: the Cozeners, „die Gauner.“ Madame Dodd kam darin

---

*) Der Haß, den die Herzogin von Kingston, jetzige Gräfin Hervay, eine sonst ebenfalls berüchtigte Dame, gegen diesen Schauspieler gefaßt hatte, veranlaßte eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn, bei welcher aus seinem Privatleben manche Anekdote bekannt wurde, die seiner Moralität wenig Ehre machte. Sein Kutscher beschuldigte ihn eines schändlichen Lasters, und die Herzogin gab zu den Gerichtskosten dieser Anklage das Geld her. Da der Kerl seine Aussage mit einem positiven Eide bekräftigt hatte; so war kein andres Mittel loszukommen, als daß etliche Leute beschwören mußten: Foote sei zu eben der Stunde anderwärts, und so weit von dem Orte gewesen, wo die That geschehen sein sollte, daß die Anklage unmöglich wahr sein könne. In einer Stadt, wo der Meineid um einen billigen Preis feil steht, ward es Foot'n nicht schwer dergleichen Zeugen zu stellen, und folglich losgesprochen zu werden. Es ist in London nichts Ungewöhnliches, daß einige Spitzbuben, um von einem ehrlichen Manne Geld zu erpressen, ihn dieses Lasters vor Gericht beschuldigen, und hernach aus ihrer Gesellschaft etliche an ihn abschicken, die sich für ein paar Guineen zu beschwören erbieten, daß er anderwärts gewesen sei. Eben so gibt es auch gewisse Häuser, wo allerlei Diebsgesindel zusammenkommt, um jungen Burschen von 8 bis 14 Jahren das Diebshandwerk zu lehren, so methodisch als nur irgend ein andres Gewerbe gelehrt werden kann. Aus diesen beiden Umständen läßt sich von der Verderbtheit des Pöbels in London, und von der dortigen schlechten Handhabung der Polizei einigermaßen urtheilen.

unter dem Namen der Frau Simonia (Mrs. Simony) vor, und nicht nur dieses Laster, sondern auch die Eitelkeit ihres Herrn Gemahls wurde mit ächter komischer Laune durchgenommen.

So nachtheilig diese öffentlichen Beschimpfungen dem guten Namen des Dr. Dodd's hätten werden können, so wenig Eindruck machten sie gleichwohl auf das Publikum. Er hätte sich auch noch damals aus seinen Schulden retten, mithin in aller Absicht bei Ehren bleiben können, wenn er nur aufs Land gezogen und bei dem schönen Ertrage seiner Pfründe, die jährlich 800 Pfund einbrachte, etwas ökonomischer zu Werke gegangen wäre. Allein London hatte für ihn unwiderstehliche Reize, und er war nun überhaupt schon zu tief in Sinnlichkeit versunken, als daß die Stimme der Vernunft und Tugend noch etwas über ihn vermocht hätte. Um Weltklugheit hatte er sich nie bekümmert, Sparsamkeit nie anders als dem Namen nach gekannt, sondern von jeher mehr ausgegeben, als eingenommen. Bei einer solchen Wirthschaft mußten seine häuslichen Umstände täglich zerrütteter werden, so daß er für seine eigene Person deshalb oft in wirkliche Verlegenheit gerieth. Zur Einschränkung, dem einzigen dauerhaften Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, besaß er nicht Verläugnung genug, sondern war schon zufrieden, wenn zur Zeit der Noth nur für den gegenwärtigen Augenblick Rath geschafft wurde. Bei diesem Rathschaffen mußte aber seine Ehre und sein Gewissen wohl manchmal ins Gedränge kommen; denn, so wie ein Mensch in Wassersgefahr sich an Allem, was ihm vorkommt, wäre es auch ein glühendes Eisen, halten würde, um nicht unterzusinken: eben so verliert der Verschwender zuletzt alles Gefühl von Ehre und Schande. Er trägt kein Bedenken, mit Zusagen und Verpflichtungen, die ihm heilig bleiben sollten, zu spielen, und seine Gläubiger ohne Zahlung, oft gar ohne Entschuldigung, von seiner Thüre weggehen zu lassen. Ich wiederhole es hier: Sobald man eine gewisse Grenze überschreitet, so schlägt man einen Weg ein, auf welchem die Rückkehr bisweilen unmöglich ist; nach und nach wird man gegen Lob und Tadel der Welt gleichgültig, und dann ist vollends nichts im Stande, den Menschen von den schändlichsten Unternehmungen abzuhalten, an die er zuvor nie anders als mit Scham und Abscheu denken konnte. Mit Einem Worte, der Uebergang vom ersten Fehltritte zu dem gröbsten Laster ist weit unmerklicher, als sichs die Mehrsten vorstellen.

Daß Schwäche und Neigung gegen das Laster mit wirklichem Triebe und Thätigkeit zum Guten in seltsamer Gemeinschaft neben einander wohnen können, davon gab Dodd ein auffallendes Beispiel, insofern sein Eifer allerhand wohlthätige Stiftungen zu befördern bei allen seinen Ausschweifungen unverändert derselbe blieb, ja fast immer mehr zunahm, je mehr der Ausbruch seines Falles herannahete. Unter andern rühmlichen Bemühungen predigte er auch zu verschiedenen Malen vor der Gesellschaft, welche sich die Rettung der im Wasser verunglückten, dem Ansehen nach ertrunkenen Personen angelegen sein läßt *). Im Jahre 1776 kündigte er (vermuthlich wieder, um sich aus einer oder der andern häuslichen Verlegenheit zu ziehen) ein Werk in zwei Quartbänden an, das unter dem Titel: „Freimaurerei," eine allgemeine Geschichte der Civilisation enthalten, den Ursprung und Fortgang der Künste, Wissenschaften, Gesetze und Religionen zeigen, und die Lebensbeschreibungen solcher Weisen, Philosophen, merkwürdiger Männer und Maurer einschließen sollte, die zur Cultur und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts etwas beigetragen hätten. Die Ankündigung war unter dem 1. August ausgestellt, und die Pränumeration auf 2 Guineen (12 Thlr.) festgesetzt. Ob sie nicht so viel eingetragen, als er vermuthet hatte, oder ob ein unerbittlicher Gläubiger ihn um diese Zeit gedrückt habe, weiß ich nicht; das aber ist bekannt, daß er damals den Grafen Chesterfield um eine Beihülfe an Gelde ansprach, und daß dieser ihm auch aus Erkenntlichkeit für seine ehemaligen Dienste eine beträchtliche Summe schenkte. Allein, statt seine Gläubiger damit zu befriedigen, ging er zum drittenmal nach Frankreich, und erschien bei dem Pferderennen, welches zu Paris auf der Ebene des Sablons gehalten wurde, in einem vierspännigen Phaeton. Der Graf, der sich ebenfalls dahin verfügt hatte, war erstaunt, den Mann, den er in der dringendsten Noth geglaubt hatte, hier in einem glänzenden Modekleide, mit Degen und Haarbeutel anzutreffen; und mit noch größerer Verwunderung sah er ihn sein Geld zu allerlei verwegnen Wetten anwenden. Die Folgen einer so unverantwortlichen Verschwendung konnten nicht lange ausbleiben, ob

---

*) Humane Society for the recouvery of persons apparently drowned. Es sollen jetzt schon an 150 Personen durch den Beistand dieser Gesellschaft gerettet worden seyn.

er gleich allerhand Kunstgriffe anwendete, seinem Credit eine Frist nach der andern zu verschaffen. So nahm er z. B. in Paris verschiedne Kupferstecher an, die ihm zu einer neuen Ausgabe seiner Schönheiten des Shakespeare (Beauties of Shakespeare) prächtige Kupfer verfertigen mußten. In London hingegen ließ er sich mit Buchhändlern in Unterhandlung ein, um zu dieser Unternehmung Vorschuß und Käufer zu bekommen. Endlich vereinigte er sich auch mit Herrn Kelly (einem Manne, der nicht ohne Geschmack, aber gerade in eben so mißlichen Umständen war als er selbst), um eine neue Zeitung zu schreiben, die sich unter den unzähligen Produkten dieser Art, womit London überschwemmt ist, als die schwärzeste Chronique scandaleuse auszeichnete, und eben deshalb von den Verlegern sehr reichlich bezahlt wurde. Doch, alle diese Bemühungen kamen nunmehr zu spät. Seine Schulden waren so beträchtlich, und sein Credit so schlecht, daß er es nicht mehr wagen durfte, in der Woche auszugehen, aus Furcht, seine Gläubiger möchten ihn festsetzen lassen. Nur Sonntags*) konnte er das Haus verlassen und in seinen Capellen predigen. Bei diesen verzweifelten Umständen sann er auf Mittel, sich von so drückenden Sorgen mit einemmale zu befreien. Anstatt aber das Uebel in der Wurzel anzugreifen, blieb er, wie bisher, auch diesmal wieder bei einer blos palliativen Cur stehen. Der Verkauf seiner ansehnlichen Bibliothek wäre allein hinreichend gewesen, ihn, wo nicht völlig, doch großentheils außer Schulden zu setzen. Diesen Schritt wollte ihn aber seine Eitelkeit nicht thun lassen. Ein ehrlicher Mann darf nicht erröthen, wenn Unglücksfälle ihn zwingen, zu Befriedigung seines Nachbarn Hab und Gut zu veräußern; der Verschwender hingegen muß sich fürchten, daß sein unbesonnener Ehrgeiz alsdann bekannt und durch Spott und Verachtung bestraft werde. Um dieser vermeinten Schande zu entgehen, geschah es ohne Zweifel, daß Dr. Dodd auf den unseligen Gedanken verfiel, eine Summe Geldes auf seines Wohlthäters, des Lord Chesterfield's Namen zu negociiren; und zu seinem Unglück gelang der Streich anfänglich nur gar zu wohl. Er setzte am 4. Februar eine erdichtete Renten-Verschreibung auf, vermittelst deren sich der Graf Chesterfield anheischig machte, demjenigen, der ihm die Summe von 4200 Pfund Sterling vorstrecken

*) Sonntags kann niemand Schulden halber eingezogen werden.

wollte, so lange er (der Graf) leben würde, jährlich 700 Pfund Sterling zu zahlen, und die erste vierteljährliche Zahlung am 4. Mai zu leisten, widrigenfalls aber das Duplum der vorgestreckten Summe, nämlich 8400 Pfund, verschuldet zu haben. Unter dieses falsche Document setzte Dodd des Grafen Chesterfield Namen (den er genau nachzuahmen gewußt), drückte ein Siegel dabei, und unterschrieb seinen eignen Namen als Zeuge des ganzen Vorgangs. Hierauf ließ er einen gewissen Mäkler, Herrn Ludwig Robertson, rufen, erzählte demselben, daß der Graf Chesterfield zu einer unvermutheten Ausgabe Geld brauche, und ihm, als seinem ehemaligen Hofmeister, die dazu erforderliche Schuldverschreibung eingehändigt habe; er, Herr Robertson, möchte sich vorläufig erkundigen, ob und wo sie gegen baares Geld unterzubringen sei; auch möchte er, gleich ihm, das Instrument als Zeuge ebenfalls unterschreiben. Dies that Robertson ohne alles Bedenken, weil er sich gegen Dodd's Ehrlichkeit nicht den entferntesten Zweifel erlaubte. Nachdem der gute Robertson bei verschiedenen Kaufleuten abschlägige Antwort bekommen hatte, gerieth er zu einem reichen Geldwechsler, Herrn Heinrich Fletcher, der sich erklärte, daß er nicht abgeneigt wäre, den Handel einzugehen; nur müßte die Ausfertigung und Unterzeichnung der Verschreibung in Gegenwart seines Procurators geschehen. Diese Bedingung konnte aber Dodd nicht zulassen; er stellte also dem Mäkler vor, daß der Graf ein solches Mißtrauen sehr übel aufnehmen würde, daß die Ausfertigung in aller Form geschehen sei, und daß es dabei schlechterdings sein Bewenden haben müsse. Dies ließ sich Herr Fletcher endlich gefallen und verlangte nur, Sicherheitswegen, ein schriftliches Zeugniß vom Grafen Chesterfield, worin dieser bekennen sollte, daß er eine solche Verschreibung ausgestellt und Herrn Robertson aufgetragen habe, sie zu verhandeln. Robertson entwarf sogleich einen Aufsatz, der dies besagte und händigte ihn dem Dr. Dodd ein, um den Grafen zur Unterschrift desselben zu bewegen. Auch diesen Aufsatz unterzeichnete Dodd mit dem Namen Chesterfield; unterzeichnete ferner mit eben dem Namen einen besondern Empfangschein über die in der Verschreibung enthaltene Summe von 4200 Pfund, setzte seinen eigenen Namen in Qualität eines Zeugen hinzu, und bewog Herrn Robertson ein Gleiches zu thun. Mit allen diesen durchaus untergeschobenen Documenten verfügte sich der Mäkler zum Banquier und erhielt nun ohne

Bedenken die Zahlung, nämlich 1200 Pfund an baarem Gelde, und 3000 Pfund Sterling in sechs Wechseln, jeden von 500 Pfund, die in vierzehn Tagen fällig waren. Bei Ueberbringung dieses Geldes zahlte Dodd dem Mäkler seine Gebühren davon, und endossirte zwei von den Wechseln auf 500 Pfund, unter Lord Chesterfield's Namen. Auf solche Art hatte er diese Unterschrift nun zu fünf verschiedenen Malen fälschlich nachgemacht. Herr Fletcher hatte das Geld kaum ausgezahlt, als ihm über die Gültigkeit der Verschreibung allerhand Zweifel aufstiegen; er schickte sie also noch desselben Tages seinem Procurator, Herrn John Manley zu und erbat sich dessen Gutachten darüber. Da dieser nicht zu Hause war, so mußte die Untersuchung bis am folgenden Morgen ausgesetzt bleiben. Bei derselben entdeckte nun Manley einen Kleck oder Flecken an einem Buchstaben, der nicht von ungefähr gemacht zu sein schien. Er zeigte ihn Herrn Fletcher mit dem Beifügen, daß es am sichersten wäre, wenn man den Grafen Chesterfield bäte, die Verschreibung nochmals rein zu kopiren, von neuem zu unterzeichnen und auszufertigen, die alte hingegen zu zerreißen. Um dies zu bewirken ging Herr Manley Donnerstags den 6. Februar zum Grafen, fand ihn aber nicht zu Hause und begnügte sich daher, in einem kleinen Billet zu melden, weswegen er ihm hätte die Aufwartung machen wollen, und daß er den folgenden Morgen gegen 10 Uhr wiederkommen würde. Als er sich am Freitage zur gesetzten Zeit bei dem Grafen einstellte, empfing ihn dieser mit den Worten: „Sie kommen wegen der Verschreibung?" — Ja, Ew. Excellenz. — „Ich habe sie verbrannt." — Manley wußte anfänglich nicht, was er aus dieser Antwort machen sollte; allein der Graf erklärte sich hernach, daß er einstmals, ehe er mündig geworden, eine Verschreibung von 500 Pfund Sterling ausgestellt, und solche nachher verbrannt hätte *). Herr Manley zeigte ihm hierauf die Verschreibung, von welcher jetzt die Rede war, da denn der Graf gleich beim ersten Anblick betheuerte, sie sei falsch und er wisse nichts darum.

Mit dieser tröstlichen Nachricht verfügte sich Herr Manley zu seinem Clienten; beide eilten zum Lord Mayor (welches da-

*) Aus diesem Umstande will man schließen, daß Dr. Dodd schon ehemals eine ähnliche Betrügerei angestellt, daß ihm aber der Graf damals den Streich verziehen, und die Verschreibung für gültig erklärt habe.

mals Sir Thomas Halifax war), und dieser ertheilte ihnen nach angehörter Aussage Vollmacht, sowohl Dr. Dodd als den Mäkler Robertson einzuziehen. Letzteren bekamen sie sogleich und fuhren mit ihm nach Dodd's Wohnung in Argyle-Street, Westminster. Er war zu Hause und ward bei Seite gerufen. Hier eröffnete ihm Herr Manley die Ursache seines Besuchs und bezeugte ihm sein Beileid über die unangenehme Veranlassung desselben. Er sei nämlich nebst Robertson, der schon in Verhaft wäre, eines Betruges gegen den Grafen Chesterfield beschuldigt worden, insofern er unter dessen Namen eine falsche Verschreibung ausgestellt hätte. Dodd war wie vom Donner gerührt, ward bleich und konnte nicht eine Sylbe hervorbringen. Manley fragte: was ihn zu einem solchen Schritte bewogen hätte? Er unterstand sich nicht die That zu läugnen, nicht einmal eine Ausflucht zu suchen, sondern entschuldigte sich blos damit, daß einige Krämer und Kaufleute, denen er schuldig gewesen, auf unverzügliche Bezahlung gedrungen, und daß ihn folglich die äußerste Noth dazu gezwungen hätte. Er sei im geringsten nicht gesonnen gewesen, weder Lord Chesterfield, noch sonst jemand zu vervortheilen; sondern habe innerhalb drei Monaten alles erstatten wollen, wozu er alsdann auch gewiß habe Rath schaffen können. Der Mäkler Robertson sagte hierauf: „Herr Doctor, ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Unschuld vor Allen, die zugegen sind, bezeugen." Dies that er ohne im geringsten anzustehen.

Herr Manley forderte nunmehr das Geld wieder zurück; und Dodd gab Alles, sowohl Wechsel als Baarschaft heraus, bis auf 400 Pfund Sterling, die schon ausgegeben waren; für diese verpfändete er sein übriges Vermögen. Manley hatte ihm Hoffnung gemacht, daß die Sache in der Stille beigelegt werden sollte, falls er Alles ersetzte. Hätte Dodd in diesem Augenblick die geringste Weltklugheit besessen, die er freilich in seinem ganzen Leben noch bei keiner Gelegenheit gezeigt, so würde er sich, der Strenge der englischen Gesetze ungeachtet, gewiß erhalten haben. Den Herren Interessenten (Fletcher und Compagnie) mußte natürlicher Weise nicht sowohl an seiner Bestrafung, als an der Erstattung des Geldes gelegen sein. Hätte nun Dodd vorgeschlagen, daß ihm Manley gegen Zurückgabe der Gelder seine nachgemachte Verschreibung einhändigen sollte, so würde dieser sich dessen nicht geweigert haben, um den Haupt-

endzweck seines Clienten nicht zu verfehlen. Alsdann aber wäre auch das Corpus delicti, als der Hauptbeweis zur Klage, nicht mehr vorhanden gewesen. Weil aber Dodd in dem Augenblicke seiner Entdeckung alle Gegenwart des Geistes verloren hatte; so verscherzte er dieses einzige und sicherste Mittel zu seiner Rettung. Am folgenden Morgen ward er vor den Lord Mayor geführt und förmlich angeklagt. Er hatte sich vom ersten Schrecken noch gar nicht erholt; seine Entschuldigung fiel daher sehr abgebrochen und schwankend aus. Man erkennt darin den ganzen Charakter eines äußerst schwachen Menschen, der keine Ausflucht weiß und dem doch sein Leben über alles lieb ist.

„Ich weiß nicht, was ich in diesen Umständen sagen soll. — Ich hatte nicht die Absicht Lord Chesterfield zu betrügen. — Ich hoffe, Se. Excellenz werden dies bedenken. — Ich war in der äußersten Verlegenheit und brauchte zu Bezahlung verschiedener Rechnungen 3= bis 400 Pfund *). — Ich suchte mir auf eine Zeitlang zu helfen; — ich würde das Geld binnen einem halben Jahre wieder abgetragen haben. — Ich habe bereits Alles erstattet und hoffe, daß man dies mit in Erwägung ziehen wird. — Mylord Chesterfield ist mir von jeher zugethan gewesen. Er weiß, daß ich ihn lieb habe, daß seine Ehre mir so lieb als meine eigne ist **); bei seinem Herzen hoffe ich Vergebung und Erbarmung zu finden. Niemand fordert eine Untersuchung dieser unglücklichen Sache. — Ich flehe Sie an, Mylord Mayor, bedenken Sie alle diese Umstände, und lassen mich frei. — Herr Robertson ist gewiß ganz unschuldig."

In dieser Vertheidigung war nichts, das ihm rechtlicher Weise den geringsten Anspruch auf Gnade geben konnte. Er und Robertson wurden also, jeder besonders, ins Gefängniß geschickt, der Graf Chesterfield hingegen, nebst Herrn Fletcher und einigen Andern, mußten ihr Wort von sich geben, daß sie als Zeugen vor der Grand-Jury erscheinen wollten. Unter diesem Namen verstehet man zwölf aus der Bürgerschaft gewählte Personen, die, wenn jemand in Verhaft kommt, vereidet werden, und vorläufig untersuchen müssen, ob der Beklagte die ihm beigemessene That wirklich begangen habe, oder ob ihm solche von den Klägern aus Uebereilung oder Bosheit nur angedichtet wor-

*) Dazu brauchte er 4200 Pfund!

**) Das wollte damals nicht viel sagen.

den. Im letzteren Falle wird der Gefangene sogleich losgesprochen und in Freiheit gesetzt; im ersteren aber kommt die Sache zu einer förmlichen, gerichtlichen Untersuchung. Nun hatte zwar Dodd die That bereits eingestanden; allein dadurch ward jene vorläufige Untersuchung der Zwölf Geschwornen keinesweges entbehrlich: denn die englischen Gesetze lassen das eigne Geständniß des Beklagten für keinen hinreichenden Beweis gelten, sondern verordnen ausdrücklich, daß in allen Fällen (selbst wenn es Mord und Todtschlag betrifft), „niemand aus seinem eigenen Munde gerichtet und verdammt werden solle," sondern daß solches lediglich nur auf glaubwürdige Zeugnisse geschehen könne. In gegenwärtigem Falle beruhete nun von Seiten der andern Partei die Gültigkeit der Anklage großentheils darauf: ob der Name Dodd, der als Zeuge unter den falschen Documenten stand, wirklich von Dodd's eigener Hand geschrieben sei. Dies konnte aber nicht anders als durch des Mäklers Robertson Zeugniß bewiesen werden; denn der war allein zugegen gewesen, da Dodd seinen Namen (Wilhelm Dodd) als Zeuge unter die falsche Verschreibung hingesetzt hatte. Auch hatte sie ihm dieser, ohne eines Andern Beisein, eingehändigt, um das Geld darauf zu heben. Gelang es also den Advocaten, das Zeugniß des Mäklers für verdächtig oder gar unzulässig auszugeben; so hatten sie gewonnenes Spiel und ihr Client mußte auf freien Fuß gesetzt werden. Um dies zu bewirken, behaupteten sie, Robertson sei in diesen Handel dermaßen eingeflochten, daß er so gut als Dodd Schuld haben könne. Das Zeugniß eines Mitschuldigen und Mitgefangenen aber, sei bei Verbrechen dieser Art nicht zulässig.

Von Seiten der andern Partei befürchtete Manley (der Procurator des Klägers), daß ohne Robertson's Zeugniß sein Client, Herr Fletcher, des Geldes wegen nicht genugsam gesichert wäre. Er wendete sich also in einer andern Sitzung an den Richter und trug demselben mündlich vor, ob er erlauben wollte, daß Robertson von den Geschwornen examinirt werden dürfte? Dies beantwortete der Richter mit „Nein." Zum Unglück plauderte der Gerichtsbote in diesem Augenblick und hörte folglich nicht auf den Vortrag. Manley, der dieses bemerkt hatte, wagte es also, ihm ganz dreist vorzusagen: der Richter habe die Erlaubniß zugestanden; er möchte also dem Kerkermeister anbefehlen, Robertson vor die Geschwornen verabfolgen zu lassen. Dies geschah; und Dodd's Advocaten erfuhren von dem vorgefallenen

Betruge nicht eher etwas, als bis das Verhör vorüber war. Auf ihre Vorstellung wurden zwar der Gerichtsbote und der Kerkermeister zur Verantwortung gezogen, auch das Verhör, seiner Form nach getadelt; die Aussage selbst aber konnte doch nicht aufgehoben oder annullirt werden, und sie war so überzeugend, und mit Dodd's eigenem Geständnisse so einstimmig ausgefallen, daß die Geschwornen ohne fernern Anstand die Klage für gegründet, und einer rechtlichen Erörterung bedürftig, anerkannt hatten. Der förmliche gerichtliche Prozeß nahm also am 24. Februar seinen Anfang. Gleich bei der ersten Sitzung protestirten Dodd's Advocaten gegen das Erkenntniß der Geschwornen, weil sich solches blos auf das Zeugniß Robertson's gründe, dieses aber durch unerlaubte Mittel erlangt worden sei. Nach vielem Disputiren wurden sie endlich zur Appellation an das Tribunal der Zwölf Richter von England verwiesen, mit dem Beifügen, daß der Lauf des Prozesses deshalb nicht unterbrochen werden müsse. Es dauerte hierauf nicht lange, so waren die einzelnen Sätze der wider ihn eingereichten Klage durchgehends unumstößlich bewiesen. Die Richter ließen ihn also vor sich kommen und fragten, was er zu seiner Vertheidigung etwa noch beizubringen habe? Hierauf antwortete er durch folgende Rede, die schon mehr zusammenhängend und studirter war als die erste. Er widersprach darin seiner vorigen Aussage und suchte mit Vertheidigungsgründen durchzukommen, die mehr auf Spitzfindigkeit als auf richtige Schlüsse hinausliefen.

„Nach den Beschuldigungen, die heute gegen mich erweislich geworden sind, fällt es mir schwer Ew. Herrlichkeiten anzureden. Von der Schändlichkeit des Verbrechens, dessen ich überführt bin, und von den nachtheiligen Folgen eines solchen Beispiels in einem Handlung treibenden Staate, wie der unsrige, kann niemand inniger und lebhafter überzeugt sein, als ich selbst. Allein, was auch das Recht in dergleichen Fällen besagen mag, so dünkt mich doch, daß Vernunft, Religion und Gesetze die moralische Schändlichkeit eines Lasters nur nach der Absicht desjenigen beurtheilen, der sich desselben schuldig macht. Das scheint selbst der Sinn des Gesetzes zu sein, weil nämlich in der hierher gehörigen Parlamentsakte ausdrücklich und mit klaren Worten gesagt wird: with an intention to defraud, in der Absicht zu betrügen. Eine solche Absicht aber, Mylords und meine Herren Geschwornen, hat man, wie ich glaube, nicht einmal versucht

mir beizumessen; und überdem wissen Sie, daß ich Alles bei Heller und Pfennig wiedererstattet habe. Urtheilen Sie nun selbst, Mylords und Sie, meine Herren Geschwornen, was Gott und Menschen von einem unglücklichen Manne, der einmal vom rechten Wege abgewichen ist, mehr verlangen können, wenn er im ersten Augenblicke des vernünftigen Nachdenkens alles das Seine zur völligen Erstattung angewendet hat? Zwar könnte ich noch manche Umstände zu meiner Vertheidigung beibringen, oder ich dürfte mich auch nur meinen Empfindungen überlassen; wahrlich, sie würden bei deren Schilderung nicht ungerührt bleiben. Allein damit will ich Sie nicht aufhalten, Mylords. Nur den einzigen Umstand erlauben Sie mir anzuführen: Es ist doch offenbar ausgemacht, daß ich nicht einmal die Absicht gehabt habe, jemand zu schaden, geschweige denn, daß ich es wirklich gethan hätte. Aus diesem, dem allein richtigen Gesichtspunkte, bitte ich Sie, die Sache anzusehen. Von Seiten des Gerichts hat man ganz gerecht gegen mich verfahren; allein von Seiten der Kläger bin ich mit einer Art von Grausamkeit verfolgt worden, welche Sie selbst, Mylords, vielleicht nicht gut heißen werden. Herr Manley versprach mir ausdrücklich und mit den heiligsten Versicherungen, daß die Sache in der Stille beigelegt werden sollte, wenn ich gleich Alles wieder ersetzte. Das ist geschehen. Gleichwohl bin ich nicht nur eingezogen und angeklagt, sondern mit Heftigkeit und Strenge verfolgt worden. Um mich zu stürzen hat man sich nicht gescheuet einen Mann, der offenbar mein Mitschuldiger ist *), als Hauptzeugen gegen mich auftreten zu lassen. — Mylords, mir, der ich von Schmach und Elend niedergedrückt unter einer so schweren Anklage fast erliege, mir kann das Leben nicht achtenswerth sein. Nein, Mylords, nachdem ich so tief gesunken bin, würde der Tod die größte Wohlthat für mich sein. Aber ach! ich stehe noch in Verbindungen, die mich zurückhalten, die den Wunsch in mir erwecken, dies elende Dasein verlängert zu sehen. Ich habe eine Gattin, Mylords, welche siebenundzwanzig Jahre das Muster ehelicher Liebe und Treue gewesen ist **); ihre Verfassung ist bedauerns-

*) Dies ist gerade das Gegentheil von dem, was er vor dem Lord Mayor ausgesagt, und auch von dem, was er in Gegenwart des Herrn Manley betheuert hatte.

**) Er irrte sich in der Zahl der Jahre; es waren noch nicht volle sechsundzwanzig Jahre seit seiner Heirath verflossen. — Seine Freunde,

werth, und ihr Betragen gegen mich dessen ungeachtet so unverändert zärtlich, daß es auch dem Fühllosesten Thränen auspressen könnte. Ich hoffe, Mylords, Sie werden in meiner Vorstellung nichts vergrößert, nichts übertrieben finden. Ich habe ehrliche Leute zu Gläubigern, die bei meinem Tode viel verlieren würden; ich wünschte, daß man aus Billigkeit gegen sie Erbarmen mit mir haben möchte. Wenn diese Gründe, Mylords und meine Herren Geschwornen, einigen Eindruck auf Sie machen; wenn bei der parteilichsten Untersuchung nicht die geringste Absicht zu schaden entdeckt werden wird, (und ich betheure feierlich, daß es in meinem Vermögen stand, alles in drei Monathen abzuzahlen, wie ich Herrn Robertson oft versichert und worauf ich denn auch sein Versprechen erhalten, die ganze Sache sollte niemand als Herrn Fletcher und ihm bekannt werden;) wenn man endlich in Erwägung nehmen wollte, daß niemand auf Erden der mindeste Schaden zugefügt worden ist: — dann dürfte ich von der Güte, der Menschlichkeit und dem Schutze meines Vaterlandes Alles erwarten, mit Zuversicht das Beste hoffen."

Leider war der Betrug zu offenbar, als daß Dr. Dodd's künstlerische Rede, und seine Scheingründe denselben hätten bemänteln können. Der Richter ermahnte nunmehr die Geschwornen, die Sache in Erwägung zu nehmen und nach Maßgabe der angeführten Beweise und Gegenbeweise zu erklären: ob sie Dr. Dodd für schuldig oder nicht schuldig hielten. Nachdem sie sich ungefähr zehn Minuten lang mit einander berathschlagt hatten *), erklärten sie ihn schuldig (guilty); doch übergaben sie zu gleicher Zeit den Richtern eine Bittschrift an den König, daß dieser ihn begnadigen möchte.

Den englischen Gesetzen nach, konnte ihr Urtheil schlechterdings nicht anders ausfallen. Auf jede Art von untergeschobener oder falscher Handschrift, wodurch man jemanden um Geld oder auf eine andere Art zu vervortheilen sucht, steht Todesstrafe.

---

denen es bekannt war, wie wenig Madame Dodd ein solches Lob verdiente, ärgerten sich über diese Verstellung, und seine Feinde spotteten darüber.

*) Dieses geschiehet in einem Nebenzimmer, wo sie ohne Essen und Trinken und Feuer so lange bleiben müssen, bis sie unter sich einstimmig sind.

Die Gesetze können nicht auf die letzte oder endliche Absicht des Thäters sehen; sonst wäre auf einmal ihre ganze Wirksamkeit, ihr ganzer Nutzen dahin. Jedem Betrüger, jedem Verbrecher, er sei von welcher Art er wolle, stehet diese Ausflucht offen; immer kann er betheuern, er habe sich nur aus der gegenwärtigen Noth helfen, und am Ende Alles erstatten wollen. Der Ausdruck der Parlamentsakte, „in der Absicht zu betrügen," (with an intention to defraud) konnte sich also keineswegs auf die endliche Intention beziehen (wie Dodd es auszulegen suchte), sondern mußte schlechterdings auf die erste Instanz gedeutet werden. Er hatte eine falsche Verschreibung ausgestellt; unter diesem betrügerischen Vorwande wollte er jemand um eine Summe Geldes bringen. Für den Betrug hatte man augenscheinliche offenbare Beweise; — aber nichts konnte beweisen, daß er in drei oder sechs Monaten den Betrug (denn das blieb er auch noch alsdann) wieder gut machen würde. Sollte man also einem Manne, der gewissenlos genug gewesen war, unter diesem falschen Vorwande die Leute um das Ihrige zu betrügen, sollte man dem auf sein bloßes, aus Furcht vor dem Tode gegebnes Wort glauben, daß er künftig einmal so ehrlich gewesen sein würde, das Erschlichene wieder zurück zu geben? Da die Geschwornen keine andere Entscheidung von sich geben durften, als entweder „Schuldig" oder „nicht Schuldig," so konnten sie ihrem Eide und Gewissen, imgleichen der ausdrücklichen Vorschrift des Gesetzes nach, offenbar nicht anders sprechen, als sie wirklich gethan.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als daß die Richter den Ausspruch der Geschwornen bestätigten und das Urtheil publicirten. Dies wollten sie aber nicht eher thun, als bis das Tribunal der Zwölf Richter entschieden haben würde, ob Robertson's Zeugniß gelten könne oder nicht; und ehe diese Entscheidung erfolgte, ging der Termin der diesmaligen Gerichts-Session zu Ende *). Also mußte Dodd bis zur neuen Session, die erst im Mai anging, in Verhaft, und seines Schicksals wegen in quälender Ungewißheit bleiben. Sein Vermögen war unterdessen

*) Es wird nämlich in London (so wie in der Hauptstadt einer jeden Grafschaft), nur alle Vierteljahre Eine solche Sitzung gehalten, die ungefähr drei bis vier Wochen dauert; was darin nicht zu Ende gebracht wird, bleibt bis zur nächsten Sitzung unentschieden.

schon eingezogen, und zu Herrn Fletcher's und einiger andrer Gläubiger Befriedigung, imgleichen zu Bezahlung der Sheriffs *) angewendet worden. Gleichwohl blieben noch sehr viele Schulden ungetilgt, und ihm selbst nicht das Mindeste übrig, um sich im Gefängnisse einige Bequemlichkeiten zu verschaffen. Dieser schnelle Wechsel vom ehemaligen Ueberflusse zum jetzigen äußersten Mangel, mußte ihm überaus hart fallen. Zwar versorgten ihn seine Freunde, ja selbst Unbekannte und Ungenannte, in dieser traurigen Lage mit Allem, was er nur wünschen konnte; allein er lebte dessen ungeachtet nur sehr mäßig und enthaltsam. Es war freilich natürlich, daß bei seiner jetzigen Verfassung der ehemalige Hang zur Sinnlichkeit ernsthafteren Betrachtungen weichen mußte, zumal, da er selbst sich keinesweges mit der Hoffnung schmeichelte, begnadiget zu werden. Von dem Augenblick an, da die Geschwornen ihn für schuldig erklärt hatten, suchte er sich vielmehr mit dem Tode bekannt zu machen. Der erste Schritt hierzu mußte in einer gewissenhaften Selbstprüfung bestehen, so niederschlagend diese auch immer für ihn ausfallen mochte. Er fand, daß sein ganzes bisheriges Leben eine lange Reihe von Fehltritten war, die durch eine späte und nicht einmal ganz freiwillige Reue ausgelöscht werden sollten, wenn er vor dem Thron seines ewigen Richters Gnade finden wollte. Die Tröstungen der Religion, die sich gemeiniglich da am wirksamsten beweisen, wo menschlicher Trost nichts mehr vermag, und der Zuspruch so mancher rechtschaffener Leute, besonders des Gefängnißpredigers, Herrn Villette, verhalfen ihm nach und nach zu einiger Beruhigung. Diese Gemüthsverfassung erlaubte ihm, mehrmals vor seinen Mitgefangenen zu predigen, und er that es allemal mit solchem Nachdruck, daß selbst die verworfensten und abgehärtetsten Bösewichter bis zu Thränen gerührt wurden. Eine dieser Predigten ist durch den Druck bekannt gemacht worden **), und verdient als eine treffliche Kanzelrede empfohlen zu

*) Sheriffs sind Criminalrichter, welche für die Vollziehung der Urtheilssprüche sorgen müssen. Die Stadt London wählt jährlich zwei für die Grafschaft Middlesex. Jede andere Grafschaft hat nur Einen, der allemal vom Könige erwählt wird. In London ist dieses Amt so beschwerlich, daß sich seit einigen Jahren fast niemand dazu verstehen will.

**) Diese Rede erschien unter dem Titel: The Convicts Address to his unhappy Brethren. Da sie bereits ins Deutsche übersetzt ist, so hat man sie hier nicht von neuem mit einrücken wollen.

werden, wenn sie gleich nicht so, wie seine vorigen Schriften, durch gesuchte Worte und rednerischen Schmuck glänzt.

Endlich berathschlagten sich die Zwölf Richter mit einander, und erklärten Robertson's Zeugniß für gültig. Diesen Ausspruch mußte einer von ihnen *) dem Dr. Dodd bekannt machen, welches am 12. Mai in folgender Rede geschah:

„Dr. Wilhelm Dodd!"

„Als Ihr im vergangenen Februar, eines Betruges wegen angeklagt, vor Gericht erscheinen mußtet, behaupteten Eure Advocaten, daß diese Anklage gar nicht zulässig sei, weil sie sich hauptsächlich auf das Zeugniß des Mäklers Ludwig Robertson gründe, dieses aber aus zweien Gründen ganz unstatthaft sei, einmal, weil Robertson des nämlichen Betrugs wegen eingezogen, folglich als Euer Mitschuldiger anzusehen, und zweitens, weil er vor den Geschwornen (Grand-Jury) als Zeuge examinirt worden, ungeachtet der Befehl, auf welchen der Kerkermeister von Newgate ihn am 19. Februar zum Verhör verabfolgen lassen, nicht rechtmäßig gewesen, auch hernach von Gerichtswegen wieder annullirt worden sei."

„Dieser Einwurf Eurer Advocaten ist dem Tribunal der Zwölf Richter zur Entscheidung vorgelegt worden, welche letztere ich Euch jetzt, nach reiflicher Erwägung, bekannt machen soll."

„Ueberhaupt betrachtet, kann ein Beklagter nichts dagegen einwenden, wenn jemand, der mit ihm zu gleicher Zeit im Gefängnisse sitzt, vor die Geschwornen (Grand-Jury) gebracht wird, um Zeugniß gegen ihn abzulegen; denn dies ist, unsern Gesetzen nach erlaubt und recht. Freilich wird zu einem solchen Verhör die Einwilligung und Erlaubniß des Richters erfordert; ob aber diese wirklich und richtig ausgestellt, oder ob sie untergeschoben sei: damit hat der Beklagte nichts zu thun; das geht allein den Kerkermeister an, nur der muß das verantworten. — In obgedachtem Einwurf Eurer Advocaten scheint ferner die Frage implicirt zu sein: ob ein Privatkläger, wenn er einen Mitschuldigen (er befinde sich in oder außer dem Gefängnisse), als Zeugen darstellt, diesen Mitschuldigen blos dadurch vor aller ferneren gerichtlichen Anklage in Betracht dieser Sache sichern und

---

*) Es war der Ritter Sir Richard Aston.

freistellen könne *)? An und für sich ist diese Frage wichtig, und einer genauen Untersuchung werth; aber hier hat sie mit der Hauptsache nichts gemein: denn Euch, als Beklagtem kann daraus weder Vortheil noch Schade erwachsen."

„Es kommt also lediglich darauf an: ob ein Mitschuldiger rechtmäßiger und gültiger Weise als Zeuge gebraucht werden könne? Dies erlauben nun die Gesetze ausdrücklich und ohne Ausnahme; mithin ist Ludwig Robertson in dieser Sache als ein unverwerflicher Zeuge anzusehen."

„Die Richter sind daher einstimmig der Meinung, daß gegen Euch gesetzmäßig verfahren und Ihr der Schuld rechtsgültig überwiesen seid. Wir haben für gut befunden, Euch diesen Ausspruch unverzüglich bekannt zu machen, damit Ihr Euch auf die am Ende der Session zu gewartenden Folgen vorbereiten könnet."

Dr. Dodd antwortete hierauf nur Folgendes:

„Mylord!"

„Ich danke Ihnen und den übrigen gelehrten Richtern demüthigst, daß Sie dem Einwurf meiner Advocaten, an jenem schrecklichen Tage meines Verhörs, so viel Aufmerksamkeit zu bezeigen geruhet haben. Ihre Kenntnisse und Gerechtigkeitsliebe sind mir Bürge, daß Ihr Ausspruch nicht anders als dem Rechte gemäß sein kann."

Nach vierzehn Tagen ward er von neuem vor Gericht gebracht, um sein Urtheil zu empfangen. Auf die gewöhnliche Frage: Ob er noch etwas vorzuwenden hätte, daß das Urtheil nicht gesprochen werden sollte? redete er die Richter folgendermaßen an:

„Mylords!"

„Sie haben an mir ein schreckliches Beispiel menschlicher Schwachheit vor Augen. Meiner Talente wegen von Jugend auf geschmeichelt, bekam ich früh eine allzu hohe Meinung von mir selbst. Vermöge dieser hielt ich mich beim Eintritt in die große Welt zu den feurigsten Erwartungen berechtigt und glaubte, daß durch meine Beförderung zum Predigtamt dem Ansehen und der Würde des geistlichen Standes wohl eben nicht Eintrag

---

*) Und ob folglich, im gegenwärtigen Falle, Robertson Euer Mitschuldiger sei, oder nicht; ob deshalb ferner auf ihn inquirirt werden müsse oder nicht: — das ist der specielle Sinn dieser allgemeinen Assertion.

geschehen sei. Auch war ich weder ein müßiger noch ein unnützer Arbeiter. Ich lehrte die Wahrheiten des Christenthums mit dem Nachdruck, den das Bewußtsein, daß wir es gut meinen, dem Vortrage mitzutheilen pflegt. Mit Freuden sah ich, daß meine Bemühungen nicht ohne Beifall blieben; meine Predigten wurden häufig besucht, und ich glaube nicht ohne Grund, daß manche von meinen Zuhörern dadurch vor Sünden und Lastern bewahrt, andere aber davon zurückgeführt worden sind. Wenn diese Umstände auf der einen Seite mein Verbrechen um desto schwerer machen; so können Sie wohl denken, Mylords, daß mir auf der andern die Strafe auch in eben dem Maaße um so viel empfindlicher werden muß. Durch das Zutrauen der Menschen verleitet, traute ich mir selbst zu viel. Ich glaubte das wirklich zu sein, wofür andre mich hielten, „von Herzen rechtschaffen," und diese Rechtschaffenheit gegründet und gestärkt durch Religion; dafür hielt ich sie, ohne zu erwägen, wie groß die Gefahr der Eitelkeit, und überhaupt welch ein betrügliches Ding das Herz des Menschen ist. Der Tag des Kampfes kam, und ich war nicht stark genug, der Versuchung zu widerstehen. Stündlich, ja jeden Augenblick hält mir mein Gewissen das Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht habe, in seiner ganzen Schädlichkeit und Bosheit vor. Doch, wie manche haben der Versuchung unterlegen, die jetzt mit dem Bußfertigen im Himmel sind!"

„Ich unterstehe mich nicht einer Handlung, der gleich jetzt die rächende Gerechtigkeit das Urtheil sprechen wird, den bessern Theil meines Lebens, einen Zeitraum von beinahe dreißig Jahren, entgegenzustellen, welchen ich in Beförderung und Ausübung christlicher Liebeswerke, in Linderung ähnlichen Elendes, als ich selbst jetzt fühlen muß, in Darreichung des Trostes, dessen ich selbst jetzt bedarf, zugebracht habe. Ich will auch sonst auf keine Weise meine Schuld zu verringern suchen; nur so viel muß und will ich betheuern, es war nicht meine Endabsicht irgend jemand zu betrügen. Das ergibt sich aus allen Umständen, und davon werden auch die Mehresten unter ihnen wohl bei sich selbst überzeugt sein. Wenn es mir zukäme, meine Strafe selbst abzumessen, so würde ich gestehen müssen, daß ich jetzt schon nicht viel weniger als ich verdient, gelitten zu haben glaube."

„Mein guter Ruf, der mich vorsichtig, und Glücksum=

stände, die mich zufriedener hätten machen sollen, sind dahin. — Ich bin auf einmal in Armuth und Verachtung gesunken. — Mein Name und mein Verbrechen sind zu einem Volksliede *) geworden, womit auf allen Gassen der Leichtsinnige Kurzweil, mit dem der Boshafte seinen Spott treibt."

„Es kann sonderbar scheinen, Mylords, daß, wenn ich bedenke, was ich ehedem, ja unlängst erst gewesen — daß ich da noch wünschen sollte zu bleiben, was ich jetzt bin. Allein, Verachtung des Todes mag unter heidnischen Tugenden noch so sehr glänzen; mit christlicher Reue hat sie nichts gemein. Viele Beweggründe machen es mir zur Pflicht, Sie, Mylords, um die Fristung meines Lebens demüthigst anzuflehen. Nicht blos, weil ich so gut als jedes andre Geschöpf vor einem gewaltsamen Tode Abscheu fühle; nicht blos, weil jene allgemeine Furcht vor einer zu frühen Auflösung sich auch in meinen Adern regt: sondern vornehmlich, um den Schaden, den ich der Geistlichkeit, der Welt und der Religion zugefügt habe, zu erstatten und das Ärgerniß, welches ich gegeben, durch das Beispiel meiner Buße abzuwischen — deshalb vornehmlich begehre ich noch zu leben. Vor allen Dingen aber wünschte ich mit mehr gesammeltem Gemüth, nach einer ruhigeren Vorbereitung, erst zu

---

*) Diese elenden Gassenhauer, die zur Schande der englischen Nation in ganz London gesungen oder vielmehr erbärmlich und unerträglich geheult werden, verdienen nicht mehr den Namen Balladen. So kernig, gefühlvoll, und dabei ganz ungenirt als die ehemaligen Romanzen waren, die der Nachwelt unter dem Namen Balladen schätzbar geworden sind, werden jetzt keine mehr gemacht. Heut zu Tage ist es in England das elendeste abgedroschenste Zeug, das je erdacht werden kann, und die Musik dazu ist, wo möglich, noch elender als der Text. Nationalmusik haben die Engländer, meines Erachtens, gar nicht. Ich glaube vielmehr, daß es in ganz Europa kein Land gibt, wo das gemeine Volk weniger musikalisch ist, als hier. Leuten von Stande hingegen kann ich einen guten und richtigen Geschmack in der Tonkunst keineswegs absprechen; das beweiset unter andern die hohe Achtung, in welcher unser Hendel bei ihnen steht. In Schottland haben sich, seit David Rizzi's Zeiten, einige sehr simple aber sanfte und äußerst gefühlvolle Melodien bis auf den heutigen Tag erhalten. Man erkennt in denselben jene Simplicität, welche den Charakter der damaligen italienischen Musik ausmachte, und es ist daher wahrscheinlich, daß Rizzi dieselben aus seinem Vaterlande mitgebracht hatte. Daß sie den Schotten nicht eigen sein können, ist, dünkt mich, auch daraus abzunehmen, daß seitdem keine neue Lieder dieser Art mehr componirt worden.

sterben. Die Schrecken des finstern Kerkers, die Aengstlichkeit des Verhörs, die beständige Unruhe, in welcher sich die Seele bei der Ungewißheit unsers Schicksals befindet: alles das macht eine stete Ebbe und Fluth von Gemüthsbewegungen aus, wobei der Geist unmöglich zu der Fassung gelangen kann, die zu den heiligen Uebungen des Gebets, und zur stillen Prüfung des Herzens erfordert wird. — Man versage mir daher nicht eine Frist, die ich zu keinem andern Behuf fordre, als daß ich durch Nachdenken und Reue vorbereitet werde, vor dem Richterstuhle des Allmächtigen zu erscheinen, und die Gegenwart des Richters zu ertragen, der einem jeden thun wird nach seinen Werken; der den bußfertigen Sünder annehmen und ihm verzeihen wird, und bei dem auch die, welche hier Barmherzigkeit geübt haben, Erbarmung suchen und finden werden."

„Um dieser Ursachen willen, Mylords, wünsche ich, selbst unter Elend und Schande, noch zu leben, und flehe demüthigst, daß Sie mich der Gnade des Königs empfehlen mögen."

Diese Rede konnten die Mehresten von den Anwesenden nicht ohne die äußerste Rührung mit anhören. So viel Wahres und Wahrscheinliches aber auch darin angebracht sein mochte, so sieht man doch wohl, daß sein Geständniß noch immer nicht so ganz aufrichtig war. Er berührte seinen lasterhaften Wandel nur von fern, um in den Augen seiner Richter der Gnade, die er von ihnen zu erlangen wünschte, nicht ganz unwerth zu scheinen. Ein rechtschaffener deutscher Prediger, der ihn verschiedentlich im Gefängnisse besuchte, hat mir erzählt, daß er öfters mit der größten Begierde, mit unglaublicher Heftigkeit, zu leben gewünscht. Er wollte aber nicht blos Zeit haben sich zum Tode vorzubereiten, und sein vergangenes Leben zu bereuen; sondern er wollte leben um des Lebens willen. Freilich konnte es ihm in seinen besten Jahren nicht anders als schwer ankommen, die Annehmlichkeiten dieser Welt zu verlassen, zumal da er bisher wohl noch nie dergleichen Unannehmlichkeiten erfahren haben mochte, die uns das Leben gleichgültig oder gar zuwider machen können. Wie mächtig, wie allgewaltig ist der Trieb zur Selbsterhaltung! Wie erbebt unsre ganze Natur vor einem allzufrühen Tode! wie schaudert sie bei dem Gedanken der Ewigkeit als vor dem Rande eines Abgrunds zurück! Wie finster, wie schreckenvoll ist oft selbst dem Christen die Zukunft jenseit des Grabes! Wo ist die Tugend, die uns vor diesem erschütternden Gefühle

schützen könnte? Der Weise*) mag sich in stoische Gleichgültigkeit hüllen, oder mit dem Gedanken einer völligen Vernichtung wiegen; der Christ mit der feurigsten Andacht die Belohnung seiner Tugenden, oder vielmehr die überschwengliche Gnade seines Gottes in einem zukünftigen glückseligen Leben erwarten: — so lange Beide ihres Lebens sicher sind, steht der Glaube eines jeden fest, er sei auf Sand oder auf Felsen gebauet. Plötzlich erscheint die Gefahr. Wie ein fürchterliches Erdbeben fährt der dunkle Gedanke des Todes durch ihre Gebeine; der Flugsand schwindet unter dem Fuß, der Felsen wankt hin und her, es stürzen die hohen stolzen Gipfel herab! — — — — — —

Doch wenn der erste schauderhafte Eindruck des Todesgedanken vorüber ist; dann beruhigt uns die holde Trösterin, die Religion. Auf sie gestützt kann das Aeußere, Unwesentliche erschüttert, ja zertrümmert werden; die Grundfeste bleibt dennoch unbeweglich fest stehen.

Als Dr. Dodd seine Rede geendigt hatte, erfolgte ein allgemeines Stillschweigen von einigen Minuten, worauf der Stadtschreiber von London, Herr Glynn, in folgenden Worten das Urtheil sprach:

„Doctor Wilhelm Dodd!"

„Ihr seid des Verbrechens überwiesen worden, eine falsche nachgemachte Verschreibung ausgestellt zu haben, von der Ihr wußtet, daß sie falsch und nachgemacht wäre, und Ihr seid des Vortheils theilhaftig geworden, den die Gesetze dieses Landes jedermann zugestehen, nämlich, Ihr habt ein billiges, unparteiisches und aufmerksames Verhör gehabt."

„Die Geschwornen, an deren Gerechtigkeit Ihr Euch gewendet, haben Euch schuldig erfunden. Ihr Ausspruch ist von den gelehrten Richtern in Erwägung gezogen, und gegen die Billigkeit desselben nichts einzuwenden gefunden worden. Ihr selbst habt die Gerechtigkeit dieses Ausspruches anerkannt, und so bleibt mir nur noch die sehr schmerzliche Pflicht übrig, welche unsere Landesgesetze den Richtern auflegen: diese nämlich, das Urtheil über Euch zu sprechen."

---

*) Man nennt die Herren, wie sie sich selbst nennen; Schade, daß dadurch die Worte Weiser, Philosoph u. s. w. jetzt beinahe ohne Ausnahme in malam partem gedeutet werden, ungefähr so wie Pedant, und wie bei den Franzosen der Name Allemand.

„Ihr scheint von der Größe Eures begangenen Verbrechens sehr richtig und lebhaft überzeugt zu sein. Ihr scheint auch in bußfertiger Gemüthsfassung zu stehen, und werdet Zweifelsohne wohl überdacht haben, um wie viel mehr die Schädlichkeit Eures Verbrechens durch den Einfluß des Beispiels vermehrt wird, da es von einem Manne begangen worden, der, so wie Ihr, in einem öffentlichen heilig geachteten Lehramte gestanden hat. Dies sind, dem Ansehen nach, Eure eignen Gedanken. Ich wünschte sie näher zu entwickeln; allein das würde zu Betrachtungen Anlaß geben, die ich einem Manne in Euren Umständen zu ersparen wünsche."

„Mit Eurem Anliegen um Gnade müßt Ihr Euch nicht an uns wenden. Es wäre grausam, wenn Euch die Richter mit Hoffnung schmeicheln wollten. Nicht sie, ein Andrer hat Macht zu begnadigen; an den richtet Euer Flehen. Bei Euren Kenntnissen, und bei der Reue die Ihr bezeigt, werdet Ihr es selbst für Eure Pflicht erkennen, den Einfluß des Beispiels zu vermindern, und Ihr werdet einsehen, daß dies nicht wirksamer als durch Bekanntmachung Eures herzlichen und aufrichtigen Abscheues vor der That, deren man Euch überführt hat, geschehen kann. Ihr werdet folglich auch nicht suchen sie zu bemänteln oder zu verringern. Wenn ein Mann von Eurem Charakter und Euren Fähigkeiten das thun wollte; wozu könnte sich dann der minder erleuchtete Haufen nicht berechtigt halten! Ihr sehet selbst, auf was für Abwege das leiten würde; ich brauche Euch also wohl nicht davor zu warnen. Und nun habe ich Euch nichts als noch das Urtheil des Gesetzes bekannt zu machen. Es lautet dahin: daß Ihr, Doctor Wilhelm Dodd, von hier, an den Ort, von dem man Euch heraufgebracht, zurückgeführt werden sollt; daß Ihr von da nach dem Hinrichtungsorte gebracht, und daselbst beim Halse gehängt werden sollt, bis Ihr todt seid."

Die Einleitung wodurch Herr Glynn, mit wahrhaft menschenfreundlicher Schonung, den unglücklichen Verbrecher allmälig auf dies schreckliche Urtheil vorzubereiten, und den Schlag zu mildern wünschte, gereicht dem Herzen dieses Mannes gewiß zur größten Ehre. Allein dieser sanften Anrede und auch dessen ungeachtet, daß Dodd seit dem Ausspruche der Geschwornen geraume Zeit gehabt, sich hierauf gefaßt zu machen, sank er bei Anhörung des Urtheils dennoch in Ohnmacht. In den noch

übrigen Tagen seines Verhaftes ließ er alle Kennzeichen der aufrichtigsten Reue blicken, beschäftigte sich mit allerhand bußfertigen Uebungen, und suchte auch das ewige Heil seiner Mitgefangenen werkthätig zu befördern.

Freunde und Bekannte arbeiteten indessen noch immer daran, ihm Begnadigung zu verschaffen, und seine ehemaligen Amtsbrüder empfahlen ihn gar von der Kanzel herab dem Mitleid und der Vorsprache ihrer Zuhörer. Unter andern hatte es ein Geistlicher, Namens Topladi, seiner Gemeinde so dringend vorgetragen, daß sich bei Endigung des Gottesdienstes an fünfhundert Personen vor seiner Hausthüre versammelten, um eine Vorstellung zu unterzeichnen, die er ihnen zu diesem Behuf aufsetzen mußte.

Die gesammte Bürgerschaft von London ließ durch den Grafen Percy eine ähnliche Supplik an den König gelangen, von welcher man sich, um der Menge der Supplikanten willen, gute Wirkung versprach. Sie war nämlich von nicht weniger als 23000 Personen unterschrieben, und in folgenden Worten abgefaßt:

„Ungeachtet wir, die Einwohner von London und Westminster, völlig überzeugt sind, daß der wider den Doctor Wilhelm Dodd ergangene Urtheilsspruch der Gerechtigkeit und den Landesgesetzen vollkommen gemäß ist, so wissen wir doch auch, daß Ewr. Majestät das glorreiche Vorrecht haben, die Strenge der Gesetze, vornehmlich in gewissen Fällen, mildern zu dürfen, und können uns daher nicht entbrechen, bei gegenwärtigem, Ewr. Königl. Majestät folgende Umstände zur Erwägung vorzutragen."

„Der unglückliche Dr. Dodd ist, seit seinem Eintritt in das Lehramt, ein eifriger, beredter und überzeugender Prediger gewesen."

„Wie sehr er sich die Beförderung des allgemeinen Besten und die Unterstützung der leidenden Menschheit hat angelegen sein lassen, das beweisen unter andern zwei gemeinnützige Gesellschaften, deren wohlthätige Wirkungen von weitem Umfange sind. Er ist der Stifter derselben; und hat durch sie dem Staate so manches Mitglied erhalten, das sonst verloren gegangen wäre. Diese, durch ihn geretteten Mitbürger gesellen sich zu unsern Bitten, und flehen Ewr. Majestät für das Leben ihres Wohlthäters mit thränenden Augen an."

„Zu allen Zeiten hat man bei einzelnen Fehltritten eines Mannes zugleich auf seinen moralischen Charakter im Ganzen gesehen, und diesen mit in Anschlag gebracht. Wer der bürgerlichen Gesellschaft wesentliche Vortheile verschaffte, der durfte dagegen immer auf Mitleid und Vergebung rechnen, wenn er so unglücklich war, sie in der Folge auf eine oder die andere Weise wieder zu beeinträchtigen."

„Bis auf den Augenblick, da Dr. Dodd sich des jetzigen Verbrechens schuldig gemacht hat, verdiente er aber unstreitig als ein Mann von Talenten, von tugendhaftem Wandel und von allgemeiner Nützlichkeit, Ehrerbietung und Dank."

„Würde nicht überdies durch die öffentliche Hinrichtung eines Lehrers der Religion, der sich in seiner Amtsführung so durchgängig Achtung und Liebe zu erwerben gewußt, bei dem großen Haufen das Ansehen des geistlichen Standes gar sehr leiden? und würde die Verachtung desselben nicht den Sitten, ja der Religion selbst, nachtheilig werden können?"

„Der Fall, in welchem sich der Dr. Dodd befindet, ist mit ganz besondern Umständen verknüpft, die ihn der Gnade Ewr. Majestät werth machen, ja dieselbe ausdrücklich zu heischen scheinen."

„Dieser Gnade und Milde Ewr. Majestät empfehlen wir ihn hiemit. Schenken Sie ihm das Leben! Er wird es forthin in Reue und in guten Werken zubringen, die seinen Fehltritt gewiß nachdrücklicher auslöschen, und dem Volke zu einem weit lehrreicheren Beispiele dienen werden, als der schimpfliche Tod, den man ihm zuerkannt hat."

Der König hielt die Sache in aller Absicht für wichtig genug, um das Gutachten seines geheimen Staatsrathes darüber zu vernehmen. Allein auch da waren die Mehresten der Meinung, daß Dodd nicht begnadigt werden müsse. Man stellte nämlich dem Könige vor, daß in einem Handlung treibenden Lande die Sicherheit des Eigenthums, als einer der wesentlichsten Vortheile, nicht strenge genug geschützt werden könne; daß (besonders in England) diese Sicherheit mit zur Grundfeste der Staatsverfassung gehöre; daß, da die Schulden der Nation so beträchtlich, ihr Reichthum aber größtentheils idealisch wäre (weil er nur in Banko-Zetteln oder andern Papieren besteht), der Wohlstand der ganzen Nation von dem Ansehen und dem Credit dieser Papiere abhinge, daß alle handschriftliche Verschreibun-

gen in gewisser Art mit zu denselben gerechnet und folglich aller Unterschleif, der mit jenen oder mit diesen getrieben würde, für gleich nachtheilig und gleich straffällig angesehen werden müsse; daß dergleichen Verfälschungen seit Kurzem sehr überhand nähmen, indem erst kürzlich für 30,000 Pfund Sterling falsche Banko-Zettel entdeckt worden wären, welche die Bank gleichwohl unweigerlich habe bezahlen müssen, damit nur das Zutrauen des Publikums zu der Gültigkeit solcher Papiere überhaupt nicht abnehmen möchte; daß es nicht zu rechtfertigen sein würde, wenn Dodd begnadigt werden sollte, indeß die Gebrüder Perreau unlängst einer ähnlichen Betrügerei wegen zum Tode verurtheilt worden, ungeachtet es auch damals an Fürbitten nicht gefehlt habe; daß Dodd's Vorgeben, als habe er den Betrug wieder gut machen wollen, für gar nichts zu rechnen sei, weil dieses, in gleichem Fall, ein jeder zur Entschuldigung nehmen könne, und unfehlbar nehmen würde, wenn er sehen sollte, daß Dodd sich damit gerettet; endlich, daß auch Dodd's übrige gute Eigenschaften und Verdienste nicht gegen sein Verbrechen gleichsam aufgewogen werden könnten, weil dieses, so wenig den Grundsätzen des Rechts, als der Religion nach, commensurable Quantitäten wären.

Man wird sich wohl nicht wundern, daß der König so triftigen und einleuchtenden Gründen Gehör gab, und das Todesurtheil bestätigte. Dodd's Freunde hatten sich indessen noch immer mit dem Gegentheil geschmeichelt, und aus übelverstandener Zärtlichkeit ihre nichtige Hoffnung dem unglücklichen Gefangenen als so wahrscheinlich vorgestellt, daß dieser nun noch in den letzten Tagen seines Verhaftes sich zu eben diesem Wahne verleiten ließ. Der schriftliche Glückwunsch eines Unbesonnenen, der das voreilige Gerücht, als ob er auf Vorbitten des Prinzen von Wallis begnadigt worden sei, ohne Untersuchung für wahr angenommen hatte, bestärkte ihn in jenem angenehmen Traum, und machte ihm die Nachricht vom Gegentheile desto schmerzlicher. So behutsam man ihm dieselbe auch beizubringen suchte, so konnte er sich doch nicht enthalten die bittersten Thränen darüber zu vergießen. Er ermannte sich jedoch bald wieder, und versicherte, daß er zwar von jeher begnadigt zu werden gewünscht, aber nicht eher als seit den letzten drei Tagen, auf das Zureden seiner Freunde, es wirklich gehofft habe. Da er jetzt mehr als je Zuspruch nöthig hatte, so leisteten ihm seine Freunde

beständig Gesellschaft, und der Gefängnißprediger, Herr Villette, verdoppelte seine Besuche.

Als dieser am letzten Sonntage vor seiner Hinrichtung zu ihm kam, lag Dodd auf dem Bette, und klagte über Seitenstiche. Villette fragte ihn, wovon die Schmerzen wohl herrühren könnten? Ach! antwortete er, mit einem Seufzer, „es ist der Pfeil des Todes, den ich schon in mir fühle!" Am Abend vor der Execution kam eben dieser Herr Villette nebst noch einem andern Freunde zum Dr. Dodd. Sie fürchteten, ihn kleinmüthig zu finden; er rief ihnen aber beim Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nun ist die Bitterkeit des Todes vorüber; ich bin bereit." Darauf erzählte er, daß er von seinen Freunden und auch von seiner Frau Abschied genommen. „Ich fürchtete mich, setzte er hinzu, vor dieser Scene, fand sie aber leichter, als ich mir vorgestellt; denn meine Frau betrug sich standhafter, als ich es erwartet hätte. Wir schieden von einander als Leute, die einst wieder vereinigt zu werden hoffen." Er konnte es wohl im eigentlichsten Verstande eine Wiedervereinigung nennen; denn hier auf Erden war ihre Trennung so weit gegangen, daß er und sie in den letzten Jahren zwei ganz verschiedene Häuser bewohnten. Als die Gesellschaft derer, die von ihm Abschied nehmen wollten, noch durch einige neu Hinzugekommene vermehrt war, sagte er: „Ich habe noch eine Bitte an Sie, meine Freunde. Es könnte sein, daß nach meinem Tode einige von denen, die mir wohlwollen und die meine Begnadigung so ernstlich, aber umsonst, gesucht haben, den König und seine Räthe für grausam ausgeben, und im Affekt sich vielleicht nicht behutsam genug hierüber ausdrücken möchten. Machen Sie daher bekannt, daß sich diese Gesinnungen keineswegs von mir herschreiben. Ich liebe und ehre den König, ich bin überzeugt, daß er ein menschenfreundliches, mitleidiges Herz hat, daß er und seine Räthe nach den Rechten mit mir verfahren, und daß Se. Majestät mich vermuthlich blos um deswillen nicht begnadigt haben, weil solches dem allgemeinen Besten nicht zuträglich gewesen sein möchte." Er betete darauf mit aufgehobenen Händen, aus vollem Herzen: „Allmächtiger, der du die Welt und ihre Beherrscher regierest, segne unsern gnädigsten König! unterstütze und stärke ihn! befestige seinen Thron durch Rechtschaffenheit, gib Frieden in seinen Tagen! O Herr! mache allem Zwist ein Ende, und verkürze die Dauer des gegenwärtigen wi-

dernatürlichen Krieges! — Auch den Räthen des Königs gieb Weisheit, und segne sie!"

An dem zur Hinrichtung bestimmten Morgen (es war der 27. Juni) kam sein unermüdeter Gefährte, der Gefängnißprediger Herr Villette, ganz früh, um ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Durch diesen Liebesdienst ward er ein Augenzeuge von den letzten Stunden des unglücklichen Dodd; und da er selbst dem Publikum eine Erzählung davon mitgetheilt hat, so will ich ihn hier, an meiner Stelle reden lassen.

„Dodd schien," sagt Herr Villette, „sehr ruhig zu sein, als ich am Morgen seines Sterbetages zu ihm kam. Er versicherte mich und Herrn Dobey, (den Prediger des Magdalenen-Hospitals, den er ebenfalls gebeten, ihn auf seinem letzten Gange zu begleiten) er habe gut geschlafen und fühle sich dadurch, auch körperlicher Weise, so gestärkt, daß er seine letzten Pflichten desto besser zu erfüllen hoffe. Wir gingen hierauf nach der Capelle des Gefängnisses, um dort mit einander zu beten. In der Sakristei hatten sich noch mehrere Geistliche und verschiedene andere Freunde des Doktors versammelt, die ihr Gebet mit dem seinigen vereinigen wollten. Unter denselben befand sich auch der andre Verurtheilte, Namens Joseph Harris, ein junger Mensch, der eines begangenen Straßenraubes wegen jetzt ebenfalls hingerichtet werden sollte. Dieser hatte noch wenige Tage zuvor versucht, sich im Gefängniß selbst ums Leben zu bringen, war aber von dem dazu gekommenen Kerkermeister verhindert worden. Dodd nahm daher Anlaß, diesen Jüngling zu einer ruhigern, christlichern Gemüthsfassung zu bringen. Er stellte ihm vor, wie nöthig es sei, daß sie beiderseits die wenigen noch übrigen Augenblicke ihres irdischen Daseins in Erkenntniß und Bereuung ihrer mannigfaltigen Fehltritte zubrächten. Diese Anrede war so rührend, daß nicht nur der unglückliche Jüngling, der bisher bei allen Gelegenheiten das verstockteste Herz gezeigt hatte, sondern auch alle übrige Anwesende, in Thränen zerflossen. Er schloß sie mit folgendem Ausruf: „Erbarme, liebreicher Vater der Menschen, erbarme du dich unser! gieb, o! gieb, mir und meinem Mitschuldigen, daß, so wie wir zusammen leiden, wir auch zusammen in die ewige Glückseligkeit eingehen mögen, die du allen Bußfertigen verheißen hast!" Wir mußten eine ganze Weile auf die Gerichtsbedienten warten. Darüber ward ihm die Zeit lang, und er fragte, wie viel Uhr es wäre. Als

man ihm antwortete, es sei schon über halb neun, erwiederte er, ich wünschte, sie wären da; mich verlangt zu gehen. Endlich wurden wir in den äußern Vorhof des Gefängnisses gerufen. Hier erblickte er zwei Gefangene, die am Fenster standen, um ihn zu betrachten. Auf diese ging er zu, und ermahnte sie in so nachdrücklichen Worten, daß beide heftig zu weinen anfingen. Seine umstehenden Freunde besorgten, daß es ihm empfindlich fallen würde, sich, dem eingeführten Gebrauche nach, mit dem Stricke, woran er aufgeknüpft werden sollte, die Arme binden zu lassen; sie suchten ihn also darauf vorzubereiten, und sagten, daß er sich noch vor seinem Austritt aus dem Gefängnißhofe einer Ceremonie würde unterwerfen müssen. „Worin wird die bestehen?" antwortete er. Man wird Sie binden, hieß es. Er sah gen Himmel, und erwiederte: „Immerhin! ich bin dennoch frei; meine Freiheit ist droben." Die Gerichtsschergen selbst waren betreten, als sie ihn binden sollten; sie entschuldigten sich ausdrücklich mit dem Zusatze, daß ihr Amt es so mit sich brächte. „Wohl denn, versetzte er; ich danke euch für eure Zuneigung; aber laßt euch dadurch nicht abhalten, eure Schuldigkeit zu thun." Ich bot ihm hierauf meinen Arm, um ihn durch den Hof nach dem Wagen zu führen; er schlug es aber aus, und sagte mit heiterer Miene: Nein, ich bin fest wie ein Fels! Auf dem Hofe war eine Menge Menschen versammelt, die ihn, gleich den anwesenden Gefangenen, während des Durchgehens laut beweinten und beklagten. Dies rührte ihn ungemein, und er betete um Segen für sie alle". — So weit Herr Villette.

Es war neun Uhr, als er außerhalb des Gefängnisses in die Trauerkutsche stieg, die ihn nach dem Richtplatze bringen sollte. Drei Geistliche, Herr Villette, Dr. Dobey und Dr. Buttler, setzten sich zu ihm. Ein Trupp Gerichtsbediente ging zu Fuß, und der Criminalrichter, an dem die Reihe war, fuhr in seinem Wagen vorauf, dann folgte die Trauerkutsche, worin sich Dodd befand, noch etliche Andere mit guten Freunden, die ihn ebenfalls begleiteten, und zuletzt ein Karren, auf welchem der Gefährte seiner Todesstrafe, Joseph Harris, neben dem Henker saß. Vom Gefängnisse bis nach Tyburn (dem Executionsorte), welches eine Strecke von einer halben deutschen Meile ausmacht, waren die Straßen durchgehends mit einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer besetzt, unter denen er fast überall weinende Gesichter erblickte. Bei der Ankunft am Hochgerichte mußte er

auf den Karren steigen, der mit dem andern Verbrecher unter dem Galgen still hielt. Er umarmte denselben, und ermunterte ihn mit den Worten: „Sei getrost, mein Bruder! Jetzt sind wir den Menschen ein Schauspiel und Spott, aber bald werden wir ein Schauspiel und die Freude der Engel sein." Hierauf betete er mit den anwesenden Geistlichen eine ganze Zeitlang im Stillen, und mochte dies Gebet vielleicht mit in der Absicht ausdehnen, daß, wenn er allenfalls noch begnadigt werden sollte, der Bote des Pardons Zeit haben möchte, anzukommen. Diese Augenblicke, wo er den Kampf des Lebens mit dem Tode so vorsetzlich verlängerte, mögen ihm wohl unter allen die bittersten gewesen sein. Für den Jüngling Harris waren sie gewissermaßen noch quälender, weil dieser, ohne alle Hoffnung zum Leben, den Ort und die Anstalten zu seiner Hinrichtung so lange vor Augen haben mußte. Dodd hätte noch eine Anrede an das Publikum aufgesetzt, und sie Herrn Villette übergeben, der solche, an seiner Statt, vor der Execution ablesen sollte. Da aber das Getümmel zu groß war, so unterblieb dies; und Herr Villette machte sie erst nachher durch den Druck bekannt. Sie enthält das aufrichtigste Geständniß ohne alle Ausflüchte, und lautet folgendermaßen:

„Da die letzten Worte der Sterbenden fast überall Aufmerksamkeit zu erregen und Eingang zu finden pflegen, so hoffe ich, daß auch den meinigen ein Gleiches widerfahren werde. Ich bin hieher gekommen, für eine Betrügerei zu büßen, deren ich mich, mit aller Beschämung die mein vergangenes Leben nur immer verdient, schuldig erkenne, und die ich so aufrichtig und schmerzlich bereue, daß es von dem, der unser aller Herzen prüft, hoffentlich nicht ungeachtet bleiben wird. Ich bereue, daß ich die Gesetze, wodurch Sicherheit und Zutrauen unter den Menschen aufrecht erhalten werden, beleidigt habe; ich bereue, daß ich es versucht, meine Mitmenschen zu bevortheilen; ich bereue endlich, daß ich meinen Stand befleckt, Freunden und Feinden der Religion ein Aergerniß gegeben habe. Von meinen übrigen Verbrechen und Fehlern, womit ich gegen Gott gesündigt, kann und darf ich hier nur so viel sagen, daß sie ohne Namen und Zahl sind, weshalb ich sie auch nur überhaupt genommen, hier öffentlich bekenne und herzlich bereue. — Gieb, barmherziger Gott, um Jesu Christi willen, daß meine Buße, so spät und so unvollkommen sie ist, dennoch nicht vergeblich sein möge."

„Das einzige Gute, das ich jetzt noch stiften kann, besteht, darin, Andre gegen die Versuchungen zu warnen, denen ich selbst unterlegen habe. Ich habe allemal gegen meine eigne Ueberzeugung gesündigt; meine Grundsätze sind nie erschüttert worden. Ich habe die christliche Religion allezeit für eine Offenbarung von Gott, und ihren göttlichen Stifter für den Erlöser der Welt gehalten. Allein wenn ich gleich die Gesetze Gottes nie verläugnet, so habe ich sie doch oft vergessen. Durch die Liebe zur Pracht und durch den Hang zur Wollust habe ich mich von der Sittsamkeit und Enthaltsamkeit, welche mein Amt so vorzüglich von mir forderte, ableiten lassen. Ich habe mich nicht genug um Sparsamkeit bekümmert, und bin in meiner Haushaltung nie auf Einschränkung bedacht gewesen. Eitelkeit und Vergnügen, worin ich mich vertiefte, erforderten Kosten, zu denen meine Einnahme nicht hinreichte. Diese Ausgaben versetzten mich in Noth; und Noth, dringende Noth trieb mich zum Betruge *)."

„Für diesen Betrug muß ich sterben, und ich sterbe unter der feierlichen Betheurung, daß, so sehr ich selbst von meinen Lehren gewichen bin, ich dennoch Andere, nach meiner besten Erkenntniß und mit aller Aufrichtigkeit, den Weg zur ewigen Glückseligkeit gelehret habe. Mein Wandel ist, besonders in den letzten Jahren, überaus sträflich, aber meine Lehre ist jederzeit lauter und rein gewesen. Ich habe beständig geglaubt, und verlasse jetzt die Welt mit der feierlichen Betheurung, daß ich überzeugt bin, wie unter dem Himmel kein andrer Name ist, in dem wir können selig werden, denn allein der Name unsers Herrn Jesu, und ich bitte alle die hier zugegen sind, sich mit mir in meiner letzten Bitte zu vereinigen, daß, um des Herrn Jesu Christi willen, mir meine Sünden vergeben und meine Seele in sein ewiges Reich aufgenommen werden möge."

Den 27. Juni 1777.

„Wilhelm Dodd."

Als Dodd endlich sah, daß alle menschliche Hülfe ausblieb, nahm er eine Mütze aus der Tasche, setzte sich dieselbe auf, und zog sie bis aufs Kinn über das Gesicht herab. Darauf legte ihm der Henker den Strick um den Hals, befestigte diesen an

---

*) To temporary fraud — das ist, zu einem Betruge, der nur eine Zeitlang dauern sollte.

dem Querbalken des Galgens, und ließ, auf das vom Scherif gegebene Signal, den Karren wegrücken. Dodd streckte die Hände gen Himmel, seinem Richter und Erbarmer entgegen, und gab nach wenigen Minuten kein Zeichen des Lebens mehr von sich.

Seine Anverwandten hatten sich den Leichnam ausgebeten, und brachten ihn in einer schon bereit stehenden Postchaise auf das eilfertigste nach dem Hause eines sogenannten Undertaker's *), welches aber, um der neugierigen Menge auszuweichen, durch einen großen Umweg geschehen mußte. In diesem Hause waren schon etliche Aerzte und Chirurgen bestellt, die alle zu Rettung der Erstickten vorgeschlagene Mittel anwendeten, um dem entseelten Leichnam wieder einen Odem einzuhauchen. — Allein, ihre Bemühungen kamen zu spät, und blieben ohne Erfolg. Der todte Körper ward also in der Nacht aus der Stadt gebracht und fern von London auf einem Dorfkirchhofe ganz in der Stille zur Erde bestattet *).

So endigte sich das Leben eines Mannes, dessen Fähigkeiten ihm ein besseres Schicksal zu versprechen schienen; den seine Umstände und viele Freunde hätten glücklich machen können; von

---

*) Undertakers sind Leute, die alle zum Begräbniß erforderliche Anstalten übernehmen, als womit sich in England Niemand selbst abgibt. Bei einem Sterbefalle schicken die Verwandten oder Freunde zu einem solchen Undertaker, und bestimmen die Summe, welche sie an das Begräbniß zu wenden gedenken; darnach richtet denn der Undertaker, ohne daß sie weiter die geringste Mühe davon haben, das Leichenbegängniß, entweder groß oder klein, ein. Er nimmt auch wohl, wenn es verlangt wird, die Leiche sogleich zu sich in seine Wohnung, bestellt die Trauerkleider, und miethet oftmals gar ein ganzes Gefolge fremder Personen, die, in Mäntel und Flor gehüllt, nachtreten und, mit weißen Schnupftüchern in der Hand, für Geld weinen (oder wenigstens so thun), indeß die eigentlichen Anverwandten, wären es auch nur lachende Erben, zu Hause sitzen und des beschwerlichen Gepränges gänzlich überhoben sind. Von Trauermahlen weiß man in England nichts.

*) Dodd hinterläßt keine Kinder; seine Stelle ist, auf Vermittlung des Grafen Chesterfield, seinem Bruder zu Theil geworden, und seine Frau lebt bei einer Verwandten auf dem Lande, von einem Wittwengehalt ungefähr von 200 Pfund Sterling (1200 Thaler), welche ihr Dodd zu der Zeit, als er noch in guten Umständen war, in einer Wittwenkasse ausgemacht hatte. — Uebrigens haftet die Schande einer öffentlichen Hinrichtung in England nicht auf des Hingerichteten Familie, und gereicht derselben nie zum Vorwurf. Eine billige Denkungsart, die Nachahmung verdient.

dem man wohl nicht vermuthet haben sollte, daß er die Gebote seiner Religion je überschreiten würde, da er sie Andern täglich mit dem größten Eifer und, seinem eignen Geständnisse nach, aus vollkommenster Ueberzeugung ans Herz legte; den endlich die innere Würde seines Standes und Amts hätte vor dem Laster bewahren sollen.

Lerne denn, Jüngling, lerne an diesem warnenden Beispiel, daß weder Fähigkeiten noch Kenntnisse vor dem Laster schützen, und daß man, selbst bei vielen andern guten Eigenschaften des Herzens, auf Abwege gerathen kann, die gerade zum Verderben führen. Es gibt nur ein Mittel ihm zu entfliehen; und das ist Ehrerbietung für die Religion, nebst gewissenhafter Aufmerksamkeit auf die Lauterkeit aller deiner Gesinnungen nnd Handlungen, selbst der geringsten und der verborgensten!

Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch thuest wider sein Gebot!

Cook der Entdecker.

Nullius in Verba.

Zuerst gedruckt vor der Uebersetzung von Cook's dritter Reise (1776—1780.) Berlin 1787.

Der Name des Weltumseglers Cook ist zu allgemein bekannt, und seine Seereisen haben ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen in einem viel zu hohen Grad erworben, als daß noch Jemand fragen könnte: wer war Cook, und was that er? Vielmehr wirkt schon dasjenige, was ein Jeder sich auf diese Fragen selbst zu antworten weiß, wie eine Zauberformel, um ein stets wachsendes Theilnehmen an jeder neuen Nachricht von seinen Entdeckungen zu erregen. Hätten diese Blätter, die ich seinem Andenken weihe, den Reiz der Neuheit, so würde ich also um ihr Schicksal unbekümmert sein können. Wenn ich mir aber ein Verhältniß zwischen dem Leser und dem Schriftsteller denke, welches Beiden rühmlicher ist, mischt sich eine schüchterne Besorgniß in meinen Wunsch, der Wißbegierde und den übrigen Forderungen eines aufgeklärten Publikums Genüge zu leisten. Dazu kommt noch, daß es nicht die Lebensgeschichte dieses außerordentlichen Mannes ist, welche mich hier beschäftigen soll; denn dies wäre wenigstens ein überflüssiges und mißliches Unternehmen, da bereits eine deutsche Meisterhand *) die Hauptzüge eines solchen

*) Im Götting. Magazin 1. Jahrg. 2. Stück, S. 234. stehen „einige Lebensumstände vom Capitain Jacob Cook, größtentheils aus schriftlichen Nachrichten einiger seiner Bekannten gezogen von G. C. Lichtenberg.“ Neue, noch ungenutzte Materialien zu dieser Biographie gibt es nicht.

Gemäldes entworfen hat. Indeß gibt es allerdings noch einen Gesichtspunkt, der Cook's Thaten und seinen Geist in einem neuen Lichte zeigen kann. Ihre blendende Größe hat man lange genug blos angestaunt, wie etwa ein glänzendes Meteor. Entfaltete man aber ihre Beziehungen auf die Summe unseres Wissens, und berechnete man ihren gegenwärtigen und dereinst zu hoffenden Nutzen, dann erst würde sich Cook's ganzer Werth für die Menschheit unparteiisch abwägen lassen; dann würde jene gaffende Bewunderung, die auch die Dummheit unserm Helden zollt, bei Denkenden in dankbare Verehrung übergehen. Wer nun im Stande ist, die Verhältnisse unserer Gattung mit festem, allumfassendem Blick zu durchschauen, Plan und Absicht, nach einem bestimmten Ziele strebende Entwicklung, und sichern Fortgang zur Vollendung aus dem verworren scheinenden Chaos ihrer Schicksale herauszufinden: der entwerfe jene vollständige beziehende Darstellung von Cook's Verdiensten, und lehre uns, wie weit er sein Jahrhundert in Erkenntniß und Aufklärung fortgeführt, welchen Zuwachs die menschliche Glückseligkeit durch sein Bestreben gewonnen, und welche neue Aussichten in die goldene Zukunft einer allgemein vollendeten Bildung sein Genius uns eröffnet habe. Der Dank der Edlen unserer Zeit und jener bessern Nachkommenschaft verspricht dem Menschenfreunde, der sich auf diese Art an Cook's Verdiensten Antheil erwerben würde, unsterblichen Lohn. Aber es wäre Vermessenheit, sich mit blöden Augen in jene steile Höhe hinaufzuwagen, wo solch ein Ueberblick erst möglich wird. Ohne daher bei der gegenwärtigen Veranlassung so tief in die Bestimmung des Menschengeschlechts dringen zu wollen, lassen sich gleichwohl die näher am Tage liegenden Verkettungen so angeben, wie sie auf unserm niedrigeren Standpunkte erscheinen; wenigstens lassen sich kleine Gebiete, Theile des Ganzen, wenn auch nur in schwachen Umrissen, nachbilden, um künftigen Weltweisen vorzuarbeiten. Mit andern Worten: Cook's Entdeckungen zusammenzufassen, ihre Grenzen abzustecken, ihrer geschickten Anordnung und Verbindung, so wie manchen ihrer wichtigen Folgen nachzuspüren, und auf die Art nicht blos dem Seemann und Entdecker, sondern auch dem Menschen, ein geringes Denkmal zu stiften; dies wäre ein Versuch, den Cook's Reisegefährte vielleicht ohne Anmaßung und ohne Furcht vor Wiederholungen, dem Urtheil deutscher Leser unterwerfen dürfte.

Ehe wir weiter gehen, verdient es eine vorläufige Untersuchung, aus welchem Gesichtspunkte der sittliche Werth der Entdeckungen beurtheilt werden müsse. Läßt sich im Allgemeinen über diesen Punkt Etwas als wahr festsetzen, so wird es uns hernach, in der weiteren Anwendung auf Cook, zum bequemen Maßstabe dienen. Wie aber, wenn der beredte Mann Recht hätte, welcher von einer blos physischen Bestimmung des Menschen, als der einzig wahren, sprach, und Wissenschaft die Quelle alles menschlichen Elends nannte? Wäre es alsdann nicht um den vermeintlichen Ruhm aller Entdecker geschehen? Wenigstens ist so viel gewiß, daß dieses Paradoxon über manche schwache Einwendung siegte, und daß man Blößen gab, wenn man sich gegen die Evidenz der darin behaupteten Thatsachen sträubte. Wer könnte auch im Ernste die Zerrüttungen leugnen, die von der Entwicklung verschiedner Fähigkeiten im Menschen unzertrennlich sind? Allein, wenn man diese Unzertrennlichkeit zugibt, so bleibt noch unerwiesen, daß die Ausbildung des Menschengeschlechts einen andern Gang hätte nehmen können, als sie wirklich genommen hat; und ehe man dies beweiset, ruft man uns vergebens in die Wälder zurück. Der untergeschobene Begriff, die Perfectibilität als ein der Natur entgegengesetztes Extrem zu betrachten, mußte freilich den Gesichtspunkt verwirren und eine Täuschung zuwege bringen, welche nur eine consequentere Philosophie wieder aufheben kann. Diese wird in Allem, was geschieht, eine Kette von Verhältnissen gewahr, welche nothwendig, wie Ursach und Wirkung in einander greifen, und die Möglichkeit vernichten, daß ein Stäubchen sich anders bewegt haben könnte, als es sich bewegt hat. Wie das Unendliche ans Endliche, so ist, über alle Grenzen menschlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiemit zwischen dem innigen Bewußtsein des kühnsten Denkers, daß seinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus Nichts entstehen kann, ein ewiger Kampf erregt.

Wenn also die Verhältnisse des Menschen, wodurch diese oder jene Fähigkeit in ihm sich entwickelt, nicht von ihm selbst abhängig sind, so ist es auch diese Entwicklung nicht; folglich gehört die wissenschaftliche Ausbildung, nebst allen ihren Folgen, ohne Widerrede zu den bestimmten Einrichtungen der Natur; und der vermeinte Contrast zwischen der physischen und sittlichen Bestimmung des Menschen beruhet auf einer Abstraktion die

nicht im Reiche der Wirklichkeit, sondern in unserer Vorstellungs-
art liegt. Fähigkeiten, welche nur den Stoß eines äußern Ver-
hältnisses erwarten, um sich nothwendig und unaufhaltsam zu
entwickeln, sind berechnete Anlagen der Natur; und das We-
sen, in welchem sich diese Entwicklung vollendet, ist nicht min-
der ihr Eigenthum, erfüllt nicht minder ihre Absicht, als das,
in welchem sie anfängt. Es gibt folglich keine blos physische,
oder, mit einem andern Wort, blos thierische Bestimmung des
Menschen, sondern sein Charakter ist, wie der Philosoph der
Menschheit unwiderstehlich dargethan hat, Sittlichkeit, die zwar
unzählige Schattirungen und Stufen hat, aber das einzige ist,
wodurch er sich vom Thier unterscheidet. Mit Anlagen, die
einander zu widersprechen scheinen, macht übrigens der Mensch
keine Ausnahme in der Oekonomie der Natur; denn nach unse-
rer Art zu reden, gibt es überall streitende Verhältnisse und Wi-
dersprüche, weil wir überall Absichten annehmen, wo wir Bezie-
hungen bemerken. Soll, zum Beispiel, das Hanfkorn zur
Pflanze keimen, so darf es der Hänfling nicht verzehren, dem
es gleichwohl zur Nahrung angewiesen ist. Uns scheinen diese
Verhältnisse allerdings widersprechend; wüßten wir uns aber an
die Stelle der Natur zu setzen, so würden wir bald einsehen,
daß jedes Einzelne gerade die Bestimmung hat, die es wirklich
erreicht. So wie jedes Wachsthum Zerstörung voraussetzt und
sich wieder in Zerstörung endigt, so ist auch die Entwicklung
einer Anlage Unterdrückung einer andern. In einer Welt, wo
die größte Mannigfaltigkeit der Gestalten nur durch das Vermö-
gen einander zu verdrängen, bewirkt wird, hieße es in der That
die einzige Bedingung ihres Daseins aufheben, wenn man die-
sen immerwährenden Krieg und diese anscheinende Unordnung
abgestellt wissen wollte. Hat nicht dem ungeachtet alles in der
Natur seine Gesetze? Sind nicht die größeren Bewegungen mit
bewundernswürdiger Genauigkeit abgemessen? Sollte sich also
nicht vermuthen lassen, daß auch die äußersten Punkte, zwischen
welchen jede partielle Kraft schwanken und ihren Nachbarinnen
Abbruch thun oder sie verschlingen darf, ihre unabänderlichen
Grenzen haben? Man nenne dieses Schwanken zwischen Ex-
tremen, wenn man will, einen Puls der Natur, der bald schnel-
ler, bald langsamer schlägt, und schlagen wird, bis etwa Büf-
fon's Epoche der Erstarrung eintritt, oder das Machtwort einer
Gottheit drein redet; — so lange das jetzige Schema der Er-

scheinungen besteht, müssen auch diese Oscillationen fortdauern. Das Mittel zwischen den Extremen, welches manche Philosophen so eifrig suchten, und oft zu finden wähnten, das vollkommene Gleichgewicht der Kräfte, ist Ruhe, aber Ruhe des Todes.

Der Trieb der Selbsterhaltung und der Gesellschaftstrieb äußern ihre Wirkungen im Thiere ohne ein besonnenes Bewußtsein. Erinnerungen und Erfahrungen können diese Triebe leiten, und das Vermögen, Vorstellungen mit einander zu verbinden, kann selbst thierischen Handlungen den Schein der Ueberlegung verleihen. Zur Vernunft, zur Wahrnehmung der Verhältnisse und Absonderung der Begriffe, gehört das Bewußtsein eines abstrakten Ich; und dieses war das ausschließende Geschenk unserer menschlichen Organisation. In dieser einzigen Fähigkeit, in einer so geringen, fast unmerklichen Abschattung, liegt der incommensurable Unterschied zwischen der Natur des Menschen, und der vernunftlosen Thiere. Aus ihr allein entwickeln sich alle Erscheinungen der sogenannten Perfectibilität, welche man die angewandte Besonnenheit nennen könnte. Hier aber, wie allerwärts in der Natur, ist es Wirkung und Gegenwirkung, was die schlafenden Kräfte offenbart. Wenn das Bedürfniß eine Sprache schuf und eben dadurch das Bewußtsein weckte, so übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bei einem überwundenen Widerstande Begriffe von Können und Wollen entstanden, so folgte bald ein Wollen aus Vorsatz und mit Bewußtsein. Brachten endlich erschütternde Erfahrungen den Menschen auf eine höhere Stufe der Besonnenheit, und lehrten sie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; so führte eben dieser Druck der äußern Verhältnisse zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Lokalumständen verschieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung sind. Wo die Natur ihre Schätze reichlich ausgespendet hatte, neigten sich die Affekten bald zum gütlichen Vergleich. Ruhiger Genuß der sanfteren sinnlichen Eindrücke begründete die Rechte des Hausvaters, und Gewohnheit erzeugte dann den Despoten. In rauhen Zonen hingegen, erlangte der ungezähmte Wille eine Stärke und Unbiegsamkeit, wodurch er noch lange das Uebergewicht behielt, und allen Zwang verschmähte. Zuweilen beugte wohl Gewalt auf einen Augenblick den wilden Nacken; allein der bloße

Zwang lehrt keine Verbindlichkeit zu gehorchen. Folglich dauerte der Kampf der Ungebundenheit so lange, bis allgemeine Rechte des Menschen anerkannt wurden, und mit diesen die Begriffe der Sicherheit, der Freiheit, des Eigenthums, der gegenseitigen Pflicht, und einer durch heilsame Einschränkung bewirkten Glückseligkeit entstanden. Der Wille schien nunmehr auf einmal wieder so viel Feld zu gewinnen, als er auf einer Seite verlor. Nicht handeln dürfen, wie man will, ja vollends nach der Vorschrift eines Andern handeln müssen, war allerdings gleichsam eine Vernichtung des eigenen Willens. Allein bei diesem unvermeidlichen, sowohl negativen als positiven Zwange, hatte die Vernunft einen Schritt vorwärts gethan, und der Mensch fühlte seine Würde nun nicht mehr in körperlicher Stärke, sondern im Erkennen und Auswählen dessen, was recht und gut ist. Hier entstanden Gesetzgebung und bürgerliche Verfassung; künstliche, zerbrechliche Maschinen, die aber der höheren Kultur den Weg bahnten, und desto mehr Kräfte zur Entwicklung brachten, je gewaltsamer und schneller sich ihre Räder durch einander wälzten. Unzählige Nüancen der Organisation und der äußern Verhältnisse erzeugten verschiedene Mischungen des Charakters. Durch Erziehung, Beispiel und Gewohnheit hervorgerufene und bestimmte Leidenschaften, Einsichten und Fertigkeiten, setzten ihr Spiel mit einander fort, und wirkten unaufhörlich auf einander, so wie aufs Ganze zurück. Wie dieser Wirbel jeden anders modificirten Menschen faßte und mit sich riß, so vollendete er dann seinen wohlthätigen oder zerstörenden Lauf. Der Wechsel der Verhältnisse, der Zusammenstoß streitender Kräfte, der Contrast entgegengesetzter Ereignisse — die hin und her strömende Fluth im Ocean der Menschheit läutert und bestimmt überall die Begriffe, und gibt ihnen auch Einfluß auf Handlungen. Tugend und Laster sind daher überall gleichzeitige Erscheinungen; denn auch die Tugend wird nur durch Widerstreben möglich; wo weder Feind noch Gefahr vorhanden ist, da gibt es weder Kampf noch Sieg.

Der Gang so vieler Revolutionen, die sich immer ähnlich sind, so Manches auch die Verhältnisse des Orts und der Zeit darin ändern, zertrümmert also offenbar jene idealischen Systeme, die auf eine grundlose Hypothese erbauet sind. Was in Asien vor etlichen Jahrtausenden, in Peru und Mexico vor wenigen Jahrhunderten geschah, was in den Inseln des Südmeeres noch

vor unsern Augen geschieht, würde unter ähnlichen Umständen, so oft auch das Menschengeschlecht in den angeblichen Stand der Natur zurück träte, immer wieder geschehen. Die ersten Kriege, selbst der Wilden, enthalten einen Keim der Kultur; denn indem der Eroberer seines Sieges genießt, vermehren sich seine Bedürfnisse. Luxus, Kunst und Wissenschaft, die Kinder Einer Geburt, vermählen sich mit einander und bringen eine neue Brut — Ungeheuer und Genien — zur Welt. Wer über diesen Kreislauf der Begebenheiten unmuthig werden kann, der klage über Winterschnee und Sommerhitze, oder über den Wechsel der Nacht mit dem Tage; er klage über Alles in der ganzen Natur, was dem Wechsel unterworfen ist, und — vergesse, daß nur durch diesen unaufhörlichen Wechsel Alles besteht. Die relative Moralität gewinnt freilich nicht immer durch die Entwicklung der Fähigkeiten; dieselbe Sonne, die das Wachs erweicht und schmelzt, härtet hingegen den Thon. Wenn aber Jemand darum lieber die Sonne ganz entbehren möchte, so dürften wir aus mehr als einem Grunde vermuthen; daß er vielleicht für jede andre Welt, nur nicht für diese wirkliche, geschaffen sei. Daher eilt das Zeitalter auf seiner Bahn weiter, ohne auf die Wehklagen eines Hypochondristen zu hören, der von solchen Hirngespinsten ausgeht, und das Menschengeschlecht nach Idealen mißt.

Wer den strengen Optimismus nicht billigen mag, sollte wenigstens, um unparteiisch zu sein, die Dinge so nehmen wie sie sind. Die Abwechselung der Jahreszeiten kann, in moralischer Beziehung, in der That nicht gleichgültiger sein, als jene Revolutionen, (so wichtig sie übrigens für subjective Bildung sein mögen) wodurch ruhende Kräfte wirksam werden müssen, und die Grenzen der Erkenntniß durch den Drang der innern und äußern Verhältnisse sich nothwendig erweitern. Der Zeitpunkt kam, wo ein heller Kopf den Gedanken hatte, die runde Erde müsse sich umschiffen lassen; er fand einen König, der in der Hoffnung zu einem Gewinnste einen Versuch wohl der Mühe werth hielt, — und Amerika ward entdeckt. Unsere Sophisten wissen jetzt mit einem ekelhaften Gepränge von arithmetischer Genauigkeit zu bestimmen, wie viele Tropfen Negerschweiß auf ein Loth Zucker gehen; sie können die Anzahl der Patienten, die durch Fieberrinde genasen, gegen die Schlachtopfer des Venusgifts verrechnen, und zwischen Vortheil und Nachtheil der

Entdeckung die kaufmännische Bilanz ziehen, wie ihr Maulwurfs-auge sie übersieht. Ob sie aber die Quelle des Bösen verstopfen können, ohne daß zugleich die Quelle des Guten versiegt? Man müßte nicht wissen, daß beides im Menschen einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, wenn man dies für möglich halten wollte. Auf jeder Stufe der Kultur, welche das Menschengeschlecht erreicht hat oder noch ersteigen kann, sind Bedürfnisse und Leidenschaften die Triebfedern aller erhaltenden, aber auch aller zerstörenden Thätigkeit. Verschiedene Grade der Erkenntniß ändern nur die Intension und äußere Form derselben; aber das Gute und Große wird überall nur durch sein Gegentheil offenbar.

Mißbrauch kann den Werth der Dinge nicht schmälern; und doch sollte er es, sobald von Vernunft die Rede ist? Es sollte nun doch des Lichtes Schuld sein, daß ein Hohlspiegel seine Strahlen gebrochen zurückwirft? Nur das Heer der Mühseligkeiten sollte aus Pandorens Büchse hervorgestiegen sein, damit der Allbegabte ihre Neugier ewig beweinte? Die griechische Fabel ist wenigstens consequent; denn sie heischt den Glauben an heimtückische, schadenfrohe Götter, die das prometheische Geschöpf verderben, aber nicht beglücken konnten. Fürwahr, eine trostlose Lehre! Wer bebt nicht vor ihr zurück, und sieht umher nach einer bessern Ueberzeugung, die seiner Seele den Frieden wieder geben kann? Wer sieht nicht lieber in Allem, was die Nerven zur Thätigkeit spannt, weise Vorsorge der Natur, die allmälig jede Kraft zur Entwicklung reif macht, während daß ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltsam fortschreitet? Wer schließt nicht vielmehr so: da jene Entwicklung eine wesentliche Bedingung unseres Daseins ist, so ist es ein Verdienst um die Menschheit, ihrer Betriebsamkeit einen neuen Schauplatz zu öffnen.

So rufe ich denn: Segen über Euch, Ihr Beförderer der sittlichen Bildung, denen das Schicksal eine empfängliche Organisation verlieh, denen es Gaben schenkte, die in tausend Jahren nur einmal die Welt beglücken! Gern gehorche ich dem allgemeinen Gefühl, dieser heiligen Stimme der Menschheit, die Euch, als wohlthätige Genien oder Halbgötter, dankbar verehrt. Du unbekannter erster Hirte auf den Höhen des Kaukasus oder Altai, warst vielleicht unter tausenden Deiner Brüder allein so organisirt, daß Du am fröhlichen Hüpfen Deiner gezähmten Lämmer um Dich her mehr Vergnügen fandest, als am Röcheln des

erwürgten Wildes! Welcher ganz andere, gewiß nicht minder seltene, Zusammenklang innerer Empfänglichkeit mit äußern Eindrücken bildete Dich, kühner Bändiger des muthigen Rosses und des wilden Stiers? War es nicht eine Göttin, weiser Triptolem, die Dich lehrte, das Zelt an eine feste Stätte zu binden, und goldne Saaten zu ernten, so war es der göttliche Funke des Genius in Dir; dieser Funke, der die Lippen des ersten Gesetzgebers mit Ueberredung begeisterte, als er Menschen durch Bande des wechselseitigen Vortheils in den engen Bezirk einer Stadt zusammen zog; eben derselbe, der den Keim des Handels pflegte, bis er als ein mächtiger Baum, den Nationen unter seinem Schatten süße Früchte trug; eben derselbe, der bei jeder glücklichen Anstrengung der Geisteskräfte so sichtbar hervorleuchtet: der auf Gama, Columbus, Magellan und Cook geruhet hat!

Wahrheit war die Botschaft, die alle große Männer an die Menschheit zu verkündigen hatten; Wahrheit, Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns. Sie entledigten sich getreu ihres Auftrages, und brachten uns Wahrheit, das Kleinod dem Weisen, das Schwert in eines Narren Hand. Doch, Nutzen und Mißbrauch haben ihre Grenzen: die Aufklärung aber schreitet von Erfahrung zu Erfahrung ins Unbegrenzte fort. „Vielleicht erschöpft sie einst alle Verhältnisse des Menschen, und bringt dann den Frieden des goldnen Zeitalters zurück?" Diese harmlose Hoffnung, ein Stein der Weisen unseres Jahrhunderts, verdient wenigstens keinen Spott, so lange sie das aufgesteckte Ziel bleibt, welches so viele Kräfte für das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks in Bewegung erhält, und einen Jeden anfeuert, in seiner Laufbahn nach der Vollkommenheit zu streben, die ihm erreichbar ist. Wenn die Verwegenheit, in eine Zukunft zu schauen, die unsern Augen geflissentlich entzogen ward, und Bestimmungen voraus zu sagen, welche sich aus den Prämissen der Erfahrung nicht folgern lassen, mit Irrthum bestraft werden muß, so konnte wenigstens keine Strafe unschädlicher, und keine zugleich wohlthätiger sein, als diejenige, welche die Bilder der Phantasie benutzt, um den Menschen an ein reelles Ziel zu geleiten. Ein solches Ziel ist die subjective Vervollkommnung, welche nur durch eine vollkommnere Erkenntniß der Wahrheit bewirkt werden kann; und so wäre denn das Verdienst des Entdeckers für Gegenwart und Zukunft entschieden; und es ist um desto wichtiger, je größer der Zuwachs ist, den die Masse mensch-

licher Kenntnisse durch ihn erhält. In welchem Grade nun insbesondere Cook auf dieses Verdienst Anspruch machen kann, muß die bloße Aufzählung seiner Entdeckungen darthun.

I. Geographische Uebersicht.

Wenn wir den Werth solcher Erfindungen und Entdeckungen anerkennen, die keine nähere Beziehung auf das menschliche Leben zu haben scheinen, blos weil sie die Sphäre unseres Wissens erweitern, und dem Menschen einen größeren Reichthum von Vorstellungen geben, so können wir um so viel weniger jenen Entdeckungen unsern Beifall versagen, die den letztern Endzweck eben so gut erreichen, deren Anwendung aber uns zugleich so viel näher liegt. Wie schmeichelhaft ist, für Jeden der es fassen kann, das Gefühl von der Würde des menschlichen Geistes, bei jeder großen und glücklichen Anstrengung seiner Kräfte! Wer fühlt sich nicht groß, wenn er mit den Sternkundigen die ungemessenen Räume des Weltalls auf Flügeln der Gedanken durchirrt! In der That, wie bewundernswürdig ist nicht der menschliche Verstand, wenn er Mittel ersinnt, die Entfernung und Größe der Sonne genau zu bestimmen, wenn er neue Planeten und Kometen entdeckt, die dem bloßen Auge unerreichbar sind, und dennoch ihre Bahnen berechnet, als wären sie sichtbar! In welchem erhabenen Lichte erscheint nicht jene stolze Wissenschaft, welche aus dem Wenigen, was sie von der Erfahrung entlehnt, die wichtigsten Folgerungen zieht, wenn eine bemerkte Verschiedenheit in dem Abstande gewisser Fixsterne von einander die gleichwohl kaum in Jahrtausenden dem bloßen Auge auffallend werden könnte, dem Scharfsinn des Meßkünstlers hinreichend ist, um eine progressive Bewegung des ganzen Sonnensystems daraus nicht blos zu muthmaßen, sondern darzuthun, und dann tausend neue Welten in jenen entfernten Nebelpünktchen des allumfassenden Aethers zu erblicken! Doch wir mögen nun mit Newton die Geschwindigkeit des Lichts messen, und das Gesetz des allgemeinen Zusammenhangs untersuchen, oder mit Herschel die Heere des Himmels zählen, von denen wir nicht mehr als ihr bloßes Dasein erfahren können: so lange wir den Planeten, den wir bewohnen, nicht in allen seinen Theilen und Verhältnissen erforscht haben, so lange rühmen wir uns umsonst

des grenzenlosen Umfangs unserer Erkenntniß. Dieser Punkt im Unermeßlichen ist immer noch eine Welt für uns; seine Theile, seine Verhältnisse, seine Veränderungen, können, weil sie allen unsern Sinnen offen liegen, für jene fernen Gegenstände, welche nur das Auge wahrnimmt, zum sichersten Maaßstabe der Beurtheilung dienen, und haben, welches ungleich wichtiger ist, eine unmittelbare Beziehung auf uns, und auf die Art unserer Existenz. Denn vorausgesetzt, das Ziel der Aufklärung, welches die Natur gesteckt hat, läge jenseits der Grenzen unserer Erfahrung, und die subjective Bildung bestände hier zunächst in einer verstärkten Intension der Kräfte, deren Wirksamkeit dann die Verhältnisse eines andern Schauplatzes bestimmten; so geht doch diese nothwendige Vervollkommnung in der Stille und unvermerkt ihren Gang, indessen das gegenwärtige Verhältniß unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auf derjenigen Stufe der Kultur, die der Europäer insbesondere nun einmal erstiegen hat, ist die Kenntniß der eigenthümlichen Beschaffenheit aller Gegenden der Erde so in sein Bedürfniß verwebt, daß eine nähere Untersuchung nothwendig wird, um seiner Betriebsamkeit Luft zu machen. Je dringender unsere wahren und erkünstelten Bedürfnisse den Verkehr mit entfernten Welttheilen fordern, je emsiger der kaufmännische Geist von der Unersättlichkeit des Zeitalters seinen Vortheil zieht, indem er ihr Nahrung verschafft; desto stärker wächst das politische Interesse der Staaten, an der Erweiterung geographischer und anderer Erfahrungskenntnisse, und desto mehr sucht es alle jene Triebfedern im Gange zu erhalten. Großbritannien, dessen Handel von so ungeheurem Umfange ist, hat folglich auch in dieser Rücksicht den Nationen das Schauspiel von Entdeckungsreisen gegeben, wodurch die vorher unbekannte Hälfte der Erdkugel ausgekundschaftet worden ist. Ich sage, die Hälfte der Erdkugel, und man wird finden, daß dieser Ausdruck nicht zu viel sagt, wenn man einen Blick auf die Geographie vor Cook's Entdeckungen wirft.

Unter den Vorgängern unseres Seemannes unterscheiden sich Columbus und Magellan, deren unsterbliche Verdienste einer Auszeichnung werth sind. Man sage immerhin, daß Gewinnsucht und Emporstreben nach dem was Glück zu heißen pflegt, die Triebfedern waren, die auch diese beiden großen Männer in Bewegung setzten. Wo und wann geschah etwas Großes, wozu

nicht irgend eine mächtige Leidenschaft den ersten Stoß gab? Auch Menschen, deren innere Kraft kein gemeiner Geist fassen kann, bedurften des Antriebs der Leidenschaften, um jene schlafende Kraft zu wecken und in Thaten zu äußern. Wenn es tief in der Seele des Edlen lag, daß ein neuer Welttheil seiner warte; wenn er allein den großen Gedanken denken konnte: dort westwärts, über die Grenze hinaus, die der furchtsame Küstenbefahrer nie zu überschreiten wagt, dort liegt für mich der Weg zu Ehre, Glück und Ruhm; — wie dürft ihr ihn verdammen, ihr Splitterrichter, bei denen eben dieser Antrieb nur kleine Plane zu unbedeutenden Handlungen erzeugen konnte! Ihr wähnt vielleicht, es bringe diese Männer bis zu euch herab, wenn ihr spöttelnd fragt, ob ihre Größe in dem Ehrgeiz ein Grande zu werden, oder in der Rache gegen einen blödsinnigen König zu suchen sei? Wer nicht, wie Columbus und Magellan, auf unbetretenen Pfaden der Ehre solche Endzwecke erreichen kann, läuft Gefahr, ein Bösewicht zu werden, sobald er sich über den Staub erhebt, für den er geboren ist. Jener entdeckte einen Welttheil, und dieser steuerte sein Geschwader durch den ungeheuersten der unbekannten Oceane. Jener hatte die Vorurtheile seiner Zeit, und die gefährliche Ungelehrigkeit seiner zaghaften Reisegefährten zu bekämpfen; dieser vollbrachte, was seitdem nur Cook's eiserner Beharrlichkeit möglich geworden ist: er blieb von der Meerenge, die seinen Namen trägt, bis an die Philippinischen Inseln beinah vier Monate lang unterwegs, ohne irgend ein wichtiges Land zu sehen, ohne Erfrischungen für sein Volk zu erhalten, ohne sich durch die Länge des noch nie zuvor beschifften Weges abschrecken zu lassen. Am Ende ward aber sein großer Plan, die Gewürzinseln für Spanien zu entdecken, glücklich erfüllt, ob er gleich selbst, als ein Opfer seines unzeitigen Bekehrungseifers, auf der Insel Matan das Leben verlor.

Von dem Jahr 1521 an, bis 1768, in einem Zeitraum von drittehalbhundert Jahren, wurden viele Reisen durch eben diesen Ocean gethan, den Magellan zuerst beschiffte. Bald trieb Begierde nach Reichthümern, welche in Peru und Mexico ihren höchsten Grad erstiegen hatte, und nicht befriedigt worden war, Cortez's und Pizarro's Gefährten zu Schiffe; bald suchten Engländer und Holländer sich entweder durch den Schleichhandel zu bereichern, oder den Eroberern der neuen Welt ihre Schätze mit Gewalt zu entreißen; endlich führte auch die Hoffnung, im un-

bekannten Schooße des Südmeeres ein reiches Land zu entdecken, Seefahrer aus allen Nationen in Magellan's Fußtapfen *). Allein die Menge der Reiserouten, auf welchen man das Südmeer in dieser Absicht durchkreuzte, dient zum augenscheinlichsten Beweise, wie wenig die Triebfeder allein zur Sache thut, wenn nicht Fähigkeit des Entdeckers hinzukommt. Ohne hier von den Plünderern der Spanier zu reden, eilten auch Leute, deren Endzweck Entdeckung war, mit Aengstlichkeit nach dem Bezirk innerhalb der Wendekreise, um einer gemächlichen und sichern Fahrt in jenem stillen Meere zu genießen, welches seinen Namen mit so großem Rechte führt. Unter den Spaniern entdeckten Mendaña und Quiros in drei verschiedenen Reisen einige Inseln, um deren Lage man sich bis auf Cook's Zeiten gestritten hat. So unbeträchtlich diese Entdeckungen waren, so suchten gleichwohl beide Anführer durch überspannte Nachrichten von den daselbst vorhandenen Schätzen, den spanischen Hof zu reizen, daß er sie in Besitz nehmen und Pflanzstädte daselbst anlegen sollte. Ihre Salomonsinseln und ihre Tierra Austral del Espiritu Santo blieben lange Zeit das Eldorado der Südsee, wo die Natur Perlen und edle Metalle, nebst andern Kostbarkeiten, verschwendet haben sollte. Die Holländer ließen sich durch diese Vorspiegelungen zu einer Entdeckungsreise unter Le Maire und Schouten verleiten, welche, wie die spätere unter Roggewein, ihre Absicht gänzlich verfehlte. Diese Weltumsegler konnten es freilich nicht wissen, daß die Inseln, welche sie ohnweit Neuguinea entdeckten, in der That die Salomonsinseln der Spanier waren; so wenig wie Bougainville es ahnete, daß seine Cycladen das Land des Quiros sein könnten. Spanien selbst fand nicht für gut von diesen Entdeckungen Gebrauch zu machen, oder andere Abentheurer aufzumuntern sie weiter fortzusetzen und genauer zu bestimmen. Seine amerikanischen Besitzungen waren zu ungeheuer und zu reich an Gold und Silber, um den Wunsch nach mehreren rege zu machen. Außer den Küstenfahrern und dem einzigen Gallionschiffe, welches jährlich zwischen Akapulko und Manila die Waaren Asiens gegen amerikanisches Metall vertauschte, ließ sich kein spanisches Schiff auf diesem Ocean erblicken. Mich dünkt, die äußerste Gleichgültigkeit gegen Alles, was Ent-

---

*) Ein Verzeichniß der Reisen um die Welt findet man in meiner Einleitung zu der von mir beschriebenen zweiten Cookischen Reise.

deckung heißt, kann sich nicht stärker zeigen, als durch eben dieses Schiff, welches in einem Zeitraum von 200 Jahren jährlich genau denselben Strich hält, und vierhundertmal an der schönen Gruppe der Sandwichsinseln vorübergesegelt ist, ohne je soweit von seiner gewöhnlichen Bahn abzukommen, daß es sie wirklich entdeckt hätte.

Die Entdeckungsversuche der Spanier aus den frühesten Zeiten dieser Periode hatten die nachtheilige Folge, daß die Geographen an das Dasein eines großen festen Landes glaubten, welches den ganzen Südpol umgäbe, und sich bis innerhalb des Wendekreises erstreckte. Quiros war in der Uebertreibung wirklich soweit gegangen, daß er die von ihm entdeckte Insel Mallikollo für einen Theil dieses festen Landes ausgegeben hatte; und fast ein jeder, der nach ihm es wagte, sich weiter als die Küstenbefahrer, von Amerika zu entfernen, versicherte, wenn er auch kein Land gesehen haben wollte, dennoch Anzeigen eines nahen Continents bemerkt zu haben. Der einzige Seefahrer des vorigen Jahrhunderts, der den Namen eines Entdeckers verdient, der Holländer, Abel Tasman, bestärkte durch die Entdeckung von Neuseeland jedermann in dieser Meinung. Er fuhr im Jahre 1642 von der Insel Mauritius (jetzt Isle de France) südostwärts, bis er die Südspitze von Neuholland entdeckte, welche er nach seinem Gönner, dem Generalgouverneur vom holländischen Indien, Van Diemen, benannte. Von hier setzte er seinen Lauf ostwärts fort, entdeckte das von ihm zuerst so benannte Neuseeland, befuhr dessen westliche Küste bis zur nördlichsten Spitze, und kehrte dann nordwärts, wo er die Freundschaftsinseln fand, über Neuguinea, nach Batavia zurück. Ob nun gleich Neuseeland von 1643 bis 1768 ohne Widerrede für einen Theil des festen Südlandes galt, so blieb dennoch in diesem ganzen Zeitraume Tasman's Entdeckung ohne Folgen; denn auch die drei englischen Weltumschiffungen unter Byron's, Wallis' und Carteret's Anführung, nebst der französischen unter Bougainville, zeichnen sich durch wenig mehr als diesen leeren Namen, und ihre wissenschaftliche Absicht, von den gemeinen Südseefahrten ihrer Vorgänger aus. Wie diese, hielten sie sich, sobald sie Magellan's Meerenge verlassen hatten, an die Küste von Amerika, bis in die Gegend der unbewohnten Inseln von Juan Fernandez; eilten dann, innerhalb des Wendekreises das friedliche Meer, das keine Stürme kennt, zu durchschiffen, und

durch die Inselgruppen Indiens nach Hause zu kommen. Wallis und Bougainville trafen wenige Monate nach einander auf die Insel O-Taheiti; der erstere fand die Kokosinsel des Le Maire und Schouten wieder, und letzterer berührte die neuen Cycladen, die ehedem Quiros für das feste Südland ausgegeben hatte. Von der durch Quiros' Reisegefährten, Torres, entdeckten Durchfahrt zwischen Neuguinea und Neuholland, wußte er aber so wenig, daß er lieber Gefahr lief, mit seiner ganzen Mannschaft Hungers zu sterben, als daß er sich durch diesen kurzen Weg in die Gewässer Indiens begeben hätte. So wenig war Alles, was jene Abentheurer unternahmen, bekannt, bestimmt und in der Anwendung brauchbar geworden. Carteret, der einen etwas andern Strich hielt, als die übrigen englischen Weltumsegler, berichtigte die Lage der Insel Santa Cruz, einer Entdeckung des Mendaña, der er den neuen Namen der Königin Charlotte gab. Was diese neueren Reisen vor den früheren voraus hatten, lag in den Fortschritten, welche die Schifffahrtskunde seit der Zeit gethan hatte. Dadurch, daß man mit bessern astronomischen Werkzeugen versehen war, gewann die Geographie wenigstens so viel, daß die Lagen der Oerter genauer bestimmt wurden; und Frankreich gab durch Bougainville's Ausrüstung das erste Beispiel von einer zu wissenschaftlichen Endzwecken gehörig eingerichteten Entdeckungsreise, indem es diesem tapfern Officier einen Naturforscher, Commerson, und einen Astronomen, Verron, zugesellte. Mit Talenten, welche in einer Schlachtordnung glänzen konnten, verbanden aber weder die englischen Officiere, noch der französische, den Geist der Entdeckung, der vielleicht wirklich auf dem ersten englischen Weltumsegler Drake, und auf dem wackern Freibeuter Dampier in reichlicherem Maaße geruhet hatte. Jener entdeckte auf seiner im Jahre 1577 unternommenen Reise die Küste Neualbion, nordwestwärts über Californien bis zum 40. Grade der Breite; dieser beschloß seine Laufbahn 1698 mit einer Entdeckungsreise, auf welcher er, mit wahrem Eifer für die Wissenschaft, einen Theil von Neuholland und Neuguinea, nebst Neubritannien, den berühmten Salomonsinseln des Mendaña, für die damalige Zeit ziemlich genau untersuchte.

Die Summe aller Entdeckungen, die man seit Magellan's Zeiten im Südmeere gemacht hatte, war indeß nichts weniger als beträchtlich. Mehr als 30 Reiserouten hatten diesen Ocean,

den größten unter allen, durchschnitten, ohne mehr als die Lage einiger verlornen Inselpünktchen zwischen den Wendekreisen dürftig zu bestimmen; ja die früheren hatten größtentheils, wie die dunkeln Tagebücher der Anführer, diese Denkmäler ihrer Unkunde und geringen Fähigkeit, beweisen, mehr Ungewißheit als Licht über jene Weltgegend verbreitet. Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt; und welche Traumgestalten schwebten nicht in ihr umher, die den leichtgläubigen Geographen täuschten, und selbst den vernünftigen Forscher verwirrten; scheinbare Muthmaßungen spekulativer Köpfe, müßige auf mißverstandene Ueberlieferung gegründete Mährchen, und dreiste Erdichtungen vorsätzlicher Betrüger! Rund um den Südpol, bis zum 50. Grad der Breite, war Alles, die einzige Spitze von Südamerika ausgenommen, unbekannt. La Roche und Dúclos Gúyot, zwei französische Seefahrer, hatten zwar in den Jahren 1675 und 1756 im südatlantischen Meere auf 54 Graden der Breite eine Insel entdeckt, und Bouvet, ihr Landsmann, wollte 1738 in eben der Breite, weiter ostwärts, Land gesehen haben; allein auch diese wirklichen oder angeblichen Entdeckungen bestärkten nur den Glauben an ein festes Südland, welches nunmehr auf allen Karten erschien. Seine Küsten zeichnete man keck in einer mit Chili fast parallel zum Wendekreise hinablaufenden Linie, ließ sie an einigen Orten bis zum 20. Grade der Breite in den heißen Erdgürtel sich verlängern, und dann wieder südwestwärts nach Neuseeland steigen. Neuholland, welches das Südmeer gegen Abend vom indischen Ocean trennt, und an Flächeninhalt Europa beinahe gleichkommt, blieb gegen Osten hin noch gänzlich unerforscht, und in der Nähe des Aequators verlor es sich auf mancher Karte in das von seinen schwarzen Einwohnern benannte Neuguinea.

Unsere nördliche Halbkugel lag von der Seite des großen Weltmeeres in ein ähnliches Dunkel gehüllt. Rußland kannte die natürlichen Grenzen seiner asiatischen Besitzungen noch nicht, und die amerikanischen Gestade jenseits des 44. Grades waren noch unberührt. Hatte man sich gegen Süden von neuen Welttheilen und festen Ländern träumen lassen, so erstattete wenigstens die Einbildungskraft der Erdbeschreiber dem Ocean am entgegengesetzten Ende der Welt den Raum, den sie ihm abgenommen hatte, und trug sich mit umständlichen Erzählungen von durchschifften Meeren, Meerengen und nordöstlichen sowohl

als nordwestlichen Durchfahrten. Ein Admiral de Fonte, der niemals existirt hat, ein griechischer Lootse Juan de Fuca, der mit einer aus der Luft gegriffenen Erzählung sein Glück machen wollte, eine Straße Anian, von der sich niemand einfallen ließ, daß es die Hudsonsenge sein könnte *), und andere ähnliche Verwirrungen veranlaßten gelehrte Kriege und erdichtete Landkarten; und so wie im Süden jede Entdeckung zur Bestätigung des so hartnäckig behaupteten Südlandes gemißbraucht wurde, so mußten auch der verdienstvollen Männer, Behring und Tschirikof's Berichtigungen verschiedener Punkte des amerikanischen Continents, unter den Händen der Geographen die in ihrem Studirzimmer reiseten, das Dasein der offenen See im Nordwesten beweisen. Selbst der berühmte Pauw, dessen Prüfungsgeist so manchen Wahn in Absicht auf Amerika vernichtete, war nicht vermögend, aus diesem Chaos von grundlosen Meinungen die Wahrheit hervorzuziehen; vielmehr glaubte er annehmen zu müssen, daß ein Meer von 800 Meilen den alten Welttheil von Amerika trenne.

Dies war die Lage der Geographie, als Cook erschien, dem es vorbehalten war, in kurzer Zeit die Kenntniß der Erde in das hellste Licht zu setzen. Der Geist der Entdeckung beseelte ihn ganz, und seine Eigenschaften waren dem Geschäfte, wozu ihn das Schicksal auserkohr, so angemessen, daß er allein mehr als alle seine Vorgänger zusammen genommen leistete, und als Seemann und Entdecker, unerreichbar und einzig, der Stolz seines Jahrhunderts bleibt.

Um uns einen Begriff von seiner Thätigkeit zu machen, bleiben wir zuerst bei der Länge des Weges stehen, den er in etwas mehr als zehn Jahren zurückgelegt hat. Die verschiedenen Bahnen seiner großen Reise, sind zusammen mehr als siebenmal dem Umkreis unserer Erdkugel gleich. Welcher Seefahrer kann sich rühmen, in so kurzer Zeit den ungeheuern Raum von beinah 40,000 Meilen durchschifft zu haben? Man denke sich eine gerade Linie von eben der Ausdehnung, so fehlt ihr nur ein Viertel ihrer Länge, um die Entfernung von der Erde bis an ihren Trabanten, den Mond, auszufüllen. Doch das Riesenmäßige in Cook's Unternehmungen verdient erst alsdann unsere

---

*) Man lese die Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden, von Joh. Reinhold Forster, Frankf. 1784. 8. S. 525 u. f. Ein Werk, welches über diesen Gegenstand alles Wissenswerthe enthält.

höchste Bewunderung, wenn wir es in Verbindung mit seinen übrigen Thaten betrachten. Der Mann, der zweimal die ganze Erde umschifft hatte, und im Begriffe stand, es zum drittenmal zu thun, der Mann, der kreuz und quer durch alle Oceane des Norden und Süden den langen Weg zurückgelegt hatte, war nun auch mit dem ganzen Erdball so genau bekannt geworden, als trüge er ihn, wie den Reichsapfel, in der Hand. Er hatte, zumal im Südmeer nicht nur alle wichtigen Entdeckungen früherer Reisen besucht und berichtigt, sondern auch mehr neue Küsten und Inseln befahren, als je ein Seemann der älteren und neueren Zeit vor ihm. Unzählige astronomische Beobachtungen, die er größtentheils selbst anstellen half, bestimmten die Lage aller dieser Länder. Mit einer fast noch bewundernswürdigeren Beharrlichkeit führte er überall das Senkblei, nahm die Küsten, die Buchten, die Häfen, die Sandbänke, die Riefe, die verborgenen und sichtbaren Klippen auf, und entwarf die vortrefflichsten Karten und Portulane. Kaum können wir uns rühmen, so zuverlässige, und bis auf die kleinsten Gegenstände genau detaillirte Karten von unseren europäischen Meeren zu besitzen, als Cook von den Meeren der entgegengesetzten Halbkugel zurückgebracht hat. Aeltere Südseefahrer scheuten gleichsam den Anblick des Landes; wo sie Küsten fanden, eilten sie schnell vorüber, oftmals ohne nur den Fuß darauf zu setzen, ohne den Umfang, die Gestalt und den Zusammenhang ihrer Entdeckungen zu untersuchen. Landeten sie auch irgendwo, so nahmen sie sich selten Zeit, den Endzweck einer Landung zu erreichen, und von den vorgefundenen Produkten einigen Vortheil zu ziehen. Ihr Betragen gegen die Eingebornen machte gewöhnlich einen schleunigen Abzug nöthig, ehe sie noch die Beschaffenheit der Gegend und ihrer Erzeugnisse erforschen, und mit den Eigenthümlichkeiten der dortigen Menschengattung bekannt werden konnten. Daher fehlte es ihren Berichten so oft an allem Interesse; und weit entfernt, den Forderungen des Physikers und des Weltweisen ein Genüge zu leisten, oder zur Sicherheit künftiger Seefahrer, und zum glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen beizutragen, wußten sie nicht einmal die müßige Neugier des großen Haufens zu befriedigen.

Cook war auch hier das Gegentheil seiner Vorgänger. Sein Geist, der keinen Müssiggang kannte, sann stets auf Mittel, seinem Volke die Mühseligkeiten ihrer harten Lebensart zu

erleichtern, dadurch zugleich die Dauer seiner Reise zu verlängern, seinen Entdeckungen einen weitern Umkreis zu geben, und unsere Kenntnisse vom Reich der Wahrheit durch neue Bemerkungen der Natur, im Menschen sowohl als in Thieren, Pflanzen und leblosen Körpern, zu bereichern. So weit es also mit dem ihm vorgeschriebenen Reiseplan bestand, oder zu dessen vollständiger Ausführung dienen konnte, hielt er sich bei seinen neu entdeckten Ländern auf, und stellte theils in eigner Person, theils mit Hülfe seiner Reisegefährten, jene sorgfältigen Untersuchungen an, welche man, so lange die Buchdruckerkunst Gedanken verewigt, als Quellen des brauchbarsten, zuverlässigsten und angenehmsten Unterrichts, mit Theilnehmen und Bewunderung lesen wird. Die reichhaltigen Tagebücher seiner Reisen füllen allein sechs starke Quartbände; zwei andere enthalten die astronomischen Beobachtungen, und noch ein Paar andre liefern Nachrichten von merkwürdigen Gegenständen der allgemeinen Physik, und Beschreibungen einiger Naturkörper, obgleich bis jetzt noch das Allerwenigste von den Entdeckungen der besondern Naturgeschichte im Druck erschienen ist, und Solander's Nachlaß allein mehr als 2000 Beschreibungen enthält. Sehen wir aber auf den wichtigsten Gegenstand unseres Forschens, auf unsere Gattung selbst; wie viele Völker, die wir zuvor auch nicht dem Namen nach kannten, sind nicht durch die unvergeßlichen Bemühungen dieses großen Mannes bis auf die kleinsten Züge geschildert worden! Ihre körperliche Verschiedenheit, ihre Gemüthsart, ihre Sitten, ihre Lebensart und Kleidung, ihre Regierungsform, ihre Religion, ihre wissenschaftlichen Begriffe und Kunstarbeiten, kurz Alles sammelte Cook für die Zeitgenossen und die Nachwelt, mit Treue und unermüdetem Fleiß.

Niemand kannte also den Werth des vorübereilenden Augenblicks besser, und Niemand benutzte ihn so gewissenhaft, als er. In einem gleichen Zeitraum hat Niemand je die Grenzen unseres Wissens in gleichem Maße erweitert. Seine unmittelbaren Vorgänger glaubten allen Forderungen der Nachwelt ein Genüge gethan zu haben, wenn sie innerhalb 22 Monaten die Erde umschifften; denn diese Umschiffung allein schien ihnen verdienstlich genug. Carteret blieb zwar etwas länger aus, weil er einen Monsun versäumte *); doch brachte er diese Zeit in Häfen

*) Monsun ist ein Wind, der in den indischen Gewässern ein hal-

zu, die Europäern gehörten. Cook hingegen irrte auf seiner ersten Reise beinah drei Jahre umher. Die zweite umfaßte einen noch längern Zeitraum; und die dritte, deren Ende er nicht erlebte, die er aber, selbst nach seinem Tode, noch zu lenken schien, dauerte mehr als vier Jahre! Doch es ist Zeit, seine Laufbahn und die Entdeckungen, welche diese drei unnachahmlichen Fahrten bezeichnen, dem Auge näher zu rücken.

Der wichtige Zeitpunkt, wo die Venus zum zweitenmal im gegenwärtigen Jahrhundert vor der Sonnenscheibe vorübergehen sollte, gab die Veranlassung zu Cook's erster Reise in die Südsee. Von der Beobachtung dieses Phänomens, an entgegengesetzten Enden der Erde, hing die Bestimmung der Sonnenparallelaxe, folglich der Entfernung und Größe dieses ungeheuren Weltkörpers selbst, vorzüglich ab. Die gelehrten Gesellschaften wetteiferten bei dieser Gelegenheit miteinander in Anstalten, um den merkwürdigen Augenblick in seinem ganzen Umfange zu benutzen. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris sandte daher den Abbé Chappe nach Californien, und die königliche Societät in London beschloß Herrn Green ins stille Meer zu schicken. Ihr damaliger Präsident, Lord Morton, wußte die Bittschrift der Gesellschaft und die gute Sache der Sternkunde mit so großem Nachdruck zu unterstützen, daß König Georg III. die Ausrüstung eines kleinen Schiffs zu diesem Vorhaben bewilligte. Cook bestieg dieses Fahrzeug, Endeavour oder das Bestreben, als commandirender Lieutenant. Herr Banks, ein bemittelter Privatmann und Dr. Solander, ein gelehrter Schüler des verewigten Linné begleiteten ihn als Liebhaber der Botanik und Freunde der Naturkunde überhaupt. Im Jahr 1768, den 26. August verließen sie die Rhede von Plymouth.

Anstatt wie Byron, Wallis und Bougainville durch die magellanische Meerenge zu gehen, umschiffte Cook das Cap Horn, welches seit Anson's Reise das Schrecken der Seefahrer geblieben war. Es ist bekannt, mit welcher unumschränkten Macht die Vorurtheile den gemeinen Seemann, er sei von welchem

---

des Jahr hindurch beständig herrscht. Im folgenden halben Jahre wehet er aus dem entgegengesetzten Punkt. Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit zu erinnern, daß Carteret, ob er gleich wenig entdeckte, doch unsägliches Elend in einem zu einer solchen Reise ganz untauglichen Schiffe ausgestanden und von Magellan's Meerenge bis nach Macassar gegen sechs Monate unterwegs gewesen ist.

Range er wolle, beherrschen. Ein Sturm, der zur Unzeit einen Schiffer auf einer wenig besuchten Fahrt etwas unsanft bewillkommt, kann andern Seefahrern zuweilen auf ein halbes Jahrhundert die Lust zu neuen Versuchen benehmen. So glaubten einst die Portugiesen, man könne oder dürfe das Cap Non in Afrika nicht umschiffen, bis Don Heinrich's Genius diesen Wahn besiegte und den Weg zur Entdeckung Indiens bahnte. Cook fuhr nicht nur sicher und ohne irgend einen widrigen Zufall um jene südlichste Spitze von Südamerika, sondern voll des kühnen Forschungsgeistes, der ihn auf der zweiten Reise so oft jenseits der Grenzen des antarktischen Polkreises trieb, näherte er sich zugleich dem furchtbaren Südpol, von dessen völliger Untersuchung ihn aber für diesesmal der Endzweck seiner Reise abhielt. Es kam jetzt alles darauf an, die Insel, welche zur Beobachtung des Durchgangs ausersehen war, zu rechter Zeit zu erreichen. Zufrieden also, gezeigt zu haben, wie leer die Furcht vor jenen antarktischen Wogen und jenen mehr als kimmerischen Finsternissen sei, die Anson's Historiograph so sehr ins Schwarze malt, hielt er vor dem Punkt, wo er den 60. Grad der südlichen Breite durchschnitt, einen Lauf, der geradesweges auf sein Ziel gerichtet war. Diese Richtung ist in doppelter Rücksicht merkwürdig. Sie zeichnet sich vor allen früheren Fahrten dadurch aus, daß sie weit von der amerikanischen Küste ins unerforschte Südmeer geht und jenen wohlbekannten Weg verläßt, den so viele Seefahrer, die doch auch zu den Entdeckern gezählt sein wollen, einander blindlings nachgegangen sind. Zugleich aber gebührt ihr das Verdienst, den Ocean auf einem großen Strich, den ihm die Geographen eigenmächtig abgesprochen und dem Kinde ihrer Phantasie, dem festen Südlande, zuerkannt hatten, wieder in sein altes Recht eingesetzt und auf ewige Zeiten darin bestätigt zu haben. In der That segelte Cook westwärts hinter der Stelle weg, wo Juan Fernandez und Jacob l'Hermite das feste Land gesehen und hinter einer andern, wo es Quiros nur gewittert haben wollte.

Zwischen vielen flachen Inseln hin, welche innerhalb des Steinbockskreises liegen und aus Korallenbänken bestehen, gelangte er nach O-Taheiti, der berühmt gewordenen Insel, die Wallis kurz zuvor entdeckt hatte. Der Hauptgegenstand der ganzen Reise, die Beobachtung des merkwürdigen Durchgangs der Venus und die dazu erforderlichen Vorbereitungen, verzöger=

ten seinen Aufenthalt daselbst. Für die Naturgeschichte und Astronomie war diese Zeit nicht verloren; doch auch selbst die Geographie hatte den Vortheil davon, daß Cook die ganze Insel, die etwa 30 Meilen im Umkreise hat, in seinem Boot umschiffte und sich von ihren Distrikten, ihren Ebenen und Flüssen, ihren umgebenden Riefen und bequemen Ankerplätzen die genaueste Kenntniß verschaffte. Auch die Entdeckung der ganzen nah gelegenen Gruppe der Societätsinseln war eine Frucht von dem freundschaftlichen Verkehr mit den Einwohnern von Taheiti, und insbesondere von dem Entschlusse des Tupaia, eines angesehenen Mannes aus jener Weltgegend, mit Cook zu Schiffe zu gehen. Außer den bereits entdeckten Inseln Taheiti, Máatea und Tabuamanu lernte man nun auch Huaheine, O=Raietea, O=Tahah, Bolabola und Maurua kennen.

Der Entdecker eilte nunmehr, seinen Verhaltungsbefehlen gemäß, gegen Süden, um das hochgepriesene Südland aufzusuchen, welches in dieser Gegend, der Mitte des großen Weltmeeres, nicht weit vom Wendekreise liegen sollte. Allein er setzte seinen Lauf bis zum 40. Grad der Breite in gerader Linie ungehindert fort, ohne nur eine Spur von nahem Lande wahrzunehmen. Weiter in den Ocean vorzudringen, verwehrte ihm diesmal die Schwäche des Schiffes. Er wandte sich also westwärts und suchte die Küsten von Neuseeland auf, die seit ihres ersten Entdeckers, Tasman's, Zeiten nicht wieder besucht worden waren. Man wußte von diesem Lande überhaupt wenig mehr, als daß es vorhanden sei und streitbare Einwohner habe; denn Tasman's kurzer Aufenthalt hatte ihm nicht erlaubt, genauere Nachrichten einzuziehen und richtige Karten, die künftigen Seefahrern zu Wegweisern hätten dienen können, zu entwerfen. Cook entdeckte das Land am 6. October 1769, von der Ostseite her, umschiffte es ganz und verließ es endlich am 31. März des folgenden Jahres. Man hatte es bisher für einen Theil des festen Südlandes gehalten; Cook fand aber, daß es zwei Inseln von ansehnlicher Größe waren, im 41. Grad der Breite durch eine Meerenge getrennt, die zum Gedächtniß des Entdeckers Cooksstraße heißt. Von diesem Punkt aus erstreckt sich die südliche Insel südwestwärts bis gegen den 48., und die nördliche nordwestwärts bis zum 34. Grad der Breite. Ihre Seeküsten, welche Cook in Zeit von sechs Monaten mit unermüdetem Eifer untersuchte, können leicht 800 Seemeilen betragen, und ihr Flä-

cheninhalt dürfte dem von England nicht viel nachstehen. Die Anzahl der bequemen und sichern Häfen, der Inselchen und Klippen, welche um die beiden großen Inseln hergestreuet liegen, muß jeden Sachkundigen, der ihre Entdeckung und genaue Bestimmung als das Werk eines einzigen Mannes in einem so kurzen Zeitraum betrachtet, mit Erstaunen und Ehrfurcht erfüllen. Wenn man aber die bescheidene Erzählung dieser Thaten in Cook's einfacher Sprache liest, wenn man erfährt, mit welchen unvermeidlichen Gefahren der kühne Argonaute, der sein Werk nicht unvollendet lassen will, in jenen stürmischen und unbekannten Meeren zu kämpfen hat; wie ihm dort eine verborgene Klippe, auf die sein Schiff ganz unversehens stößt, den Untergang droht; wie mitten im Sommer im 35. Grad der Breite, der stärkste Sturm, den er bis dahin noch erlebt, drei Wochen lang wüthet; wie eine wirbelnde Flut ihn unaufhaltsam gegen einen steilen Felsen schleudert, und nur ein Ankerwurf in die ungeheure Tiefe von 75 Faden ihn noch rettet; wie endlich am südlichsten Ende des Landes, sechs volle Meilen weit von der Küste, eine Felsenbank *), gleichsam zur Falle aufgestellt ist, und dem unbesorgten Seemann in der Nacht auflauert; — wenn man diese schnell aufeinander folgenden Begebenheiten aufmerksam erwägt, so wird man auch empfinden müssen, um welchen Preis sich Cook einen Namen im Tempel des Ruhms erkauft hat. Mehr als einmal befand er sich nebst seinen Reisegefährten in augenscheinlicher Lebensgefahr, indem er auch am Lande selbst seine Untersuchungen fortsetzte; ein unerklärliches Etwas, welches man dem Ungefähr oder einem Deus ex machina zuschreibt, wenn man die Verkettung der Ursachen und Wirkungen vergißt, rettete ihn oft aus den Händen der barbarischen Einwohner. Demungeachtet gelang es ihm, die Produkte dieser merkwürdigen Inseln, und selbst das wilde Volk, das hier vom Fischfang lebt, genau zu erforschen. Seine Nachrichten beweisen zur Genüge, daß zumal die nördliche Insel, wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewässerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsstrichs, ihrer herrlichen Wälder vom besten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fischreichen Gestade, dereinst für unternehmende Europäer eine höchst wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten frucht-

*) The Traps.

baren Boden jenes Landes würden alle Arten von europäischem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Ansiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit Allem, was zum Ueberfluß gehört, versehen. Ein Sommer, wie in England, dessen Hitze nie beschwerlich fällt, und ein Winter, wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter ist, machen das dortige Klima zum angenehmsten Aufenthalt. Für den weit um sich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein als diese, welche zwischen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt.

Der März war schon verflossen, der Winter des antarktischen Himmels nahte mit seinen Stürmen heran, und noch berathschlagte man, ob der Rückweg nach England über Ostindien, oder durch das große Südmeer und um Cap Horn gehen sollte? Cook's Wünsche neigten sich auf diese letzte Seite; allein sein gebrechliches Fahrzeug gab zum zweitenmale den Ausschlag wider ihn, und sein Verlangen, jetzt ein für allemal die Frage vom Dasein eines Südlandes zu entscheiden, mußte der Vorsorge für die Sicherheit und Erhaltung der ihm anvertrauten Mannschaft weichen. Vielleicht — so kurzsichtig sind der Menschen Entwürfe! — vielleicht wäre indessen die Fahrt durch das Südmeer mit Hülfe günstiger Westwinde kürzer und sicherer gewesen, als die andre, die man an ihrer Stelle wählte; vielleicht hätte Cook alsdann alle seine Reisegefährten gesund nach Europa zurückgebracht, anstatt daß auf dem Wege, der ihnen weniger gefährlich schien, die verpestete Luft von Batavia den vierten Theil der ganzen Reisegesellschaft hinwegraffte! Allein der unermüdete Seemann sollte noch die ganze Ostküste von Neuholland entdecken. Dieses Land, welches man entweder die größte Insel, oder ein drittes Continent nennen kann, ward an der Westseite zuerst im Jahre 1616 entdeckt. Von dieser Zeit an befuhr man nach und nach immer mehr davon, bis Tasman, wie ich schon vorhin erwähnte, die südliche Spitze im Jahr 1642 zu sehen bekam. Indeß verursachte die niedrige Lage jener Küste, daß man sich ihr nicht dreist zu nahen wagte und daß also blos ihr ungefährer Umriß bekannt werden konnte. Die Seite gegen das stille Meer oder gegen Morgen hin, hatte noch kein Seefahrer berührt, als Cook sie auf einer Strecke von 600 Seemeilen befuhr. Sie ist

höher als die andere, aber eben so von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau gewisser polypenartigen Thierchen, umringt. Ihre kalkigen Wurmgehäuse wachsen am unergründlichen Boden des Meeres fest und werden, so wie das Thier in den untersten Stämmen abstirbt, zu wahren Felsenmauern von Korall, welche oberwärts immer neue Aeste treiben und sich zuletzt, je näher sie der Oberfläche des Meeres kommen, nach allen Richtungen ausbreiten. Solche Korallenmauern sind es, an denen die hohe Woge des vom beständigen Ost-Passatwind erregten Meeres sich schäumend brandet, und die der Seemann Riefe nennt. Oft erstrecken sie sich rund um Inseln her; oft ziehen sie sich mehrere hundert Meilen, wie hier bei Neuholland, in paralleler Richtung mit den Küsten; oft stehen auch mehrere dergleichen Riefe hintereinander. Zwischen ihnen und dem Lande ist ein ruhiges Meer; denn die hereinrollende See bricht sich an der Schutzmauer, die ein Wurm ihrem Ungestüm entgegen zu setzen vermochte, und fließt entkräftet über sie hin, oder kommt durch enge Brüche und Oeffnungen hinein, welche zugleich den Schiffen zur Ein- und Ausfahrt dienen. Allein in diesem gleichsam abgedämmten Zwischenraume häuft sich der Sand, den die Flut zwar hinein, doch nicht die Ebbe wieder hinweg spülen kann, zu großen Sandbänken und Untiefen, welche der Schifffahrt neue Hindernisse und Gefahren bereiten. Kommt nun noch der Umstand dazu, daß anstatt eines zusammenhängenden Riefs nur eine Menge kleiner zerstreuter Wurmrepubliken ihren Zellenbau führen, wovon der eine mehr, der andere weniger gediehen ist; so geht das Schreckliche einer solchen Meeresgegend über alle Beschreibung. Die Wachsamkeit des Seemannes vermag fast Nichts gegen jene plötzlichen Abwechselungen der Tiefe, die er zitternd durch das Senkblei erfährt. Bald ergründet er sie nicht mit mehr als hundert Klaftern; bald schwebt er über Korallenzinken hin, die wie Thürme und Ruinen ihre schroffen Spitzen in die Höhe strecken und beinahe den Boden seines Schiffs berühren. Mit Angst und Entsetzen sucht er einen Ausweg, durch den er wieder in die offene See gelangen und sich von furchtbaren Syrten entfernen könne, wo ihn der Tod in tausend Gestalten umringt. Nicht also Cook, der Entdecker! Fünf Monate lang blieb er an dieser Küste, folgte allen ihren Krümmungen, nahm ihre Häfen und Baien auf, bestimmte die Lage vieler hundert Untiefen und Klippen, und verließ sie nicht eher, als

bis er sie vom 38. bis zum 10. Grade südlicher Breite durchaus entdeckt und endlich zwischen ihrer Nordspitze und den Inseln von Neuguinea die Durchfahrt gefunden hatte, welche von seinem Schiffe, den Namen Endeavourstraße erhielt. Fast sollte man auf den Gedanken gerathen, daß auch der verwegenste Schwung einer romanhaften Einbildungskraft noch nicht an die wirklichen Thaten reicht, die hier dem hartnäckigen Ausharren, der unerreichbaren Kunst und vor Allem, dem innern edlen Antrieb einer brennenden Ruhmbegierde möglich waren. Man muß die Geschichte dieser Fahrt selbst lesen, wenn man sich von den Schwierigkeiten, die Cook hier überwand, den Gefahren, die ihm drohten und dem standhaften Muth, womit er sich, das Senkblei in der Hand, zwischen den Felsenwänden, Ketten und Klippen durchtastete, einen vollständigen Begriff machen will. Alle seine Behutsamkeit konnte es jedoch nicht verhindern, daß sein Schiff auf einen verborgenen Felsen stieß, wo es 24 Stunden lang hangen blieb, indessen Jedermann dem schrecklichen Augenblick seines Untergangs entgegen sah. Nur die glücklichen Umstände, daß der gewöhnliche Seewind still war und keine hohen Wellen erregte, daß ein Stück des Felsens in dem Schiffe stecken blieb und die Wunde, die er ihm gerissen hatte, beinahe ganz ausfüllte, daß einem Officier ein sonderbares Mittel den Leck zu verstopfen gelang, und endlich, daß sich ein zur Ausbesserung bequemer Hafen in der Nähe fand, bewirkten diesmal eine unerwartete Rettung.

Cook und seine gelehrten Mitreisenden benutzten den Aufenthalt in Neuholland, um dessen Naturprodukte und andere Merkwürdigkeiten, von denen man bis dahin wenig wußte, genau zu erforschen. An einem Orte, den man zum Andenken Botany-Bai genannt hat, erhielt die Kräuterkunde einen Zuwachs von beinahe 400 neuen Arten. Das Innere dieses Landes verspricht noch eine reichere Ernte von unbekannten Gegenständen, da theils die Lage und das Klima, theils die ansehnliche Größe desselben diese Erwartung begünstigen *). Doch wir kehren zu den für die Geographie errungenen Vortheilen zurück, welche hier eigentlich in Betracht kommen müssen. Diese Ostseite von Neuholland, mit den vorhin beschifften neuseeländischen Gestaden zusammengerechnet, würde in der That, wenn man sie

*) S. Neuholland und die brittische Kolonie in Botany-Bai.

sich in einem fortlaufend dächte, eine weit längere Küste bilden, als die, welche Amerigo Vespucci zwar befahren, aber bei weitem nicht untersucht, vielweniger in Karten genau entworfen hat. Gleichwohl war dies der einzige Grund, der die Benennung der neuen Welt nach diesem flüchtigen Entdecker noch einigermaßen rechtfertigen konnte. Aber Columbus und Cook sind Namen, die auch ohne einen solchen Tribut (welcher doch nur ihnen gebührte), der Vergänglichkeit trotzen. Mit dem Bewußtsein, mehr geleistet zu haben, als je die Pflicht auferlegen kann, mit diesem unverwelklichen Lohne, der die Flamme des Genius nährt, verließ nunmehr unser großer Seemann den Schauplatz seiner Entdeckungen und ging über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück.

Cook wurde bald nach seiner Rückkunft zur Führung einer zweiten Entdeckungsreise ernannt. Hatte ein Phänomen des Himmels seine erste Ausrüstung veranläßt, so war es nunmehr der glückliche Erfolg, womit er sich seines vorigen Auftrags entledigt hatte, der selbst bei seinen Obern einen Grad von Enthusiasmus für die Erweiterung der Erfahrungswissenschaften erweckte. So umstrahlt der Glanz des wahren Verdienstes auch den, der es zu ehren weiß; so darf ein ganzes Volk auf seine großen Männer stolz sein, daß es sie ihrer würdig beschäftigt.

Nach einem Zwischenraum von wenig mehr als einem Jahre ging Cook am 13. Julius 1772 mit zwei Schiffen wieder in See, und ward von Sternkundigen, Naturforschern und Zeichnern begleitet, die man auf öffentliche Kosten unterhielt. Dadurch ward auch meinem Vater und mir das Glück zu Theil, die Welt von Westen nach Osten zu umschiffen. An dem Plan zu dieser Reise hatte Cook selbst, der dabei zu Rathe gezogen ward, unstreitig den wichtigsten Antheil. Alle seine bisherigen Entdeckungen hatten den Glauben an ein festes Südland bei spekulativen Geographen noch nicht wankend gemacht. Der feste Punkt von dem sie ausgingen, war jenes nothwendige Gleichgewicht zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte der Erdkugel, welches sie als eine ewige Wahrheit vorauszusetzen beliebten. Dies erforderte nun durchaus ein großes Land im Süden, um, ich weiß nicht welch ein Ueberschlagen unseres Planeten zu verhüten, wovon sie selbst wohl keine deutlichen Begriffe hatten. Was half es also Cook, daß er Neuseeland umschifft und des Lootsen Juan Fernandez vorgebliche Entdeckung abgeschnitten hatte,

daß er auf 40 Grade südlicher Breite mitten ins Südmeer vorgedrungen war; wenn jenseits seiner Bahnen noch ein beträchtlicher Strich des Oceans unbefahren blieb, wohin der Glaube flüchten konnte? Er hatte zwar einen großen Sieg für die Wahrheit errungen; allein um die Unwissenheit und die Unvernunft ganz aus dem Felde zu schlagen, mußte er noch einmal das Ruder ergreifen. Er that es und wählte sich einen kühnen Weg um den Südpol, der auch die letzte Spur jener erdichteten Länder vertilgte. Drei Sommer nach einander brachte er mit dieser Umschiffung größtentheils jenseits des 60. Grades der Breite und mehrmals innerhalb des südlichen Polkreises zu. Die dazwischen fallenden Winterzeiten, wo eine sechsmonatliche Nacht nebst der Kälte und den Stürmen jenes unfreundlichen Meeres die fernere Entdeckungsfahrt unterbrachen, wußte er auf eine doppelte Art, zur Erholung seiner Mannschaft und zur ferneren Berichtigung aller innerhalb des Steinbockkreises liegenden Inselgruppen zu benutzen. Auf einer viermonatlichen Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neuseeland, ging er zuerst über den Polkreis, dann hinab in den südlichen Theil des indischen Meeres bis zum 48. Grade südlicher Breite, und blieb endlich wieder auf einer Strecke von 600 Seemeilen in der Nähe des 60. Grades. In Neuseeland vereinigte sich mit der Resolution, dem Schiffe, welches Cook selbst führte, die Adventure, die sich in einem dreitägigen Nebel von ihm verloren hatte. Ihr Befehlshaber, Furneaux, hatte die Zeit der Trennung benutzt, um Van Diemens-Land zu besuchen und dessen Zusammenhang mit der Ostküste Neuhollands außer Zweifel zu setzen. Nach dieser Vereinigung begab sich Cook zu seinen Freunden, den gutmüthigen Bewohnern der Societätsinseln, und eilte dann 500 Seemeilen weiter nach Westen, um die Lage der Inseln Amsterdam und Middelburg, die Tasman, als er von Neuseeland kam, entdeckt hatte, genau zu bestimmen. Schon nach dem Hinwege nach O-Taheiti hielt er seinen Lauf zwischen 40 und 50 Graden der Breite bis in die Mitte des Südmeers, ohne es sich anfechten zu lassen, daß damals der Winter in jener Halbkugel herrschte. Er gewann dadurch einen ansehnlichen Theil des für den künftigen Sommer aufgehobenen Schauplatzes seiner Untersuchungen und konnte nun, nachdem er von Amsterdameiland nach Neuseeland zurückgegangen war, seinen Weg sogleich viel südlicher nehmen. Demungeachtet blieb die Ausdehnung des noch

unberührten südlichen Eismeeres fürwahr ungeheuer, und würde jeden andern als Cook zurückgeschreckt haben. Ein Sturm hatte die Adventure zum zweitenmal von ihm verschlagen, und er sah sich genöthigt, mit seinem einzelnen Schiffe den Gefahren zweier kommenden Jahre entgegenzugehen. Mit welchem Ungemach der Seefahrer in jenen hohen südlichen Breiten zu kämpfen habe, wie ungestüm die See, wie trübe und kalt die Luft, wie zahlreich und gefährlich die schwimmenden Eisberge und festen Eisfelder dort wären, dies alles hatte seine erste Fahrt vom Cap ihn schon gelehrt. Doch eben die Erfahrung von überstandenen Mühseligkeiten war für ihn ein Antrieb mehr, die Vollendung eines Reiseplans zu wagen, der beinahe zur Hälfte schon gelungen war. Ueber Londons Antipoden hinaus ging also die zweite Sommerfahrt dem Südpol entgegen; allein um keine beträchtliche Meeresgegend unerforscht zu lassen, machte Cook, nachdem er mehr als 500 Seemeilen in der Nähe des antarktischen Kreises fortgesegelt war, eine bogenförmige Excursion gegen Norden, bis zum 50. Grade südlicher Breite, und kehrte erst alsdann zur Untersuchung des Süden mit dem festen Entschlusse zurück, nun noch zum letztenmal so weit als möglich vorzudringen. Das Eis, welches bisher seinem unbezwingbaren Forschungsgeiste bald im 55., bald im 64., bald erst im 67. Grade der Breite eine Mauer entgegengestellt hatte, schien diesesmal den Vorsatz des Entdeckers weit mehr zu begünstigen. Er erreichte den 62. Grad ohne eine Eisscholle anzutreffen, und überschritt den 70., ohne ein Hinderniß vor sich zu sehen. Schon schmeichelte man sich mit der Hoffnung eben so weit gegen Süden zu kommen, wie andere Seefahrer gegen Norden, als endlich am 30. Januar 1774 ein Eisfeld von unabsehlicher Größe dieser südlichen Fahrt in der Breite von 71 Graden 10 Minuten das Ziel steckte.

Ich werfe hier einen Blick auf die Länge des zurückgelegten Weges und erstaune selbst über eine Reise, die ich mitgemacht habe, die mir aber nach 13 Jahren, wie eine Traumbegebenheit, wunderbar vorkommt. Ohne die vielen Abweichungen von der geraden Route, oder auch den Weg von Neuseeland nach O=Taheiti und wieder zurück, der allein mehr als drittehalbtausend Seemeilen beträgt, in Anschlag zu bringen, hatten wir bisher in 18 Monaten mehr als zwei Drittel von der ganzen Erde umschifft, und überall bis zum 60. Grade, ja oft weit jenseits desselben, vergebens das Südland gesucht. Es ist wahr,

der Mangel des Landes trug zur Beschleunigung unserer Fahrt nicht wenig bei; allein es gehörte wahrlich Cook's ganze Festigkeit des Charakters dazu, um sie unter den Umständen, worin wir uns befanden, so sehr in die Länge zu ziehen. Denn zu geschweigen, daß die Schifffahrt in hohen Breiten, selbst der nördlichen Halbkugel, wegen der veränderlichen und ungestümen Winde an sich schon höchst beschwerlich ist, so ward hier die Gefahr noch durch eine Menge zusammentreffender Schwierigkeiten vermehrt. Insgemein wechselten Nebel und Stürme mit einander ab; oft stürmte es auch sogar bei finsterm Nebelwetter; oft sahen wir die Sonne zu 14 Tagen und drei Wochen nicht. Umringt von unzähligen Eismassen, die wie schwimmende Inseln aus dem Meere hervorragten, und nur desto gefährlicher waren, weil sie ihre Stelle verändern konnten, sahen wir sie oft nicht eher, als bis es fast zu spät war, das Schiff umzulenken; und wie viel Mal mögen wir nicht, ohne es zu wissen, in der Dunkelheit dem Untergange nur eben entronnen sein! Wie oft haben wir nicht neben uns das Brausen der Woge, die sich an Eisfelsen brach, mit Schrecken gehört, ohne mit dem Auge den nahen Gegenstand unserer Besorgnisse erreichen zu können! Es war der Sommer, den wir in dieser beeisten Weltgegend verlebten; aber ein Sommer, wo es als eine Seltenheit ausgezeichnet ward, wenn das Thermometer einen Grad über dem Gefrierpunkte stand! Bei weitem die längste Zeit blieb es unter diesem Punkte; das Tau- und Takelwerk des Schiffs war mit Eiszapfen behangen, mit Rinden von Eis überzogen; Schnee, Schloßen und Hagelwetter wechselten mit kalten Regenschauern ab. Diese Witterung, die das Schiff in seinen Segeln und Stricken so heftig angriff, daß sie vor der Zeit morsch wurden und zerrissen, äußerte auch bei der unablässigen Anstrengung, und einer viermonatlichen Schiffskost von veraltetem Pöckelfleisch und schimmligen Zwieback, seine nachtheilige Wirkung auf die sonst eiserne Gesundheit der Mannschaft. Cook hatte zwar das Glück, durch sorgfältige Anwendung der bewährtesten Vorkehrungsmittel den Ausbruch des Scharbocks unter seinen Leuten zu verhüten; allein Entkräftung war bei einem so langwierigen Mangel an allen Erfrischungen unvermeidlich. Er selbst, von Jugend auf zu dieser harten Lebensart gewöhnt, und in dem Vorsatz unerschütterlich, als Anführer einer Entdeckungsreise durch sein Beispiel auch im Genuß

ihrer Speisen den Muth und Eifer seines Volks aufrecht zu halten, erlag endlich unter dem so vielfältig auf ihn losstürmenden Ungemach. Als auf unserer Rückkehr von jenem südlichsten Punkte unserer Laufbahn die Kälte den völligen Ausbruch des Gallenfiebers nicht länger zurückhielt, sahen wir schon den Augenblick, wo alle Hoffnungen, ein so theures Leben zu retten, verschwand. Allein bis der Entdecker alle Lücken der Erdkunde ausgefüllt haben würde, gab ihn sein Genius nicht zum Opfer hin.

Von dem Orte, wo Cook das Eis zum letztenmal verließ, bis zu den Marquiseninseln des Mendaña, beträgt die Entfernung 61 Grade der Breite. Des Umwegs ungeachtet, den er über Roggewein's dürre Osterinsel nahm, legte er diesen Weg von mehr als anderthalbtausend Seemeilen in zwei Monaten zurück, und befand sich dadurch plötzlich aus einem Extrem ins andere, von antarktischer Kälte in die stärkste Hitze versetzt. Der Einfluß der erquickenden Landluft, die Früchte und Wurzeln des heißen Erdstrichs, und das frische Fleisch, welches er hier und auf einem zweiten Besuch in O-Taheiti von den Einwohnern erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihm und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu schenken. Da Neuseeland im vorigen Jahre sein erster Erfrischungsplatz gewesen war, so hatte er zum Aufenthalt im heißen Erdgürtel nur einen kurzen Zeitraum erübrigt. Jetzt, da er seinen Untersuchungen sechs volle Monate widmen konnte, beschloß er die ganze Breite des stillen Meeres nach Westen hin noch einmal zu durchschiffen. Von den Inseln, die Tasman gesehen hatte, ward nunmehr zuerst Rotterdam besucht, und ihr zweiter Entdecker gab der ganzen Gruppe den Namen der Freundschaftlichen Inseln, den ihre Bewohner an uns so wohl verdienten. Ich übergehe die einzelnen Inseln, die er auf der Fahrt von den Societätsinseln dorthin, und weiter jenseits entdeckte. Noch lag unerforscht in Westen ein Land, welches Quiros dem heiligen Geiste zugeeignet hatte. Auch Bougainville war unverhofft darauf zugekommen, doch nicht um es genauer zu erforschen, sondern um ihm einen neuen Namen zu geben. Cook steuerte von den freundschaftlichen Inseln hin, und entdeckte daselbst einen Archipelagus von mehr als 20 großen und kleinen fruchtbaren Inseln, die zwischen dem 14. und 20. Grade der Breite liegen. Er umschiffte sie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit der ihm eigenen Genauigkeit auf, und erwarb sich dadurch das Recht, sie

unter der Benennung der neuen Hebriden bekannt zu machen. Kaum hatte er sie verlassen, so gerieth er am 4. September an eine ganz neue, und nie zuvor gesehene Insel von beträchtlichem Umfang, die den Namen Neucaledonien erhielt. Sie erstreckt sich zwischen dem 20. und 23. Grade der Breite ungefähr 70 bis 80 Seemeilen von Nordwesten nach Südosten, als ein langer schmaler Streifen Landes, das in seiner Gebirgsart und Produkten mit Neuholland viel Aehnliches haben soll. Von dieser Entdeckung eilte Cook, nachdem er noch ein kleines Eiland auf seinem Wege gefunden hatte, zum drittenmal nach Neuseeland, dem Entstehungspunkte seiner südlichen Expeditionen, zurück. Drei Wochen waren ihm eine hinreichende Erholungszeit, in welcher das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von neuem in Stand gesetzt, und die Mannschaft mit Fischen und blutreinigenden Kräutern reichlich erquickt werden konnte. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die westlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit 1500 Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres, an die Küsten des Feuerlandes in Amerika; und so vollendete Cook die Untersuchung jenes großen vor ihm noch unbekannten Oceans durch eine neue Fahrt, die zwischen seinen vorigen gleichsam die Mitte hielt. Zum zweitenmal in seinem Leben umschiffte er dann das Vorgebirge Horn, diesmal von Westen nach Osten, und in so geringer Entfernung, daß seine Lage nun endlich genau bestimmt werden konnte. Die von La Roche und Duclos Guyot berührte Insel, entdeckte auch Cook zum drittenmale, und nannte sie Georgien. Auf ihren Gebirgen, und bis in ihre Thäler hinab liegt das ganze Jahr hindurch ewiges Eis. Als er von hier aus den letzten Versuch machten wollte, sich dem Südpol zu nähern, hemmten Eisfelder bereits im 60. Grade seinen Lauf; da fand er auf dem Rückwege noch eine beeiste hohe Gebirgsmasse, das Sandwichsland, womit er die lange Reihe seiner Entdeckungen für diesesmal beschloß, und über die Meeresgegend, wo Bouvet eine Wolke oder einen Eisberg für Land angesehen hatte, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurückkehrte. Zwei Jahre und vier Monate waren verflossen, seit er den dortigen Hafen verließ; und in diesem ganzen Zwischenraume hatte er keine einzige Besitzung der europäischen Nationen berührt. Rechnet man aber die einzelnen Tage zusammen, die er vor Anker zugebracht, so füllen sie kaum den vierten Theil dieser Periode aus; mehr als 20 Mo=

nate hatten wir also in unbekannten Meeren, ohne Land zu sehen, umhergekreuzt. Doch das größte Wunder dieser Reise bleibt noch zu erwähnen übrig. Am 30. Juli 1775 brachte Cook sein Schiff nach England zurück, und von 119 Personen, die seiner Führung und väterlichen Vorsorge genossen, hatte er trotz aller überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten, nur drei durch Zufall, und nur Einen durch Krankheit verloren.

Wenn es noch nöthig sein sollte, ein Wort zum Zeugniß für unsern großen Seemann herzusetzen, so sei es dies, daß seit dieser Reise ganz Europa den Namen Cook mit Ehrfurcht und Bewunderung nennt. Der Rang eines wirklichen Capitains in der königlichen Flotte, und eine ehrenvolle Stelle beim Hospital zu Greenwich, waren Belohnungen, womit sein Vaterland ihm gleichsam schon entgegen kam. Nach zweimaliger Umschiffung der Erde, nach der Entdeckung und Bestimmung der Lage so vieler neuen Länder, nach einer beispiellosen Fahrt durch die beeisten Meere des Südpols, deren Kühnheit und Größe ein allgemeines Erstaunen erregt, nach dem siegreichen Beweise vom Nichtsein eines festen Südlandes, nach so vielen anderen wichtigen Zügen, wovon ein jeder einzeln das Siegel des wahren Verdienstes trägt, konnte Cook nunmehr mit vollem Rechte seines theuer erkauften Ruhmes genießen, und auf seinen Lorbeern ruhen.

Allein seine Thaten hatten das Feuer des Entdeckungsgeistes im Busen der Engländer wieder angezündet, und es brannte bei seiner zweiten Zurückkunft nur noch heller auf. Noch war ein großer Theil des Norden unbekannt; derselbe Theil, wo von jeher der brittische Kaufmann sich einen kürzeren Weg nach Japan, China und Ostindien gedacht, wo Cabot, Frobischer, Davis, Hudson, Baffin, James, Fox und viele andere ihn wirklich suchten und zu finden hofften. Zwar hatten Christopher und Norton, die in den Jahren 1761 und 1762 zur See die Chesterfield's-Bucht untersuchten, und Hearne der zu Fuß, 1770 bis 1772, vom Churchill-Fluß in nordwestlicher Richtung bis zum 72. Grade nördlicher Breite, und an die Küste des großen nordischen Eismeeres gekommen war *), schon vollkommen bewie-

---

*) Schon Middelton's Reise im Jahre 1741 hatte es sehr unwahrscheinlich gemacht, daß Hudsonsbai eine Durchfahrt enthalte, und Moor und Smith, die 1746 ihm folgten, bestätigten gleichsam seine Meinung. Indeß schickte doch die Hudsonsbai-Compagnie selbst, im Jahr 1761 den

sen, daß durch die Hudsons-, und die Baffinsbai die nordwestliche Durchfahrt schlechterdings unmöglich sei. Zwar hatte Phipps (jetziger Lord Mulgrave) im Jahre 1773 umsonst versucht, bei

---

Capitain Christopher in der Schaluppe Churchill, aus, und gesellte ihm im folgenden Jahre noch Herrn Norton in einem Kutter, oder kleinen Fahrzeuge bei. Sie besuchten blos die Buchten, von denen man noch allenfalls etwas vermuthen konnte, weil sie nicht ganz erforscht worden waren. Zuerst die Chesterfieldsbucht (inlet), welche sich in einen See von frischem Wasser endigt, der ungefähr 21 Seemeilen lang, und zwischen fünf und zehn Seemeilen breit ist, und gegen Westen hin ein Flüßchen aufnimmt, das etwas weiter landeinwärts, in drei Fällen übereinander, herabstürzt, jenseits welchen es auch für einen Kahn nicht tief genug ist. Dann auch Pistolbai, wo neuere Schriftsteller noch eine Durchfahrt vermutheten, die aber nur drei oder vier englische Meilen landeinwärts geht.

Die Reise des Herrn Hearne zu Fuß, ist ungleich merkwürdiger. Schon Dobbs sprach viel von einem Copper-mine River, (Kupferbergwerksfluß) welcher sich, laut der Aussage der eingebornen Amerikaner, ins Meer ergießen sollte. Er hielt es für ausgemacht, daß dieses Meer nichts anders als die nordwestliche Durchfahrt sein könne, und baute viel darauf. Im Jahr 1770 ließ endlich die Hudsonsbai-Compagnie untersuchen, was an der Sache wäre, und trug die Ausführung ihrem Gouverneur im Fort Prince of Wales auf, welches in 58° 50′ nördl. Breite am Churchill-Flusse liegt. Die Wahl fiel auf einen jungen Mann, Namens Hearne, der damals in Diensten der Compagnie stand, ehedem aber Officier auf der Flotte gewesen war, und sowohl Breite als Länge beobachten, und Karten aufnehmen konnte. Am 7. December 1770 reisete er von dem obbenannten Posten ab, und hielt sich meistens immer nordwestwärts, bis er im Juni 1771 einen Ort erreichte, der Conge-catha-wha-Chaga (etwa Condschi-catha-wha-Tschaga auszusprechen?) heißt. Hier sagt er, hatte er zwei gute Beobachtungen, beides vermittelst der Mittagshöhe und correspondirender Sonnenhöhen, wodurch er die Breite auf 68° 46′ bestimmen konnte. Nach seiner Rechnung war er bereits 24° 2′ in Länge nach Westen vom Churchill-Flusse gereiset. Am 2. Juni verließ er diesen Ort, und reisete noch immer nordwärts, etwas westlich, bis er am 13. den Copper-mine River fand, der aber nicht, wie man vermuthet hatte, schiffbar ist, sondern kaum ein Kanot tragen kann, und überall mit Wasserfällen, Sandbänken und Steinhaufen gleichsam abgedämmt ist. Ohnweit der Mündung dieses Flusses machten seine Begleiter, die nordischen Indianer, 21 Esquimaux nieder, die sie in ihren Hütten überfallen hatten, um sie auszuplündern, und insbesondere, das Kupfer was sie bei sich hatten, mitzunehmen. Acht englische Meilen weit vor sich erblickte er am 17. um 5 Uhr Morgens die See gegen Norden; und der Fluß so seicht wie oben, floß über eine dürre Fläche, welche die Küste bildete. Es war Ebbe, die, nach dem Eise zu urtheilen, an dessen Rändern er Merkmale wahrnahm, etwa 12 bis 14 Fuß fallen mochte. Die Fluth konnte nur eben die Mündung des Flusses er-

Spitzbergen weiter als zum 81 Grade der Breite gegen den Nordpol zu dringen. Aber von Cook war man gewohnt, daß er auch da, wo andere Schiffer von Unmöglichkeiten sprachen,

---

reichen, folglich war das Wasser in demselben nicht im mindesten gesalzen. Uebrigens bewies die Menge von Wallfischknochen und Seehundsfellen bei den Gezelten der Esquimaux, so wie die Robben selbst, die in großer Anzahl auf dem Eise lagen, daß man hier wirklich am Meere sei. Das Meer hatte, so weit man mit Ferngläsern sehen konnte, viele Inseln und Untiefen, und das Eis war nur drei Viertel englische Meilen vom Ufer und rund um die Inseln und Sandbänke aufgethaut. Es war 1 Uhr Morgens am 18. Juni, als Herr Hearne mit diesen Beobachtungen fertig wurde, (man weiß, daß die Sonne in hohen Breiten um diese Jahreszeit, immer ziemlich lange über dem Horizonte steht). Jetzt kam ein Nebelwetter mit feinem Regen, und Herr Hearne trat die Rückreise an, ohne auf gutes Wetter zur Beobachtung der Breite zu warten, indem er sich auf die Beobachtuugen in Conge-catha-wha-Chaga, und die seitdem zurückgelegte Länge und Richtung des Weges verlassen konnte, und gewiß war, daß die Breite von 72° die seine Karte angibt, nicht mehr als höchstens ein Drittel eines Grades unrichtig sein könne. Nach dieser Karte, welche auch bei der zu Cook's letzter Reise entworfenen Generalkarte benutzt worden ist, wo man Hearne's Reiseroute nachsehen kann, liegt die Mündung des Copper-mine-Flusses 25° der Länge westlich von dem Posten der Compagnie, von dem er zuerst abgereiset war, und wohin er erst am 30. Juni 1772 zurückkam. Die Hudsonsbai-Compagnie hat ihn seitdem zum Gouverneur des Fort Prince of Walis ernannt, um ihm für die unsägliche Mühe und das Elend, welches er auf dieser 19 Monat langen Reise ausgestanden hat, eine Belohnung zu geben. Sein Tagebuch wünschte man gedruckt zu sehen, denn es enthält eine ungeschmückte Darstellung der Lebensart der dortigen Wilden, ihrer kümmerlichen Nahrung, ihres außerordentlichen Elends, indem sie, ohne eine stete Wohnung zu haben, die öden Wüsteneien durchirren, und auf den gefrorenen Seen jenes weitausgebreiteten Landes umherziehen, wo Herr Hearne gegen 1300 englische Meilen, bis ans Meer, gegangen ist, und wo die Compagnie 500 englische Meilen landeinwärts, in 53° 0′ 32″ nördl. Breite und 106° 27′ 30″ westl. Länge einen Handelsposten, Namens Hudsons-Haus, unterhält. Der Herausgeber von Cook's letzter Reise, Dr. Douglas, der diese Nachricht mittheilt, hat uns aus Hearne's Tagebuch einen Zug aufbewahrt, der zwar diese lange Anmerkung noch etwas verlängern wird, aber seine Stelle wohl werth ist. „Auf dem Rückwege, am 11. Januar 1772, gingen die Indianer auf die Jagd. Einige fanden die Spur eines Schneeschuhes, gingen ihr nach und kamen endlich in eine kleine Hütte, wo ein junges Weib einsam saß. Sie schleppten sie nach ihren Gezelten, und erfuhren von ihr, daß sie zu den westlichen Hunds-Rippen (Dog-Ribb'd) Indianern gehörte, und im Sommer 1770 von den Arathapescau-Indianern gefangen genommen wäre. Im Sommer 1771, hätten sich die letztern dieser Gegend genähert,

nicht lange spekulirte, sondern mit erfahrnem Muth, mit Geschicklichkeit und Beurtheilungskraft die Hand ans Werk legte, versuchte und ausführte, was schwächeren Vorgängern unerreich-

---

da sie denn von ihnen entlaufen wäre, in der Absicht nach ihrem Lande zurückzugehen. Weil dies aber so weit entlegen, und sie als Gefangene die ganze Strecke in Kähnen, über Flüsse und Seen, die sich verschiedentlich krümmten, gekommen wäre, so hätte sie den Weg vergessen, und vom Herbste an in dieser kleinen Hütte gewohnt. Nach der Zahl der Monden zu urtheilen, mußte sie im Juli von den Arathapescaus entkommen sein, und hatte seit der Zeit keinen Menschen gesehen. Dem ungeachtet wußte sie sich sehr gut zu verköstigen, indem sie Kaninchen, Rebhühner und Eichhörner in Schlingen fing, und war sehr gesund und wohl beleibt. Von ächten nordamerikanischen Indianerinnen habe ich nicht leicht eine schönere gesehen. Ihre Schlingen machte sie von zusammengedrehten Sehnen der Kaninchenbeine, und das Fell dieser Thiere diente ihr zu einem netten, warmen Winteranzug. Als sie entlief, hatte sie weiter nichts mitgenommen, als ein fünf Zoll langes Stück von einem eisernen Tonnenbande, zum Messer, einen Stein, der ihr den Feuerstahl ersetzte, nebst andern harten Kieseln, Zunder, und was zum Feueraumachen gehört; imgleichen ein anderthalb Zoll langes Stück vom Widerhaken eines Pfeils, woraus sie sich einen Pfriem gemacht hatte. Sie war noch nicht lange bei den Gezelten angekommen, so stellten etwa zehn Kerle ein Ringen an, um zu entscheiden, wessen Frau sie werden sollte. Sie erzählte auch, die Arathapescaus hätten sich in der Nacht ihrer Gefangennehmung, an ihre Gezelte geschlichen, und die sämmtlichen Einwohner bis auf sie und drei andere junge Weiber umgebracht. In demselben Zelte mit ihr befand sich ihr Vater, ihre Mutter und ihr Mann, die alle ums Leben kamen. Unentdeckt nahm sie in der Nacht, als Gefangene, ihr Kind von fünf Monden, in ein Bündel ihrer Kleidung gewickelt, mit sich. Allein bei Tagesanbruch kamen ihre Räuber mit ihr an den Ort, wo sie ihre Weiber zurückgelassen hatten, die sogleich über das Bündel herfielen, das Kind fanden, und es auf der Stelle erwürgten. So schauderhaft diese Scene selbst in der Erzählung war, so lachten doch meine indianischen Begleiter nur darüber. Ihr Land, fuhr sie fort, sei so fern, daß sie vor ihrer Gefangennehmung kein Eisen gesehen hätte. Ihre Landsleute machen sich Beile und Meißel aus Hirsch- (Elends-) Geweihen, und Messer aus Stein oder Knochen. Ihre Pfeile haben Spitzen von Schiefer, Knochen oder Horn, und zum Schnitzen in Holz brauchen sie Biberzähne. Oft hätten sie zwar gehört, daß die östlichen Völker bessere Werkzeuge (von den Engländern) erhielten; sie dürften sich aber nicht zu diesem Handel zudrängen, sondern müßten sich vielmehr, aus Furcht vor den Arathapescau-Indianern, die Winter und Sommer, Jahr aus Jahr ein, schreckliche Niederlagen unter ihnen anrichten, immer weiter zurückziehen." (Aus Herrn Hearne's Handschrift.) Es verdient hier kaum noch angemerkt zu werden, daß das englische Admiralitätscollegium im Sommer 1776 den Lieutenant Pickersgill, und im folgenden Sommer den Lieute-

bar schien. Es fehlte überdies auch nicht an Zeugnissen, daß mancher Wallfischjäger ehedem ungleich weiter als Phipps im Norden fortgekommen und selbst dem Pol sehr nah gewesen sei. Wie natürlich also, daß mit so hoch gespannten Erwartungen die längst entschlafenen Handelsideen und alle Hoffnungen, die Schätze Asiens auf einem kürzeren Wege zu gewinnen, bei der gesetzgebenden Macht eines großen Handelsstaates von neuem erwachten! Das brittische Parlament erneuerte eine Akte vom Jahr 1745, welche den Entdeckern einer Durchfahrt durch Hudsons-Bai eine Belohnung verhieß und dehnte sie auf die königliche Flotte aus, die man damals ausgeschlossen hatte. Zwanzigtausend Pfund Sterling (120,000 Rthlr.) sollten den Entdeckern einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen ins stille Meer ausgezahlt werden und 5000 (30,000 Rthlr.) denen, die sich zuerst dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würden. Auch ward die Durchfahrt nicht, wie dazumal, auf die Hudsons-Bai eingeschränkt, sondern man überließ jetzt den Abenteurern die Wahl, auf welchem Wege sie nach dem Preise streben wollten. Auf den ersten Ruf seiner Obern verließ Cook den friedlichen Aufenthalt, wo sein noch immer reger Geist nicht länger feiern mochte. Nichts konnte aber auch für einen Mann von edlem Selbstgefühl wie Cook belohnender sein, als dieser Auftrag, der gleichsam seine Ueberlegenheit eingestand, und dies Bekenntniß einer Klasse von Menschen abnöthigte, die selten mit guter Art ein Lob ertheilen. Man hatte tief gefühlt, daß Cook's Erfahrung und Geschicklichkeit zur Ausführung eines so wichtigen als schweren Unternehmens unentbehrlich sei.

Mit der Aufsuchung einer nördlichen Durchfahrt verband man noch die Zurücksendung Omai's, eines Mannes aus den Societätsinseln, der mit dem Capitain Furneaux ein Jahr vor uns nach England gekommen war. Verschwenderisch, aber planlos, hatte man ihn mit Kostbarkeiten, Spielwerken und den üppigen Thorheiten eines Volks, das auf der höchsten Stufe der Verfeinerung steht, zur Rückkehr in sein Vaterland, dessen Sitten noch so einfach sind, ausgerüstet. Ein glücklicher Gedanke,

---

nant Young, mit dem kleinen Fahrzeuge, Lion, (der Löwe) in die Baffinsbai schickte, um gewissermaßen Cook's Entdeckungen zu unterstützen, oder ihm entgegen zu kommen. Allein keiner von beiden kam in die Baffinsbai, geschweige weiter.

mit ihm zugleich die brauchbaren Hausthiere und einige Gewächse des alten Welttheils ins Südmeer zu verpflanzen, befriedigte indeß die mäßigen Wünsche des Menschenfreundes, dem das Glück seiner Brüder in jedem Erdenwinkel Freude machte. Dieser Gegenstand und die Wichtigkeit der Durchfahrt hatten die Gemüther so sehr beschäftigt, daß man bei einer Entdeckungsreise, wo Naturforscher vielleicht brauchbarer als je gewesen wären, nicht daran dachte, einen Gelehrten in dieser Absicht mitgehen zu lassen, obgleich ein Astronom und ein Maler mitgeschickt wurden. In der That war es so sehr auf die bloße Entdeckung der Durchfahrt in kaufmännischer Hinsicht abgesehen, daß man in dem geheimen Verhaltungsbefehl, der Würde des Entdeckers uneingedenk, ihm sogar ausdrücklich gebot, sich, im Fall er neue Inseln fände, mit ihrer Untersuchung nicht aufzuhalten und an der Küste von Amerika südwärts vom 65. Grade der Breite keine Zeit zu verlieren. Ja, so brennend war die Begierde, dieses Lieblingsprojekt nun endlich ausgeführt zu sehen, daß man den Wunsch zu äußern wagte, Cook möchte binnen Jahresfrist sich in der Durchfahrt befinden *). Doch der Geist dieses großen Mannes blieb sich auf seiner letzten Reise gleich und seine Neigung, das Reich der menschlichen Kenntnisse zu erweitern, band sich nicht an eine unedle Vorschrift. Es war noch kein volles Jahr seit seiner Rückkehr von der zweiten Reise verflossen, als er am 12. Julius 1776 mit der Resolution, seinem vorigen Schiffe, unter Segel ging. Am Vorgebirge der guten Hoffnung stieß Clerke mit der Discovery zu ihm und nunmehr ging der Lauf ostwärts durch das südindische Meer, wo Kerguelen und Marion, zwei französische Seefahrer, in den Jahren 1771 und 1772 zwischen 46 und 48 Graden südlicher Breite einige wüste, felsige Inseln entdeckt hatten, die Cook jetzt wieder fand. Ueber Van Diemens-Land und Neuseeland schiffte er dem stillen Meere zu, entdeckte einige neue Inseln und kam zuerst, da er Taheiti nicht erreichen konnte, ohne das Leben der dahin bestimmten Thiere aufs Spiel zu setzen, nach der Gruppe der freundschaftlichen Inseln, die er jetzt noch weit genauer als zuvor kennen lernte, und von deren Einwohnern er die wichtigsten Bemerkungen für den Menschenkenner sammelte. Mit der Reise von diesem Erfrischungspunkte nach O-Taheiti, und mit dem

*) Man sehe die geheimen Verhaltungsbefehle.

Aufenthalt daselbst und in den übrigen Societätsinseln, wo er seinen Mündel Omai, im Besitz aller seiner englischen Reichthümer zurückließ, ging das Jahr 1777 zu Ende. Noch im December segelte Cook über den Aequator, und bereits am 18. Januar des folgenden Jahres fand er die westlichen Inseln einer neuen Gruppe, die unter dem nördlichen Wendekreise liegt und in der Folge den Namen der Sandwichsinseln erhielt. Nachdem er diese Entdeckung berichtigt und seinen Wasservorrath hier ergänzt hatte, eilte er an die Küste von Neualbion (wie jener Theil von Nordamerika seit Drakens Schifffahrt heißt), die er im 45. Grad der Breite zuerst erblickte. Nach vielen Stürmen fand er im 50. Grad einen Hafen, von den Eingebornen Nutka genannt, wohin er seine Zuflucht nahm. Sobald er wieder in See ging, hatte er mit neuen Stürmen zu kämpfen, die seine Schiffe bis zum 60. Grad der Breite vom Lande entfernt hielten. Hier ändert es endlich seine Richtung, bildet einen Busen und geht statt nordwärts, wie bisher, auf einmal westsüdwestwärts fort. Cook folgte nun, mit seiner bekannten Unerschrockenheit und seinem festen Beharren, jeder Krümmung der Küste. Unter vielen Baien und Häfen, die er entdeckte, zeichnen sich an Umfang des Prinzen Wilhelm's Sund, und noch ein großer Busen aus, der seines Entdeckers Namen bekam. Endlich umschiffte er, nach einigen Augenblicken der kritischen Gefahr, wo ihm Nebel und Klippen zugleich den Untergang drohten, die lange Halbinsel Alaska und ging an der Insel Unalaschka, dem Handelsposten der russischen Pelzhändler, vor Anker. Die Küste von Amerika, welche in dieser Gegend wieder nordwärts geht, und einen großen Meerbusen im 64.° der Breite umgibt, verfolgte er mit der ihm eignen Kunst, indem er oft Gefahr lief, auf den unzähligen Untiefen des dort sehr seichten Meeres zu stranden. Am 9. August erreichte er die westliche Spitze des ganzen Amerika und nannte sie das Vorgebirge des Prinzen von Wales. Sie liegt in 65° 46′ der nördlichen Breite und bildet zugleich die östliche Grenze einer Meerenge, welche die alte und neue Welt scheidet. Behring, ein würdiger Seeofficier in russischen Diensten, hatte diese Meerenge zuerst erreicht und Cook zeichnete jetzt, um das Andenken dieses braven Vorgängers zu verewigen, hier die Behringsstraße in seine Karten. Die Durchfahrt war nunmehr zur Hälfte schon errungen und die Hoffnung, alle Schwierigkeiten vollends zu besiegen, aufs höchste ge=

spannt, als am 17. im 71. Grad der Breite das Eis, in Gestalt eines undurchdringlichen Feldes allen weitern Fortgang nach Norden, sowohl längs der amerikanischen als der asiatischen Küste vereitelte und überdies, da es beständig südwärts fortrückte, die Schiffe mehr als einmal in die augenscheinlichste Gefahr brachte, an den seichten Ufern zu scheitern. Cook mußte also, wenigstens für dieses Jahr, dem Vorhaben hier durchzukommen, entsagen und sich begnügen, die Küsten und Inseln dieser Gegend genauer aufzunehmen und den letzten Rest geographischer Irrthümer, welche aus den verworrenen Nachrichten russischer Matrosen und unkundiger Kaufleute entstanden waren, vollends aus dem Wege zu räumen. Nachdem er diesem Geschäfte noch den Ueberrest der herbstlichen Jahreszeit gewidmet, und insbesondere die so sehr vervielfältigten aleyutischen Inseln auf ihre wahre Anzahl zurückgebracht hatte, fiel sein rastloser Entdeckungstrieb darauf, mit der Untersuchung der neu entdeckten Sandwichsinseln den langen Zwischenraum von sieben Wintermonaten auszufüllen, die nunmehr vorübergehen mußten, ehe er sich dem Nordpol wieder nähern durfte. Wer an seiner Stelle hätte nicht lieber in Kamtschatka von den Mühseligkeiten der bisherigen Fahrt ausgeruhet? Aber wer, dürfen wir fragen, hätte nach allem, was wir bisher von Cook erzählt haben, auch nur vermuthen können, daß Er einer solchen Unthätigkeit fähig sei? Selbst gewöhnliche Menschen verleugnen ihren Charakter nicht, wenn kein überwiegendes Interesse die andere Schale senkt: vielweniger der wirklich große Mann, dessen Stolz und Beruhigung es ist, in allen Fällen nach dem Antrieb seines Herzens zu handeln. Cook folgte diesem innern Führer; aber zum letztenmal; denn die interessanteste Entdeckung im Südmeer kostete sein unersetzliches Leben.

Nach dem unglücklichen 14. Februar führte Clerke, wiewohl schon sichtbarlich dem Tode nahe, die Entdeckungsreise von den Sandwichsinseln zurück, noch einmal gegen Norden an. Vom Hafen St. Peter und Paul in Kamtschatka, wo er anlegte, ging er durch die Behringsstraße und versuchte die nördliche Durchfahrt. Allein das Eis stellte sich auch ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen und zwang ihn nach vielen vergeblichen Bemühungen zum Rückzug. Ehe er noch in Kamtschatka wieder eintreffen konnte, starb er mit dem heitern Bewußtsein einer getreuen Nachfolge in den Grundsätzen des gro-

ßen Befehlshabers, dessen Zögling er gewesen war. Gore und King führten von Kamtschatka die Schiffe über China und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 22. August 1780, nach einer Abwesenheit von mehr als vier Jahren zurück.

Außer den Berichtigungen im südindischen und stillen Meere, welche keineswegs unbeträchtlich sind, außer der Entdeckung mancher neuen Eilande zwischen den Societäts= und Freundschaftsinseln, wird diese Reise durch die wichtige Auffindung der Sandwichsinseln und die Beschiffung der Nordwestküsten von Amerika in einer Strecke von mehr als 1200 Seemeilen jederzeit ihren Werth behaupten. Cook hatte während derselben, wie auf seiner ersten Reise, wieder mehr Land entdeckt und aufgenommen, als je ein anderer vor ihm. Ich leugne nicht, daß seine astronomischen Kenntnisse und die Vervollkommnung dieser Wissenschaft überhaupt, insofern man sie in unsern Zeiten auf die Schifffahrt anzuwenden gelernt hat, ihm das große Geschäft erleichtern halfen; allein wie zahlreich, ja wie allgemein sind die Beispiele nicht, wo der Seefahrer auch die Mittel, die er wirklich in Händen hatte, ungenutzt liegen ließ, weil es ihm an Fleiß, an Muth, an Geduld, an Vorsicht, an Gegenwart des Geistes und vor Allen, an der Haupteigenschaft des Entdeckers, am innern Forschungstriebe gebrach? Die Küste, die nicht Gold und Silber zeigte, oder einen Reichthum seltner Naturprodukte darbot, blieb unerforscht, wenn sie auch oft befahren ward.

Cook's letzte Reise vollendete gleichsam die Kenntniß von Amerika, die bis dahin so unvollkommen gewesen war, und zu so vielen Träumen von schiffbaren Durchfahrten Anlaß gegeben hatte. Was jetzt im äußersten Norden unbeschifft ist, möchte dem europäischen Durst nach Kenntnissen wohl noch lange verholen bleiben, weil es des Eises wegen nicht befahren werden kann. Allein wenn gleich die Hoffnung jenes kürzeren Weges nach Indien, den man durch's Eismeer finden wollte, nunmehr gänzlich verschwunden ist, so behält doch die Entdeckung der ganzen nordwestlichen Gegend von Amerika, vom Nutka=Sunde bis zur Halbinsel Alaska, selbst für den Handel die größte Wichtigkeit; weit mehr vielleicht, als wenn es unserm Seemann gelungen wäre, sich zwischen Eisfeldern und Sandbänken hindurch einen Rückweg aus dem kamtschatkischen Meer ins Eismeer zu bahnen, auf welchem doch hernach kein Anderer es hätte wagen dürfen, nach Indien zu schiffen. Uebrigens ist es für die Geo=

graphie so wichtig, als für Behring's Andenken rühmlich, daß Cook die Meerenge zwischen Asien und Amerika gerade an der Stelle fand, wo jener sie zuerst angegeben hatte. Wie viele Schriftsteller, die ihren Lieblingsideen nachhingen, hatten nicht schon Behring's Entdeckungen verdächtig zu machen gesucht, und dem russischen Reiche etwa 20 Grade der Länge von seinen östlichen Wüsteneien streitig gemacht, um nur Raum genug zwischen beiden Welttheilen zu lassen oder mit dem neuen nach Gutdünken schalten zu können! Einige der hitzigsten ließen sich sogar verlauten, daß man in Rußland durch erdichtete Nachrichten die Welt geflissentlich zu hintergehen suche, um desto ungestörter gewisse politische Endzwecke erreichen zu können. Es herrschte zwar in dieser Aeußerung der Freiheitsgeist, der wissenschaftlichen Untersuchungen geziemt; allein das edelste Geschenk einer republikanischen Erziehung, die Freimüthigkeit, wird entehrt, wenn Mangel an Beurtheilung oder kurzsichtiges Vorurtheil sie begleitet. Jener Vorwurf konnte am wenigsten diejenigen treffen, die lediglich aus gar zu großer Bereitwilligkeit, die ersten Nachrichten vom neuen nordischen Archipelagus mitzutheilen, in der Lage dieser Inseln beinah um 10 Grade der Breite irrten. Spanien hätte ihn eher verdient, welches seine Reisen ins stille Meer nach Taheiti, und längs der Küste von Amerika über Californien hinaus, sorgfältig verheimlicht. Indeß ist ein Tagebuch von der letztern, unter Don Bruno de Heceta im Jahr 1775 veranstalteten Reise in England ans Licht gekommen *), dessen Verfasser, Don Francisco Antonio Maurelle, sich viel darauf zu gute thut, daß er bis zum 58. Grad der Breite gekommen ist. Auf dieser und einer noch früheren spanischen Fahrt wurden an der Küste, die Cook der Stürme wegen vermied, einige Häfen entdeckt; und so scheint das kleine Fünkchen des Entdeckungsgeistes, welches die unsterblichen Bemühungen dieses Mannes auch in jener in Lethargie versunkenen Nation angezündet hatten, nicht ganz verloren gegangen zu sein.

Wenn man seine drei großen Reisen in Verbindung mit einander betrachtet, so machen sie ein Ganzes aus, welches alle unbekannten Regionen der Geographie, so weit sie Schiffen zu-

*) S. Barrington's Miscellanies, p. 508. Geschichte der Entd. und Schifffahrten im Norden. S. 521. Von den spanischen Reisen nach O-Taheiti folgt in dieser Sammlung eine authentische Nachricht.

gänglich waren, in sich begreift, und zuverläßige Entdeckungen, die sich im Norden und Süden über den 70. Grad erstrecken, an ihre Stelle setzt. Künftig können einzelne Inselchen im stillen Meere entdeckt, die Lagen einiger früher gesehenen bestimmt, und in Neuseeland, Neuholland und Neualbion Plane von Häfen aufgenommen werden, die Cook entweder nicht besucht, oder deren Eingang er nur angegeben hat; allein Entdeckungen von großem Umfang können nicht mehr Statt finden, und der Erdball ist nunmehr von einem Ende zum andern bekannt. Wer einen Blick auf die Karte wirft und die Veränderung in der Erdkunde bemerkt, die Eines Mannes Forschbegier bewirkte, wird der noch einen Augenblick zweifeln können, daß unser Jahrhundert sich in seiner Größe mit jedem Zeitalter messen darf?

---

2. Anordnung.

Es ist an sich schon ein großes Schauspiel, wenn ein Mann von Cook's thätigem, durchdringendem Geiste auftritt, und in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren die Kinder und die Erwachsenen des gesitteten und des rohen Welttheils seinen Namen mit Bewunderung nennen lehrt. Je mehr man sich aber mit in das Ganze menschlicher Angelegenheiten verwebt und diese mit sich verbunden fühlt, je inniger man an den größeren Ereignissen Antheil nimmt, von denen man Einfluß auf die jetzt lebenden und künftigen Geschlechter der Erde erwartet; desto wichtiger und interessanter wird es, den Gang eines großen Geistes näher zu betrachten, insofern die Ursache der Begebenheiten, die sich nur durch ihn ereigneten, auch großentheils in ihm zu suchen ist. Unternehmungen von so großem Umfange, wie Cook's Entdeckungsreisen, deren genauer Zusammenhang am Tage liegt und deren Begebenheiten sich unmittelbar auf einander beziehen; Unternehmungen, wo ein Schritt den andern vorbereitete und jede Entdeckung sogleich angewendet werden konnte, um neue darauf zu gründen, können ihren glücklichen Erfolg nur einem wohldurchdachten Plane verdanken. Ich rede nicht von einem Reiseplan, wie ihn der Minister auf der Karte entwirft. Was ist leichter, als dort die unerhörtesten Laufbahnen vorzuzeichnen, wo die goldne Reißfeder an keiner Klippe scheitern kann und der papierne Ocean keine Wellen schlägt! Wer einigermaßen merkt,

was zur zweckmäßigen Ausführung einer wahren Entdeckungsreise gehört, wird sich bald von diesem Zeichner wegwenden, um den Mann aufzusuchen, der die Seele des ganzen Unternehmens ist, der Alles selbst thut und mit eigenen Augen sieht, der die Zukunft durchdringt und Begebenheiten berechnet, der aber auch, mitten unter den zahllosen Geschäften, denen er seine Zeit und seine Denkkraft widmen muß, im prüfenden Augenblick der Entscheidung, sein selbst ganz mächtig, mit fester Hand das Ruder führt.

Man müßte selbst ein zweiter Cook sein, um die Anordnung einer Entdeckungsfahrt so nachzubilden, wie er sie sich dachte. Hier können also nur einige Elementarstriche den richtigen Gesichtspunkt bezeichnen, aus welchem man den außerordentlichen Seefahrer beurtheilen muß, um den Werth desjenigen, was er geleistet hat, in seiner ganzen Größe zu erkennen und nicht, wie wohl zuweilen aus Uebereilung geschah, mehr als die Billigkeit erlaubt, von ihm zu fordern. Schon Bougainville beklagte sich, daß ihn seine Landsleute nicht blos mit müßigen Fragen unaufhörlich gequält und keine Antwort abgewartet, sondern daß sich auch Spötter gefunden hätten, denen es unbegreiflich vorgekommen wäre, wie man die Welt umschifft haben könne, ohne in China gewesen zu sein. Doch diesen mißlungenen Spott verzeiht man einem Volke gern, das seine Fehler durch Witz wieder gut macht. Wir kennen ähnliche Beispiele von vorschneller, doch unschädlicher Fragseligkeit, und haben ernsthaft geantwortet, wenn man uns ernsthaft fragte: „ob die Insel O-Taheiti zum festen Lande gehöre?" und „auf welcher von seinen Reisen Cook gestorben sei?" Wir kennen aber auch eine Klässe von beissenden Fragen, welche sich von den französischen eben so unterscheiden, wie unsere Aristarchen jenen an Vielwisserei überlegen sind und sich dünken lassen, Horazens nil admirari sei für sie eine Vollmacht, alles Große verkleinern zu dürfen. Sie, die Weisen unsers Jahrzehends, wissen Alles besser, denn sie wissen Alles voraus, und spotten des Entdeckers, dem diese hehre Divinationsgabe fehlt. Sie hätten überall mehr Klarheit und Gewißheit verbreitet; von Allem hätte man durch sie erfahren, was sie — zuvor gewußt, und so wie sie es verlangt, gesehen haben würden. Sie wären von ihren Entdeckungen nicht so frühzeitig hinweggeeilt, sie hätten nicht so manche schöne Gelegenheit versäumt, nicht so Vieles unergründet gelassen; sie hät-

ten mehr und größere Dinge geleistet, mit einem Wort, es klüger gemacht, als der gute Cook. Bei diesen und ähnlichen Verweisen, welche die Philosophie im Lehnstuhl dem Entdecker ertheilt, muß er freilich betroffen schweigen, oder höchstens dem Dichter ganz leise nachsprechen:

— ad haec ego naribus uti
formido.

Statt aller Antwort wollen wir unsere Leser an Bord führen, um sie dort mit einigen nautischen Verhältnissen bekannt zu machen.

Die Wahl der Schiffe, die zu langen und gefährlichen Reisen die tauglichsten sind, ist das erste in der Reihe der Anstalten, wodurch ein Mann wie Cook für den guten Ausgang seines Vorhabens sorgt. Byron und Wallis, als wirkliche Capitaine in der Flotte, hätten es erniedrigend oder wenigstens höchst ungemächlich gefunden, ein geringeres Kriegsschiff als von 40 Kanonen zu führen. Für den Entdecker sind indeß die Schiffe von diesem Range in mehr als einem Betracht sehr unbequem. Ihre Besatzung, die an 400 Mann stark sein muß, richtet kaum so viel aus, als in einem kleineren Schiffe der vierte Theil und läßt sich weder so schnell übersehen, noch so leicht regieren. Von den Erfrischungsorten, die Cook zu seinen Absichten vortrefflich, und seinem Schiffsvolke angemessen fand, wären die meisten unzureichend für die Bedürfnisse einer zahlreicheren Mannschaft gewesen, und schon um dieser einzigen Ursache willen hätte er in einem größeren Schiffe seinen Endzweck verfehlt. Selbst der Mundvorrath, der von England mitgenommen wird, kann wegen der Bauart jener größeren Fahrzeuge, die zu schnellen Evolutionen, zum Angriff und andern Absichten des Seekriegs eingerichtet sind, nicht in gehöriger Menge geladen werden, um eine langwierige Fahrt zu gestatten. Daher eilten Cook's Vorgänger, ihren Kreislauf um die Erde innerhalb zweier Jahre zu vollenden, anstatt, wie Er, den Namen Entdecker verdienen zu wollen. Ihn aber hatte die Erfahrung zu diesen Begriffen geleitet, die einem gewöhnlichen Seecapitain auf seiner Station, es sei im Kriege oder Frieden, umsoweniger einfallen können, da seine Flotte jederzeit durch eigene Proviantschiffe versorgt werden muß. Die Fahrzeuge, welche in England zum Küstenhandel und hauptsächlich zum Transport der Kohlen aus Northumber-

land nach London bestimmt sind, müssen nicht nur sehr geräumig sein, um ihren Eigenthümern größern Vortheil zu bringen, sondern auch wegen der stürmischen, mit Sandbänken ganz besäeten Nordsee einen vorzüglich runden, oder vielmehr nach unterwärts platten Bau, und in der Zusammenfügung große Stärke haben, um bei dem oft unvermeidlichen Stranden leicht und unbeschädigt wieder flott werden zu können. Diese Art Schiffe, deren Vorzüge Cook am besten kannte, weil er selbst darin lange Zeit mit der mühsamen und gefährlichen Küstenschifffahrt, und mit dem Anblick von Schrecknissen, die sonst der beherzteste Seemann flieht, vertraut geworden war, suchte er sich zu seinen großen Unternehmungen aus, weil er gewiß überzeugt war, daß man sich in unbekannten Meeren ihnen sicherer anvertrauen könne, als allen Kriegsschiffen und Fregatten. Bei einer solchen Wahl genoß er überdies den wesentlichen Vortheil, so manche seichte Meeresgegend befahren und in manchem Hafen Schutz finden zu können, welche ein Schiff, das tiefer im Wasser gegangen wäre, durchaus hätte vermeiden müssen.

Cook ließ den Boden seiner Schiffe nicht mit Kupferplatten beschlagen, womit man den Wurmfraß zu verhüten und den Gang des Schiffes zu beschleunigen glaubt; denn man will bemerkt haben, daß die Fische sich von solchen mit Kupfer beschlagenen Schiffen entfernen; und Cook war es weit mehr darum zu thun, seinen Leuten keine Gelegenheit zu Erfrischungen zu rauben, als ein paar tausend Schritte mehr in einer Stunde zu laufen. Doch auch außer dieser Bedenklichkeit, von der es noch nicht ausgemacht ist, ob sie wirklich gegründet sei, bewog ihn eine wichtigere Ursache den Gebrauch des Kupfers zu vermeiden. Es ist wahr, daß sich auf einem kupfernen Boden kein Meergras, keine Eichelmuscheln oder Seetulpen ansetzen, und also die glatte Oberfläche die Wellen leichter durchschneidet und ein schnelleres Segeln bewirkt: allein allmälig frißt das Kupfer die eisernen Ruderangeln an und bringt dadurch das Schiff in wesentliche Gefahr; denn ohne Ruder kann es nicht gesteuert werden, und doch läßt sich in offener See der Schaden nicht ausbessern. Anstatt des Kupfers bediente sich Cook einer Art kleiner eiserner Nägel, mit breiten Köpfen, welche er dicht neben einander in die Haut oder äußere Bedeckung des Schiffbodens einschlagen ließ. In kurzer Zeit überzog der Rost die kleinen Zwischenräume

zwischen den Nägeln und sicherte das Schiff vor Würmern so vollkommen, als es Kupferplatten nur immer hätten thun können.

Die Ausrüstung der Schiffe, und die Menge sowohl als die Beschaffenheit des Vorraths aller Art, beschäftigten zunächst die Aufmerksamkeit des Capitains, so wenig auch diese Gegenstände den gewöhnlichen Befehlshaber angehen, der sein Schiff aus den Händen der Werft-Officianten völlig ausgerüstet erhält, und es, wenigstens in diesem Falle für überflüßig hält, mehr als seine Pflicht zu thun. Als Anson's Geschwader im Jahr 1740 den Spaniern in Peru einen tödtlichen Streich versetzen sollte, mislang der große Anschlag durch die Schuld der zwecklosen Ausrüstung; und diese gerechte Klage rechtfertigte den Admiral. Wären Cook's Unternehmungen aus einem ähnlichen Grunde gescheitert, ohne Zweifel hätte man ihn ebenfalls von aller Schuld völlig freigesprochen; allein sein Name wäre dann schwerlich auf die Nachwelt gekommen. Ich brauche wohl nicht erst zu fragen, welches von beiden größer ist: einen Vorwurf von sich abwälzen, oder seine Maßregeln so sicher nehmen, daß Alles gelingt und überhaupt kein Tadel stattfinden kann? In der That, wäre Cook nicht Kenner in diesem Fache gewesen, hätte er nicht selbst gewählt, und von jeder Art des Vorraths so viel als ihm nöthig dünkte, unter seinen Augen einschiffen lassen; wie hätte er auf drei- und mehrjährigen Reisen, bei der Unmöglichkeit sich wieder mit Anderm zu versehen, so vielen Stürmen und Wettern Trotz bieten können? Es ist bekannt, daß die verschiedenen Vorräthe eines Schiffs, welches zur brittischen Flotte gehört, gewissen Officieren untergeben sind. So hat der Equipagenmeister oder Lootse (Master) die Oberaufsicht über die ganze Ladung. Der Oberbootsmann hat alles Tau- und Takelwerk, die Anker, die Segel und die Boote in Verwahrung; der Schiffszimmermann den Holzvorrath und das Eisengeräth nebst allem Zubehör; der Constabel die Kriegsmunition, der Wundarzt die Medicamente, endlich der Seckelmeister (purser), und dessen Schreiber die Lebensmittel und die Kleidungsstücke. Die Befehlshaber, welche auf Entdeckungsreisen gingen, verwalteten gemeiniglich das einträgliche Seckelamt selbst. Auch dieses war eine der nothwendigsten Einrichtungen, wodurch der glückliche Erfolg der Reisen gesichert ward, der sonst von den guten oder schlechten Anstalten dieses Beamten abgehangen hätte. Ein umständliches Verzeichniß von allen einzeln mitgenommenen Artikeln

würde uns zu weit führen, und ohne weitläuftigere Erläuterung zwecklos sein. Hieher gehört nur noch die Bemerkung, daß in jedem Fache Cook's Erfahrung nicht nur über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der gewöhnlichen Vorräthe entschied, sondern auch mehrere Veränderungen veranlaßte und einige ganz neue, noch von keinem Schiffscapitain geführte Artikel in Gang brachte, welche seitdem zum Theil in der Flotte allgemein eingeführt worden sind, zum Theil noch angenommen zu werden verdienten. Unter den besondern Vorkehrungen aber, welche ganz ausschließend für Entdeckungsreisen gehören, verdient die folgende nicht ganz übergangen zu werden. Cook hatte auf seiner ersten Weltumschiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als sein Schiff, bei der Untersuchung einer beträchtlichen, mit Untiefen umringten Seeküste, gewesen wäre; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe so beschädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denselben zu mißlich sein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge sogar zur Rettung der gesammten Mannschaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm, auf der zweiten und dritten Reise, in jedem Schiffe einen kleinen Schooner *) mitgegeben, dessen Holzwerk ganz fertig gezimmert war, und erforderlichen Falls nur zusammengefügt zu werden brauchte. Die Masten, das Tauwerk und die Segel dieser Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeschifft worden; kurz, es fehlte nur an Gelegenheit, sich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz diese Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müssen, wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft sind, daß auf dem Verdeck, zwischen dem großen und dem Fockmast, fünf große und kleine Boote stehen; daß die Seiten des Vordercastells mit ungeheuren Noth- und Bugankern und ansehnlichen Strom- und Flußankern gleichsam bedeckt sind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fässer ist, wovon allein zuweilen 60 bis 70 mit Wasser, eben so viel mit Sauerkraut und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind- und Schweinefleisch, mit Mehl, Erbsen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt sind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballast,

---

*) Ein Fahrzeug mit zwei Masten, im gegenwärtigen Falle von 20 bis 30 Tonnen.

um das Schiff gehörig ins Wasser zu senken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefsten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matrosenraume befindlich sind: so erstaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von 480 Tonnen, deren jede 44 Quadratfuß hält, noch 120 Menschen Platz finden, oder, wenn dies begreiflich ist, wie sie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Kost, bei steter Anstrengung und allem Druck der härtesten Lebensart, gesund und gutes Muthes bleiben können? Vielleicht läßt sich hier mit wenigen Worten zeigen, wie diese Besatzung in dem schwimmenden Schlosse vertheilt ist.

Drei Masten ruhen unmittelbar auf dem Kiele *) und streben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelste und vordere (Haupt- und Fockmast), jeder mit seinen zwei Verlängerungen (Mars- und Bramstengen), sind 70 bis 80 Fuß hoch und unten etwa Mannes dick. Der hinterste oder Besaanmast ist kleiner und hat nur eine Verlängerung (die Kreuzstenge). In schräger Richtung steigt vorn über dem Schiffsschnabel das Bugspriet, gleichsam als ein vierter Mast hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Clüverbaum) versehen ist. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Mastkorbe herunter gehen und im ersten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beisammen sind, die Wände heißen, an denen man auf querübergebundenen Schnüren, welche die Sprossen einer Leiter vorstellen, hinaufsteigen kann. Jede Verlängerung des Mastes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes steigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf starken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmast geht. Dieser Boden, oder in der Schiffersprache, dieses halbe Verdeck, heißt auf Kriegsschiffen das Quarterdeck (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffs, zwischen

*) Bei dieser Beschreibung nehme ich Rücksicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf seiner zweiten Reise begleitet habe, die Resolution. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich geflissentlich so viel Kunstwörter als möglich vermieden habe, da diese Beschreibung nur für den Land- und Städtebewohner bestimmt ist.

dem Bugspriet und dem Fockmast, und wird das Vorder=Castell genannt. Ungefähr sechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck, als ein vollkommener Boden, durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theil desselben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, dessen Hauptzimmer (flate-room) oder die große Kajüte, das Hintertheil des Schiffs in seiner ganzen Breite von etwa sieben Schritten einnimmt, und zu beiden Seiten mit einem kleinen bedeckten Altan (quarter-gallery) versehen ist. Vor dieser Kajüte hat der Capitain sein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finstre Vorrathskammer. Die große Kajüte ist das einzige helle Zimmer im Schiffe, in dem sechs kleine Fenster, jedes ungefähr drei Schuh hoch und zwei Schuh breit, nach hinten hinaus, dicht nebeneinander stehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man auf's Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabsteigt; und nur zu beiden Seiten sind breterne Verschläge für den ersten Lieutenant, den Astronomen, den Equipagenmeister und die Naturforscher angebracht, die auch in dieser Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, so, daß die letzten einen Würfel von sechs Fuß vorstellen, wo ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch nur eben noch Platz für einen Feldstuhl übrig lassen. Das Fenster dieser Kajüte ist eine Glasscheibe von sechs Zoll ins Gevierte, in einem starken Rahmen, den man aber aus Furcht vor Ueberschwemmungen nicht eher ausheben darf, als bis man sich den Wendekreisen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder=Castells hat, rechts und links, der Bootsmann und der Zimmermann seine Kajüte, und zwischen ihnen ist die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf dessen Hintertheil, zu beiden Seiten, die Kajüten des zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seesoldaten, des Wundarztes und des Malers stehen. Zwischen denselben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelst eines großen Rades regiert werden. Vor dem Besaanmast steht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere speisen, fest auf's Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tischen geschieht. Uebrigens steht man in diesem Theil des Schiffs nie ganz aufrecht und sieht nie anders, als bei brennenden Lich=

tern, außer, wenn das Wetter es erlaubt, zwei große Schießscharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fensterchen; doch dürfen sie, so lange das Schiff in See ist, nie geöffnet werden, weil die Wellen fast unaufhörlich drüber gehen. Der Constabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beisammen, auf eben diesem zweiten Verdeck, in Verschlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute bestimmt ist, und sein Licht nur von oben, durch die Luken erhält, durch welche man ein- und aussteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs, unter der Küche, sind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter diesem zweiten Boden durchs ganze Schiff vertheilt; doch finden sich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verschläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bei der Menge der Fässer zuweilen doch unvermeidlich ist, theils auch gewisse Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung sicher stellen. So gibt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer.

Ohne viel darauf zu sehen, daß das Schiff schnell wie eine Courierfregatte segeln möchte, hielt es Cook gleichwohl für nöthig, daß es wenigstens so gut fortkäme, als es der Bau desselben erlaubte und, was weit wichtiger war, daß es gut am Winde läge, sich schnell und ohne abzutreiben umlegen ließe *), und nicht heftiger von einer Seite zur andern rollte, als die unvermeidliche Gewalt der Wellen es mit sich brächte. Seinem Auge entgingen aber auch die Ursachen der etwa hier vorkommenden Fehler nicht, und seine Erfahrung wußte ihnen abzuhelfen. Da

---

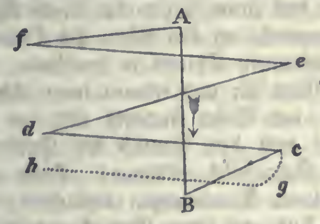
*) Wenn man sich den Horizont in 32 gleichen Theilen denkt, so kann ein Schiff, welches gut am Winde liegt, vermöge einer schrägen Stellung der Segel, in einer Richtung fortgehen, die nur um sechs solcher Theile von der Gegend, woher der Wind kommt, entfernt ist; doch verliert es unvermerkt einen, ja manchmal wohl zwei solcher Theile, und geht also im Grunde nur $^{7}/_{32}$ oder $^{8}/_{32}$ vom Winde fort. Wenn man nun eine Strecke so fortgesegelt ist, so kann man ebenfalls von der andern Seite des Punkts, woher der Wind kommt, demselben bis auf $^{6}/_{32}$ nahe kommen, und indem man wechselsweise auf diesen Annäherungslinien fortgeht, sich auch einem Orte, der gerade gegen den Wind hinliegt,

die Vertheilung des Gewichtes im Schiffe großen Einfluß auf den Gang desselben hat, so mußten auf seinen Befehl verschiedentlich Veränderungen vorgenommen werden, wodurch bald am Vordertheil, bald nach hinten zu, auf dieser oder auf jener Seite, die Schwere vermehrt oder vermindert ward; ein Geschäft, welches desto mehr Geschicklichkeit erfodert, je weniger dabei der allgemeine Plan der Ladung gestört werden darf, damit man jederzeit bequem zu demjenigen Vorrath gelangen könne, welcher zum täglichen Verbrauch unentbehrlich ist.

Ich habe das Auge des Seemannes erwähnt; und wer begreift nicht leicht, in wie vielen entscheidenden Fällen auf seinen Blick im Ocean, ebenso viel ankommt, als auf den Blick des Befehlshabers im Felde, wo sich feindliche Heere begegnen? Die glückliche Bildung des Organs, welches die Lichtstrahlen auffaßt, ist zwar die Bedingung dieser göttlichen Sehekunst, aber nicht sie selbst; denn wie viel sehende Augen gibt es nicht, die ihren Besitzern zu weiter nichts dienen, als sie auf ihren Tritten sicher zu geleiten? Die Uebung von vielen Jahren kann sie vervollkommnen, aber nicht hervorbringen; denn das Wesentliche dieser Gabe besteht in einem regen Beobachtungstrieb, der nach

---

nähern. Diese Art der Annäherung heißt das Laviren. Z. B. Wenn A der Punkt ist, wohin man will, B der Ort des Schiffs, und AB die



Richtung des Windes, so kann dennoch das Schiff von B nach A kommen, indem es nach c, d, e und f lavirt. In diesen Punkten muß es umlegen, das heißt, man läßt den Schiffschnabel gegen den Wind gehen, und wieder auf der andern Seite, so viel als nöthig ist, vom Winde abfallen, während daß die Segel anders gestellt werden, um den Wind von der andern Seite aufzufangen. Ein Schiff, welches sich nicht gut umlegen läßt, verliert wieder während des Umlegens, weil es von c bis g zurücktreibt, und kann also natürlich, anstatt nach d zu kommen, nur h erreichen. Stürme, Windstöße, Strömungen, Ebbe und Fluth, hohe Wogen u. dergl. machen Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Vervielfältigung der sinnlichen Eindrücke strebt, um dadurch schnell und sicher zu richtigen Urtheilen und zum vollkommensten Gebrauch der Sinne zu gelangen. Woher konnte es anders kommen, daß Cook, wie ich unzähligemal gesehen habe, wenn er auf's Verdeck gestiegen war, gleich auf den ersten Blick in dem Walde von Seilen und Stricken, die einander in der Höhe durchkreuzen, eine oder die andere Leine gewahr wurde die entweder zu stark oder nicht genugsam angezogen, den schärferen Gang des Schiffs verhinderte; da doch der wachthabende Officier, ein Seemann von Erfahrung, schon mehre Stunden lang umhergesehen, und diesen Fehler nicht entdeckt hatte? Woran lag es sonst, daß so oft man Entfernungen vom Lande, Höhen der Berge und Felsen, und ähnliche Gegenstände nach dem Auge beurtheilen wollte, Cook allemal der Wahrheit am nächsten rieth, und daß sein Augenmaß nicht täuschte, wenn es darauf ankam, den engen Eingang eines Hafens zu treffen, oder gar, wie in Huaheine, gegen den Wind hinein zu laviren? — Ich fürchte nicht, daß man diese einzelnen Züge, die so ganz das Gepräge des großen Seemannes tragen, hier am unrechten Orte finden wird. Einst, wenn die Zeit wieder zerstreuet haben wird, was wir jetzt mit so vieler Emsigkeit sammlen, wird der gelehrte Antiquar Cook's wahre Größe an den Bruchstücken erkennen, die er einzeln aus dem Schutt hervorzieht. Wissen doch einsichtsvolle Zergliederer aus einem Zahn oder einem Knochen, den man im innern Nordamerika an den Ufern des Ohioflusses fand, die Größe jenes unbekannten Thieres zu berechnen, dessen Geschlecht schon längst erloschen ist; und erkennt man nicht an einem Fuß von Riesenstärke, den Sohn Jupiters und der Alkmene? Wie sollte man nicht auch den Genius des Entdeckers an seinem durchdringenden Scharfbilck erkennen? Doch wir müssen ihn noch ferner in jenen Anordnungen betrachten, wodurch er sich einen glücklichen Ausgang seiner Entdeckungsfahrten versicherte.

Unter den Gegenständen seiner Vorsorge stehen seine Gefährten oben an. Menschen sind die stärksten Triebfedern, die der größere Mensch in Bewegung setzt, und die Werkzeuge, wodurch er alles vollbringt. Von ihrer Auswahl und ihrer Erhaltung hängt also der Erfolg seiner Unternehmungen ab. Cook wählte zu seinen langwierigen Entdeckungsreisen vor allen den Matrosen, der sich ihm durch Geschicklichkeit in allen Geschäften seines Dienstes, durch seinen abgehärteten, gesunden Körper und

sein blühendes Alter empfahl. Der Mann mit Erfahrung und grauem Haare konnte bei ihm auf ein gewisses Zutrauen Anspruch machen, und die Stellen eines Quartiermeisters und Bootsmannsgehülfen erlangen, die zwar wenig oder nichts vor dem Dienste des gemeinen Matrosen voraushaben, aber gleichwohl mehr Einsicht und Ernst erfordern. Ein im Dienste grau gewordener Seemann ist in der That nicht minder ehrwürdig, als der alte Krieger, und hat noch einen Kampf mehr, nämlich mit den Schrecknissen und Todesgefahren des furchtbarsten Elementes, bestanden. Mit 45 solchen auserlesenen Matrosen, 18 Seesoldaten, und noch etwa zwölf subalternen Seeleuten, also mit 75 Mann, vollbrachte Cook seine größte und beschwerlichste Entdeckungsfahrt gegen den Südpol. Allein seine vorzügliche Stärke bestand in der großen Anzahl brauchbarer Officiere, die er sich von seinen Vorgesetzten ausgewirkt hatte. Ungeachtet sein Schiff nur 18 Kanonen führte, und folglich nach der gewöhnlichen Regel des Seedienstes nur Einen Lieutenant haben sollte, erhielt er deren drei, nebst drei Lootsengehülfen oder Steuermännern (masters mates); und anstatt zweier Seecadetten (midshipmen) durfte er sechs besolden, und noch mehre unbesoldete mit sich nehmen. Diese Einrichtung hatte bei der Ausführung seines großen Reiseplans den wesentlichsten Nutzen. Es konnten nämlich, ohne das Schiff von Officieren zu entblößen, wenn es im Hafen lag, mehre Parteien zu gleicher Zeit, jede unter Aufsicht eines Officieres, in verschiedenen Geschäften ausgeschickt werden, und es blieben jederzeit noch einige unbeschäftigt, die ihre Erholungsstunden zu Lustpartien und Spatziergängen anwenden konnten. Allein der wichtigste Vortheil dieses neuen Verhältnisses der Officiere zu der übrigen Besatzung zeigte sich zur See, in einer wohlthätigen Eintheilung der Wachen, die zugleich der Einsicht und der Menschlichkeit ihres Urhebers Ehre macht. Auf allen Kauffahrern sowohl, als auf Kriegsschiffen, ist das ganze Schiffsvolk nur in zwei Hälften vertheilt, wovon stets eine auf dem Verdeck den Dienst versieht, indessen die andere ruht. Auf englischen Schiffen lösen sie einander siebenmal des Tages ab, sodaß täglich eine Hälfte der Mannschaft zehn, die andere aber 14 Stunden wacht. Noch beschwerlicher scheint die holländische Einrichtung, nach welcher in 24 Stunden nur fünfmal abgelöset wird, und wobei denn ein Theil der Mannschaft acht, der andere gar 16 Stunden im Tage arbeiten muß. Cook hingegen

theilte sein Schiffvolk in drei gleiche Theile, deren jede unter einem Lieutenant, einem Steuermann und einigen Seecadetten stand. Dadurch gewann er erstlich, daß jedes Drittel nur um den dritten Tag zwölf Stunden lang Dienste zu leisten hatte; die beiden anderen Tage aber nur sechs Stunden lang wachte; zweitens, daß die härteste Wache, von Mitternacht bis vier Uhr Morgens auch nur in drei Tagen wieder an denselben Mann kam, und endlich, daß die Zwischenräume der Ruhe mehrentheils doppelt so lange, als nach der gewöhnlichen Vertheilung ausfallen mußten, da man zwei Wachen hindurch verschont blieb *). Ja diese Einrichtung war so reich an Vortheilen, daß jene schwere Mitternachtswache allemal den Theil des Schiffsvolks treffen mußte, der an demselben Tage nur überhaupt sechs Stunden lang diente. Wer von der Härte des Seedienstes einen Begriff hat, wird ohne weiteren Commentar einsehen können, wie nothwendig diese Schonung auf langen Reisen sei. Allein dem Mittelländer fehlt dieser Begriff, den nur das Anschauen recht lebhaft erwecken kann. Wer malt ihm die täglichen Beschäftigungen des Schiffsvolks, so treu versinnlicht, daß er selbst ein Urtheil fällen, und mit mir den ganzen Werth einer Einrichtung beherzigen könne, wodurch Cook einer so nützlichen Menschenklasse die Mühseligkeiten ihrer harten Lebensart erleichterte? Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder viermal angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Camera-

*) Der Tag des Seefahrers fängt um Mittag an. Von den sieben Wachen, deren jede ihren eigenen Namen führt, sind fünf vierstündige, und die beiden andern zweistündig. Wenn ich die drei Abtheilungen der Mannschaft mit A, B, C, bezeichne, wird man aus folgender Tabelle sehen können, wie oft die Wache an eine jede kommt:

A.	0 bis	4 Uhr	N. M.	4 St.	Nachmittagswache.	
B.	4 —	6 —	—	2 —	erste	Hundewache.
C.	6 —	8 —	—	2 —	zweite	
A.	8 —	12 —	—	4 —	erste Nachtwache.	
B.	0 —	4 —	Morgens	4 —	Mittelwache.	
C.	4 —	8 —	—	4 —	Morgenwache.	
A.	8 —	12 —	—	4 —	Vormittagswache.	

Augenscheinlich fängt also B den nächsten Tag, und C den dritten an; A hat also an beiden Tagen nur eine zweistündige und eine vierstündige Wache.

den abzulösen. Beim zweiten Ruf muß alles auf den Beinen sein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell, und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft *), theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöset und aufgezogen werden, brausen die Winde darin, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Masten hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sichrem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert, trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen, bei sehr hohler See, in einem Winkel von 38 Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen 50 Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bo-

---

*) Ein Segel einreffen, heißt einen Theil desselben über die Raa oder Segelstange wickeln und festbinden, damit es kleiner werde. Während dieser Arbeit wird die Raa herabgelassen, und sobald eingerefft ist, zieht man sie wieder auf, und sie hängt alsdann nicht so hoch als zuvor am Maste. Man kann ein Marssegel zwei auch dreimal reffen.

gen von 50 bis 60 Fuß geschaukelt! Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden; jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte, ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele, und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleichgelten, ob die Sonne ihm dazu leuchte, oder ob er sich, in der tiefsten Finsterniß der Nacht, blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr von einem solchen Schlag getroffen zu werden, und rettet was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehre Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstenge, und blickt aus dieser einsamen, schwindlichmachenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt *)? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste fährt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten;

*) Dies wird nur in der Voraussetzung gesagt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sei, und gut auf dem Wasser schwimme. Wo dieses nicht der Fall ist, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn sie von hinten hineinschlägt, zerschmettert werden, und in beiden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

Anstrengung und Unannehmlichkeiten hingegen, sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinnes, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens, und ist auch, wie diese, das Resultat der Erfahrung und der Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen vieles dazu bei, gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehl schlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das hin- und hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter, vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag; — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unsere Leute schweigen sehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tag und

bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Officier blieb, durchnäßt und starrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als seine Wache, und Cook selbst genoß keine andre Speise als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit Andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus. Ein Fest, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein stärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu schneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte; ein Zug von Menschlichkeit, wenn er seine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu lassen, und viele kleine Nebensachen dieser Art, gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die selten so behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß seine Disciplin musterhaft war, und dies vielleicht um so viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsschiffen unter Cook's Commando versetzt wurden, sie gemeiniglich nicht strenge genug fanden. Wie rühmlich ist nicht dieser Tadel für Cook? Wie schön ist nicht dieser Contrast eines großen Mannes, der auch im Matrosen die Menschheit ehrt, gegen jene Seedespoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkür für ihr höchstes Gesetz zu halten? Allein auch nur der konnte am besten für den Matrosen fühlen, der selbst auf den untersten Stufen des Seedienstes das eiserne Scepter solcher kleinen Tyrannen kennen und verabscheuen gelernt hatte. Cook strafte selten und ungern, nie ohne dringende Ursache und allemal mit Mäßigung. Er störte nie die unschuldige Freude seiner Mannschaft; vielmehr munterte er sie dazu auf, und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie sie die traurige Gegend des Südpols verließen, und in der Annäherung zum heißen Erdstrich den belebenden Einfluß einer wärmern Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inseln wartete, und die Aussicht,

dort mehr als einen Sinn, der jetzt so lange gefeiert hatte, zu vergnügen, verbreiteten oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abentheuerliche Tänze und ausgelassene Possenspiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfingen, wurden im Mondenschein oder auch im Finstern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reise, welches gegen den Beschluß unseres Sommerzugs an sich immer unerträglicher ward, schien, eben weil es zu Ende ging, weit weniger als sonst gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiset sein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein schönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genusses, dessen der Mensch fähig ist, aufwiegt. Wenn man mit eignen Augen gesehen hat, wie es gleichsam magisch wirkt, daß Herzen, die vorhin in sich gekehrt und gegen Jedermann verschlossen waren, sich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinschaftlichen Geiste belebt: so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menschengeschlecht in warmen Ländern zuerst gelingen mußte, den schönen Bund der Geselligkeit zu errichten, und zu jenem höchsten Genuß ihres Daseins hinanzusteigen, der nur in der Freude Anderer zu finden ist.

Die Rückkehr in mildere Zonen, und die Annäherung gegen einen bequemen Erfrischungsort wirken aber nicht allein auf den Matrosen, auch die Officiere fühlen alsdann den Einfluß des wohlthätigen Gestirns, und den innern Trieb sich mitzutheilen, den die freudige Hoffnung ihnen einhaucht. Man würde sich in der That sehr irren, wenn man glaubte, daß eine Seereise, welche eine Anzahl Menschen in den engen Bezirk eines Schiffs zusammendrängt, sie dadurch auch näher verbinde. Die Eigenthümlichkeit des Seelebens erzeugt vielmehr einen gewissen Grad von Ungeselligkeit. Die wirksamste Ursache dieser Vereinzelung und Zurückhaltung ist ohne Zweifel die strenge Subordination. Mehr als fünf oder sechs Personen können, vermöge ihrer Verhältnisse, nicht auf gleichen Fuß miteinander umgehen. Wie darf man, unter so Wenigen, auf den glücklichen Fall einer zur Vertraulichkeit und Freundschaft einladenden Uebereinstimmung rechnen, die überall, in den volkreichsten Städten, wie in den entlegensten Dörfern, das seltenste Geschenk des Himmels ist? Selbst die gesellschaftliche Unterhaltung, — um auf jenen höhern Genuß des Herzens Verzicht zu thun, — wird durch

den engen Kreis, in welchem man sie suchen muß, gestört und eingeschränkt. Zwar sieht man oft im Anfang einer Reise, zumal unter jungen Leuten, jene ungeschliffene Familiarität entstehen, die entweder Unerfahrenheit und Leichtsinn, oder Mangel eines edlen Selbstgefühls verräth; doch eben diese betrügliche Grundlage macht, daß sie sehr vergänglich ist. Wie leichte elektrische Körper, ziehen sie sich, bis zum Augenblick der Berührung, heftig an, und stoßen einander dann nicht minder heftig zurück. Zu Schiffe fällt aber auch Alles weg, was in Städten den Umgang in vermischter Gesellschaft erträglich oder wünschenswerth macht. Es ist nicht genug, daß hier schlechterdings keine Auswahl und keine Abwechselung statt finden kann, denn diese Unbequemlichkeit empfindet man bisweilen auch zu Lande. Allein der stete Wechsel häuslicher und öffentlicher Begebenheiten, diese unerschöpfliche Quelle der gleichgültigen Gespräche, womit gewöhnliche Menschen die Leere ihrer Erholungsstunden ausfüllen, ist für den Seemann verloren, sobald er der Küste den Rücken kehrt. Wenige Wochen erschöpfen den kleinen Vorrath von eigenen Abentheuern, Anekdoten und lustigen oder witzigen Einfällen, die jeder vorzubringen weiß, und deren zweite, dritte Wiederholung man nur noch eben ohne Gähnen hört. Sobald ein jeder alle diese Erzählungen auswendig weiß, verstummt die Tischgesellschaft, oder man hört wenigstens nichts, als einige Alltagsbetrachtungen über Wind und Wetter. Was die gesellschaftlichen Verhältnisse der Seefahrer noch unanmuthiger macht, ist die unvermeidliche Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Aufenthaltes. Es gibt einen bestimmten Gesichtspunkt selbst für wahre Größe. Sowie man dem Meisterstück eines Phidias nicht zu nahe treten kann, ohne den Eindruck des Ganzen zu schwächen, und sich mit einem anscheinenden Misverhältniß zu täuschen; so muß man oft den Helden aus einer gewissen Entfernung betrachten, um nicht die Schwächen der Menschheit an ihm gewahr zu werden. Je tiefer man nun vom Helden zum gewöhnlichen Menschen hinabsteigt, desto ekelhafter ist der Anblick seiner dem Auge zu nahe gerückten Gestalt. Bei dem lebhaftesten Sinn für gesellige Freuden, würden dennoch die meisten in unzähligen Fällen ihnen weit lieber entsagen, als die Bedingung eingehen, mit denselben Personen, deren Umgang ihnen von Zeit zu Zeit die angenehmste Unterhaltung gewährt, immer fort in einem Hause zu wohnen, und in demselben Zimmer zu schlafen. Man

denke sich, um dieses Bild zu vollenden, die engen Behältnisse, die ich vorhin beschrieb; die tausend kleinen Bequemlichkeiten, die dem Städtebewohner zu Bedürfnissen geworden sind, und die man zur See entbehren muß; endlich die Sitten mancher Seeleute, und die Unmöglichkeit einander zu vermeiden, ohne sich einzuschließen, oder in die Hangmatte *) zu werfen; so hat man den Schlüssel zu jener so oft an Seefahrern bemerkten Ungeläufigkeit der Zunge, und zu ihrer mürrischen Verschlossenheit. Man begreift aber auch, wie selbst ein edler junger Mann, vom lebhaftesten Charakter, Zeit gewinnen konnte, während Cook's erster Reise die Tafeln zum astronomischen Kalender auf zwei Jahre zu berechnen **).

Wenn jene Stille unterbrochen wird, so geschieht es mehrentheils durch das entgegengesetzte Extrem einer lärmenden und tobenden Fröhlichkeit, wozu die feierliche Begehung gewisser Festtage den nächsten Anlaß gibt, weil sie die verschiedenen Klassen von Officieren in größere Gesellschaften vereinigt. Das Weihnachtsfest und zuweilen auch des Königs Geburtsfest waren solche Tage. Cook bewirthete dann 12 bis 14 Officiere, und ein Lieutenant machte die Honneurs einer zweiten Tafel, zu welcher alle Unterofficiere des Schiffs gezogen wurden. Auch der gemeine Matrose ward bei dieser Gelegenheit nicht versäumt; und wenn doppelte Portionen seines Branntweins ihm nicht Genüge thaten, so wußte er mit einem Vorrath, den er seinem Munde ganze Monate lang vorher entzogen hatte, das Fest nach altem

---

*) Ein Stück Segeltuch, sechs bis sieben Fuß lang, vier bis fünf Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden ist, um sie damit an zwei Seiten in kleine, an den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Dieser Beutel ist das Bett des Seemannes, und schnürt sich um Kopf und Leib sehr enge zusammen, weshalb man ihn vermittelst eines kurzen Stocks, oder eines halbmondförmigen Holzes, oben und unten auseinander spannt. Die Officiere schlafen gemeiniglich in viereckigen leinenen Kasten, worin ein Rahm mit Gurten liegt, der aber wie jener Beutel aufgehängt wird. Jenes ist die gewöhnliche Hangmatte; dies heißt bei Engländern und Holländern Cot. S. Capt. Müller's vortreffliche Zusätze zu der Abhandlung von Schiffen im Hannöv. Magazin.

**) Dies that Capitain Clerke, der damals Steuermann oder Lootsengehülfe war. S. J. R. Forster's Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. S. 467.

Brauche zu begehen und die Gefahren der Reise, ja die ganze Welt und sich selbst, zu vergessen. Consequenter, wenn gleich nicht weiser, als seine Vorgesetzten, die sich zum Theil ihrer rauschenden Ausschweifung schämten, hatte er sich im Voraus darauf gefreut, und noch lange nachher blieb ihm die Erinnerung daran eine Losung zur Freude. Offen für alle Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks, kennt er die Qual des Nachdenkens nicht; und mitten unter 70 bis 80 Menschen seines Gleichen fühlt er weder die Einschränkung, noch den Mangel der Gesellschaft, der seinem Officiere so lästig fällt. Der gröbste sinnliche Genuß ist der Sold, um welchen er mit unüberwindlicher Anstrengung und desto hartnäckigerem Beharren dient, je gewisser er überzeugt ist, daß ihm dieser Lohn nach wenigen Wochen, höchstens Monaten, nicht entgehen kann. Sein ganzes Leben, ein unaufhörlicher Wechsel von mühseligen Schifffahrten zum üppigen Aufenthalt des Hafens, bürgt ihm für die Wahrheit des Satzes, daß er jede Freude, wofür er Sinn hat, mit Arbeit erkaufen kann; und dieser Schluß, der kühnste Flug seiner Vernunft, haftet fest in seiner Seele. Wir können das Loos der Menschheit beklagen, die es zufrieden sein muß, um diesen unwürdigen Preis ihre Kräfte zu verschwenden; allein wir müssen den wackern Kämpfer ehren, der ihn erarbeitet, und nur den Müßiggänger verachten, der Lüsternheit ohne Thatkraft besitzt, und schamlos genießt, was er nie erwerben kann. Wie erhaben und geistig aber auch der Genuß immer sei, den wir an die Stelle dieses thierischen setzen, und unseres Erringens werth achten mögen; so besteht dennoch die vollkommenste Art unseres Daseins, nach den ewigen Gesetzen der Natur, wechselsweise im Sammeln und Zerstreuen unserer Kräfte. Nur die Zwischenräume der Ruhe und Labung erquicken und stärken den erschöpften Arbeiter zum Kampfe mit neuen Beschwerden; und von dem richtigen Verhältniß zwischen Handlung und Erholung hängt sogar die Dauer unseres Lebens ab. Je härter die Anstrengung war, desto süßer ist der darauf folgende Genuß, und wir können hinzusetzen, daß er desto unentbehrlicher sei, je sicherer man darauf gerechnet hat. Die Erfahrung lehrt unwidersprechlich, daß die Menschheit unter einer unerträglichen Bürde entweder völlig erliegt, oder sie mit gerechtem Unwillen abschüttelt. Im erstern Falle wird die menschliche Natur bis in ihre Grundfesten erschüttert, die wenigen Tage des Lebens werden noch verkürzt,

die organische Kraft wird unwiederbringlich geschwächt; ihr Gebilde verliert sein göttliches Ebenmaß, und erlangt nie seine volle Größe und Stärke. Man sehe fünf elende Negersklaven, oder eben so viel noch unglücklichere nordische Leibeigene, eingeschrumpft, erschlafft und kraftlos, mit Mühe eine Last bewegen, die ein Deutscher oder Engländer im vollen Genuß seiner Kräfte rüstig davon trägt! Wo hingegen der Unterdrückte noch nicht gänzlich entkräftet ist, da kann ein Funke des Selbstgefühls noch Zunder in ihm finden, und eine Flamme erwecken, die seinen Tyrannen verzehrt. Selbst ein vortrefflicher Probus ward das Opfer seiner ergrimmten Legionen, als er die Austrocknung der Sirmischen Sümpfe, an einem brennenden Sommertage, mit unmenschlicher Härte betrieb *).

Wenn man die Lebensart der Seefahrer in obiger Rücksicht betrachtet; so scheint sie mit einer dauerhaften Gesundheit und einem ziemlich hohen Alter wohl bestehen zu können. Noch mehr; wenn die Zeitpunkte der Erfrischung nur nicht zu weit von einander entfernt sind; wenn man den Krankheiten vorbeugen kann, welche von der harten Schiffskost und dem ungesunden Aufenthalt im Schiffsraume bei der geringsten Vernachlässigung so leicht entstehen, so würden vielleicht Entdeckungsreisen vor allen andern zur Erhaltung der Mannschaft die zweckmäßigsten sein, weil man von den minder gesitteten Völkern des Südmeeres jene starken Getränke nicht erhält, deren Mißbrauch in europäischen Besitzungen für den Seemann so nachtheilige Folgen hat. Selbst die Ausschweifungen, denen er sich in den Armen einer Venus Pandemos so gern überläßt, lassen dort nicht den tödtlichen Stachel zurück, den das Verderbniß großer Städte so furchtbar macht. Das Gift der Seuche ist dort, wegen der stärkeren Ausdünstung, und der gesunden Pflanzenspeise weniger als anderwärts gefährlich.

Cook wußte aber nicht nur zwischen der Dauer seiner Entdeckungszüge und den Kräften seiner Untergebenen ein richtiges Verhältniß zu beobachten; sondern er sorgte auch, wie ich schon gezeigt habe, durch eine bessere Eintheilung der Wachen dafür, daß die täglichen Zwischenräume der Ruhe länger als die Arbeitsstunden währten. Ungeachtet jedesmal nur 25 Mann aufzogen, waren sie gleichwohl hinreichend, alle gewöhnlichen Verrichtungen

*) Hist. Aug. Script. p. 241.

des Tages zu bestreiten. Früh Morgens bei Sonnenaufgang wuschen sie das Verdeck, theils der Reinlichkeit wegen, theils um die gar zu heftige Austrocknung im heißen Erdstrich, und das daraus erfolgende Leckwerden zu verhüten. Um acht Uhr ging, wenn nichts Außerordentliches vorfiel, die ganze Wache, bis auf einen Quartiermeister und einen Mann am Steuerruder, zum Frühstück, welches aus Weizengrütze bestand. Der Vormittag ging insgemein damit hin, daß Fässer mit Lebensmitteln zum Verbrauch aus dem Schiffsraum hervorgezogen, und ledige an ihre Stelle hinuntergeschickt wurden. Zwischen 11 und 12 Uhr kam der Schiffsschreiber auf das Verdeck, um jeder Cameradschaft ihre tägliche Portion Branntwein, und zwar, damit sie keine verkehrte Wirkung in den Köpfen hervorbringen möchte, bereits mit Wasser gehörig verdünnt, zuzutheilen. Außerdem aber war es Jedermann erlaubt, aus einer offenen Tonne auf dem Verdeck so viel Wasser als er wollte, zu trinken, doch ohne einen Tropfen zu einem andern Gebrauch mit sich forttragen zu dürfen. Durch diese vortreffliche Einrichtung sorgte Cook zu gleicher Zeit für die Gesundheit seiner Leute, und verhinderte die Verschwendung eines so nothwendigen Vorraths. Sobald die Polhöhe oder die Uhr die Mittagsstunde bestimmt hatte, war das Geläute der Schiffsglocke ein Signal, das Mittagsessen aus der Küche zu holen. Die ganze Mannschaft ist gewöhnlich in kleine Tischgesellschaften oder Cameradschaften (messes) von drei oder vier Personen abgetheilt, wovon einer wöchentlich das Amt übernimmt, die Portionen Essen und Trinken für seine Tischgenossen in Empfang zu nehmen. Daher sind auch die Stücken Fleisch schon so zugeschnitten, daß die Größe derselben der Anzahl der Personen in jeder Cameradschaft angemessen ist. An den vier Fleischtagen wird, außer der gewöhnlichen Erbssuppe, worin Täfelchen von eingekochter Fleischbrühe zerlassen werden, um sie nahrhafter zu machen, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch mit Sauerkraut gegeben. Mit diesen wechseln die Banianentage, denen der Matrose, mit Anspielung auf die Enthaltsamkeit der Indier von allem Fleische, diesen Namen gibt, weil auch er alsdann, anstatt des Fleisches, nur einen harten Klos von Mehl bekommt. Der jedesmalige Wirth (caterer) einer jeden Cameradschaft, hat, so lange seine Woche dauert, ein mühsames Amt, denn er muß dafür sorgen, daß seine Tischgenossen ein gutes Stück Fleisch bekommen, und daß

ihnen überhaupt an ihren Portionen nichts abgehe. Ein altes Herkommen gibt jeder Tischgesellschaft das Recht, die Nachlässigkeit ihres Wirths zuerst mit Schmälerung seines eigenen Antheils, dann aber auch mit dem Tagel, als dem Werkzeuge der summarischen Justiz des Schiffraums, zu ahnden. Da es nun fast unvermeidlich ist, daß nicht von Zeit zu Zeit ein gar zu kleines Stück in der Tonne sein sollte, welches irgend einem zu Theil werden muß, so ergötzt sich das Volk ziemlich oft an dem Schauspiel einer solchen scherzhaften Execution. Während des Mittagsmahls bleiben wieder nur die Officiere, nebst ein paar Leuten am Steuerruder, auf dem Verdeck. Der Nachmittag ist gemeiniglich frei von Nebenarbeiten; am Abend wird das Waschen des Verdecks wiederholt, und gegen acht Uhr verzehrt der Matrose sein frugales Abendbrod, welches mehrentheils aus bloßem Schiffszwieback, und dem Ueberreste der Mittagsmahlzeit besteht. Die nächtlichen Wachen bringen ihre Zeit mit Gehen zu, um sich munter zu erhalten. Zu Schiffe wird aber überhaupt viel gegangen. Außer den gesetzten Zeiten, die Jedermann, wenn die Reihe ihn trifft, auf dem Verdecke zubringen muß, kommt sowohl der Capitain als die meisten Officiere täglich ein paar mal herauf, um sich ein paar Stunden lang eine Bewegung zu machen. Unzähligemal habe ich mich auf dem Quarterdeck, welches höchstens 24 Schritt lang ist, mit 12 bis 14 Personen befunden, die paarweise hintereinander auf und ab spazierten, so, daß wir jedesmal beim 12. oder 15. Schritt umkehren mußten. Die Bewegung des Schiffs, welches theils von einer Seite zur andern rollt, theils mit dem Vordertheil bald sinkt, bald steigt, macht einen eignen Gang nothwendig; man muß nämlich, um sicher zu treten, mit gebogenem Knie und ziemlich weit auseinander gesetzten Füßen, sich wechselsweise auf einem und dem andern Beine wiegen, und gleichsam wie die Enten einherwatscheln. Aechten Seefahrern wird dieser Gang so sehr zur Gewohnheit, daß sie ihn auch zu Lande nicht ablegen können, wo er ihnen ein linkes Ansehen gibt, weil die Erde nicht unter ihren Tritten ausweicht, wie das Schiff. Die heftigen Bewegungen, welche die See dem Schiffe mittheilt, machen in der That eine Menge kleiner Vorkehrungen nöthig, wovon man zu Lande keinen Begriff haben kann. Alles Bewegliche muß befestigt werden; alle Gläser uud Flaschen nebst Theetöpfen und Tassen werden in Breter mit Einschnitten gehängt. Selbst die

Tischgesellschaft in der Kajüte bindet man auf ihren Stühlen fest an den Tisch, und wenn die Suppe gegessen wird, hält jeder den Teller frei in der Luft, und balancirt unaufhörlich damit, um das Ueberfließen zu verhüten. Alle diese Fertigkeiten erwirbt man sich indeß in kurzer Zeit, ja man lernt sogar bei dem gewaltsamsten Schwanken des Schiffs, schreiben, zeichnen, und sich rasiren. Nur das Toben eines Sturmes, wobei die Wogen sich wie Berge thürmen, kann diese Beschäftigungen unterbrechen, und die Spaziergänger vom Verdecke verscheuchen.

Außer dieser Unannehmlichkeit legt das ungestüme Wetter dem Matrosen auch eine neue Last auf, weil es öfters die vereinigten Kräfte der gesammten Mannschaft erfordert. Wenn Segel eingerefft oder ganz eingezogen werden; wenn man das Schiff im Sturm umlegen, oder sonst ein Manoeuvre vornehmen will, welches eine schnelle und geschickte Ausführung erfordert, so muß Jedermann (all hands), es sei bei Tage oder bei Nacht, heraufkommen und Hand anlegen. Ist die Lage des Schiffs im mindesten gefährlich, so ruft man auch alle Officiere herbei, und der Befehlshaber ist gemeiniglich der erste, der in solchen Fällen auf das Verdeck kommt, da ohne seinen ausdrücklichen Befehl, es sei denn im Fall einer plötzlichen und dringenden Gefahr, Niemand das Schiff umlegen lassen, oder die Richtung, in welcher es fortgeht, ändern darf. In offner See weiß man indeß wenig von solchen überraschenden Ereignissen. Nur am Lande, nur an diesem Ziele, dem der müde Seemann zuletzt so sehnsuchtsvoll entgegensieht, lauert die Gefahr im Hinterhalte; hier muß er oft mit vielen durchwachten Nächten, und mit Erduldung des härtesten Ungemachs, die Erfrischungen des Hafens erringen.

In einer Gegend, wo Cook Land vermuthete, ließ er die Schiffe, wenn deren zwei zugleich unter seinem Befehl standen, drei bis vier Seemeilen weit auseinander segeln, um ein desto größeres Feld übersehen zu können, und wo möglich keine Entdeckung zu verfehlen. Grenzten seine Vermuthungen an Gewißheit, oder befand er sich wirklich in der Nähe von bekannten Inseln, so ließ er des Nachts ab und zu laviren, um nicht aus der Stelle zu kommen, die er am Abend untersucht hatte. In Fällen aber, wo ihm viel daran gelegen war, keine Zeit zu verlieren, und so früh als möglich einen bestimmten Ort zu erreichen, mußte ein Officier die ganze Nacht hindurch in einem

Boote einige Meilen weit voraussegeln, und falls er Land erblickte, durch Raketen oder andere Feuerwerke Nachricht davon geben. Ich wage es nicht, die Regungen zu beschreiben, die der wirkliche Anblick des Landes nach einer langwierigen Schifffahrt, ohne Ausnahme bei jedem Seefahrer erweckt. Sobald der Wächter im Mastkorbe Land! ruft, steigen die Neugierigsten zu ihm hinauf; sobald es aber vom Verdeck gesehen werden kann, bleibt Niemand mehr unten im Raume; selbst Kranke kriechen alsdann hervor, und ich müßte mich sehr irren, oder es ist nicht die Neugier allein, die sie so unaufhaltsam antreibt, das Land mit eigenen Augen zu sehen. Es liegt in der That schon etwas Erfrischendes in diesem bloßen Anblick, etwas, das den ersten Heißhunger des Verlangens stillt. Das Auge ruhet und genießt; und dieser Genuß ist Labung für den ganzen Menschen, im weitesten Umfang des Einflusses, den selbst die strengsten Aerzte den Geisteskräften auf den Körper zugestehen. Je näher man kommt, desto lebhafter wird das Interesse, durch die Menge der Gegenstände, die man allmälig deutlicher unterscheidet. Allein gerade diese Annäherung bringt den Seemann oft in große Verlegenheit. An einer unbekannten Küste muß er verborgener Klippen und Untiefen gewärtig sein, wogegen ihn nur die äußerste Sorgfalt und Wachsamkeit schützen kann; und selbst in völlig bekannten Gegenden, ist nur eine Windstille nöthig, um sein Schiff dem Schwanken des Oceans preis zu geben, und in die augenscheinlichste Gefahr zu bringen, an die Küste getrieben zu werden. Diese Schwierigkeiten, die mit jeder Entdeckung des Landes verbunden sind, schrecken insgemein den Befehlshaber einer Entdeckungsreise von der genauen Untersuchung der neuen Länder zurück. Sie fordern gerade die Mischung von Erfahrung und Kühnheit, die Cook besaß, wenn man sich über sie wegsetzen soll. Die Tagebücher seiner Reisen sind aber auch mit vielen Beispielen ausgefüllt, wo ihn der Eifer für die Erdkunde in die allergefährlichsten Lagen gebracht, und seine Schiffe mehr als einmal auf Riefe oder Klippen getrieben hat. Ich erinnere mich, auf der Reise, wo ich ihn begleitete, daß wir uns wenigstens sechsmal wegen einer Windstille in der größten Gefahr befanden, an der Küste zu scheitern; nämlich bei O-Taheiti, an den Riefen der freundschaftlichen Eilande, zweimal unter den neuen Hebriden, und zweimal an der Küste von Neucaledonien. Bei O-Taheiti kamen wir wirklich auf den Felsen zu sitzen, und

es war ein Glück für uns, daß wir auf einem Korallenriefe, welches sonst gegen die Seeseite hin steil wie eine Mauer in den Abgrund geht, einen Absatz fanden, wo ein Anker in der Tiefe von etlichen 70 Klaftern liegen konnte. In diesem Augenblick der allgemeinen Noth griff jeder, ohne Unterschied des Ranges oder der Beschäftigung, die ihm sonst zukam, zur Arbeit, um das Schiff vom Felsen hinab in tieferes Wasser zu winden. Wundärzte, Sternkundige, Naturforscher, Zeichner, lauter Leute, die sonst mit der Schiffsarbeit nichts zu thun haben, keichten an der Ankerwinde bei einer Hitze von mehr als 30 Graden.

Die Ankunft im Hafen macht den Arbeiten des Schiffsvolks nicht allemal ein Ende; im Gegentheil finden sich alsdann eine Menge Verrichtungen, welche die anhaltendste Anstrengung erfordern, und wobei zuweilen viel zu wagen ist. Die unvermeidliche Nothwendigkeit, gewisse Vorräthe, wie z. B. Holz und Wasser, zu ergänzen, und das bei mißlichen Gesundheitsumständen oft nicht minder dringende Bedürfniß frischer Lebensmittel, sind zwar an sich hinlängliche Bewegungsgründe, einen Hafen zu suchen; allein so wichtig sie immer sein mochten, und so ernstlich Cook zu allen Zeiten darauf sann, seine Mannschaft gesund und muthig zu erhalten, so vergaß er doch nie den Zweck seiner Reise über die Mittel zur Erlangung desselben, und hütete sich, diese Mittel je als Zweck anzusehen. Das Entdeckungsgeschäft blieb also auch alsdann noch sein Hauptaugenmerk, wenn er am Lande Erfrischungen suchen mußte. Wo seine Vorgänger, oder er selbst, bei einem früheren Besuch, im Fache der Geographie nichts nachzuholen übrig gelassen hatten, wie z. B. in den Societätsinseln, da verweilte er nicht länger, als es die Erholung des Schiffvolkes unumgänglich erforderte. Wie eifrig er es sich aber angelegen sein ließ, während dieses Aufenthaltes, von der innern Beschaffenheit des Landes nähere Nachricht einzusammeln, und mit dem Nationalcharakter der Einwohner vertrauter zu werden, davon gibt insbesondere das Tagebuch seiner letzten Reise den redendsten Beweis. Nachdem Wallis und Bougainville, jeder ungefähr drei Wochen, Cook aber in der Endeavour, wegen des Durchgangs der Venus, volle drei Monate, und auf seiner zweiten Reise zu zwei verschiedenen Jahreszeiten über 14 Tage in O=Taheiti zugebracht hatte, hielt er noch auf der dritten Reise die wichtige Nachlese von den dortigen Sitten, Gebräuchen und Religionsbegriffen, die seine letz=

ten Aufsätze so lehrreich und unterhaltend macht. In der That ist es offenbar, daß so vieler wiederholten Besuche ungeachtet, unsere Kenntniß von jener Insel noch jetzt sehr unvollkommen sein müsse, und daß es auch schlechterdings unmöglich sei, auf Entdeckungsreisen, die einen bestimmten Zweck haben, den ganzen Umfang aller Verhältnisse eines jeden neuentdeckten Landes zu erschöpfen. Ohne hier auf ein Beispiel zu verweisen, welches uns nahe liegt; ohne zu erinnern, daß es die Beobachtung vieler Jahre und unzählige Hülfsmittel erfordert, um, ich will nicht sagen, einen vollständigen Begriff von unsern Ländern zu erlangen, sondern nur von einzelnen Gegenständen, wie Verfassung, Rechtspflege, Religion, Wissenschaft und Kunst eines europäischen Staates, genaue Nachrichten zu sammeln; muß es Jedem auffallen, daß Unbekanntschaft mit der Sprache jener Völkerschaften in den meisten Fällen dem Forscher ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legt. Dem Reisenden bleibt unter diesen Umständen weiter nichts übrig, als aufmerksam zu beobachten, und das Gesehene treu zu erzählen. Alles was außer seinem Gesichtspunkte liegt, ist so gut, als ob es noch nicht existirte; wenigstens sind alle Nachrichten, die man aus dem Munde der Eingebornen erfährt, bei der Unvollkommenheit unserer Sprachkenntniß, mehr oder weniger schwankend und unzuverlässig, je mehr Beziehung sie auf abstrakte Begriffe oder auf Gegenstände der Einbildungskraft und Logik haben. Die o-taheitische Götterlehre und Kosmogenie bleiben daher noch immer doppelt verschleiert, einmal durch ihre eigenthümliche Ungereimtheit, und dann durch unsere fehlerhafte Auslegung. Doch diese Schwierigkeit beiseite, wie viele Handlungen und Begebenheiten, welche die Hauptzüge zum Nationalgemälde liefern, können nicht statt finden, ohne daß sie sich gerade während des kurzen Aufenthalts des Entdeckers ereignen? Cook war viermal in O-Taheiti gewesen, und dennoch sah er erst das letztemal ein Menschenopfer, diesen so äußerst merkwürdigen Zug von der Grausamkeit des Aberglaubens bei einem übrigens sanftmüthigen Volke. Eben so verhält es sich mit allen andern Gegenständen des Nachforschens. Wenn man eine weit ausgebreitete Küste, oder eine Insel von beträchtlichem Umfange beschifft, so schränken sich alle Untersuchungen auf die wenigen Anlandungspunkte ein; außer ihnen bleibt Alles, und hauptsächlich das Innere des Landes

unerforscht. Wie läßt es sich auch denken, daß man in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt in einigen Wochen, alle Produkte, selbst nur jener kleinen Bezirke einsammeln könne, da jede Jahreszeit und fast jeder Monat, seine besondern Blüten und Früchte trägt, da Thiere, Vögel und Fische zu gewissen Zeiten ihre Wohnplätze verändern, und Insekten während ihrer verschiedenen Verwandlungsepochen oftmals von der Oberfläche der Erde verschwinden? Allein der Entdecker soll ja nicht Topograph sein; er hängt von seinem Reiseplan ab, und sucht sein Verdienst in einer weisen Eintheilung und Benutzung seiner Zeit, so, daß er zugleich seinen Hauptendzweck, die Entdeckung neuer Länder, und die wichtige Nebenabsicht ihrer genaueren Untersuchung, nach Möglichkeit erreicht.

Insofern das Entdeckungsgeschäft von Umständen abhängt, die sich nicht vorhersehen lassen, ist es fast unmöglich, den Erfolg bei jeder neuen Veranlassung vorauszubestimmen. Stürme, widrige Winde, Windstillen, die Annäherung einer Jahreszeit, die den Entdecker nach andern Meeresgegenden hinruft, der Wassermangel des neuen Landes oder dessen Unfruchtbarkeit, welche ihm die nöthigsten Erfrischungen und Schiffsbedürfnisse versagt, die Unsicherheit einer offenen Rhede, die Schwierigkeit und Gefahr des Anlandens, die Wildheit und Feindseligkeit der Eingebornen, — alles dies sind Einschränkungen, welche die weisesten Maßregeln vereiteln, und der feurigsten Forschbegierde Einhalt thun können. Man gehe indeß Cook's drei große Reisen durch, und erwäge, wie viel er, unter solchen Umständen, in Vergleich mit andern Seefahrern geleistet hat, so wird man, auch ohne nautische Kenntnisse zu besitzen, leicht entdecken, was Erfahrung, Unerschrockenheit, Geduld, Scharfsinn und Eifer des Entdeckers dagegen vermögen, und wie manches Hinderniß sie glücklich bezwingen. Der Unbeständigkeit des Wetters und selbst einem langwierigen Widerstand der Winde setzte Cook sein, nur großen Männern eigenthümliches, Beharren entgegen, und da er jeden Vortheil unverzüglich benutzte, war er seines Sieges jederzeit gewiß. Aufmerksam auf den Wink des Botanikers, der ihm blutreinigende und nahrhafte Kräuter zeigte, schuf er sich aus unbewohnten Wüsteneien, wo kein anderer Seefahrer verweilt hätte, die herrlichsten Erfrischungsplätze. In der Behandlung der minder gesitteten Völker, welche die jenseitige Halbkugel bewohnen,

ging er den Mittelweg, der dem Entdecker geziemt. Sein richtiges Gefühl, sein von den Fesseln des Vorurtheils freier Verstand, seine Achtung für die Rechte der Menschheit bewogen ihn zur Schonung und Nachsicht. Er mäßigte den überkochenden und zu geringschätzigen Eifer derer, die sich bei der geringsten Widersetzlichkeit lieber furchtbar als beliebt machen wollten. Es ist allerdings empörend, wenn man, bei dem Bewußtsein der besten Absichten, nur Mißtrauen erblickt, und für angebotene Freundschaft nur höhnende Ausforderungen zurück empfängt. Allein das Ehrenrührige und zur Wiedervergeltung Anspornende fällt weg, sobald man sich mit Cook an die Stelle jener rohen Menschen setzt, bei denen Fremdling und Feind beinahe gleichgeltende Begriffe sind. Der Europäer, dem seine Waffen eine entschiedene Ueberlegenheit geben, kann überdies nicht eigentlich von dem Schwächern beleidigt werden, dessen Unwissenheit er schonen, und dessen Tapferkeit er ehren muß. Cook vermied daher sorgfältig jede Gelegenheit zum Streite, und suchte das Vertrauen der Eingebornen zu rechter Zeit durch Geschenke und Freundschaftsbezeigungen zu gewinnen. Von einer andern Seite hingegen litt er es nie, daß man an ihm und seinen Leuten ungestraft die allgemein erkannten und selbst dem Wilden heiligen, Rechte des Eigenthums gewaltthätig kränkte. Nichts gleicht dem Uebermuth des Räubers, dem sein erster Versuch gelingt; mit stolzer Verachtung sieht er auf seinen Gegner als seine Beute herab, und indem der Besitz des geraubten Gutes seine Habsucht schärfer reizt, kann ihn nichts mehr abhalten, einen neuen Anschlag auf des Fremden Eigenthum und Leben zu wagen. Immerhin mögen Romandichter, die sich ihrer Ideale nicht entschlagen können, und gewohnt sind, von Naturmenschen, vom goldnen Zeilalter, von ursprünglicher Vortrefflichkeit und Einfalt, und einem angebornen Gefühl, daß Allen Alles gehöre, überirrdisch zu träumen, immerhin mögen sie, sage ich, diese Bilder ihrer süßelnden Phantasie auch in ihre Darstellung der wirklichen Welt übertragen: der Reisende durchirrt alle vier Welttheile, und findet nirgends das liebenswürdige Völkchen, welches man ihm in jedem Walde und in jeder Wildniß versprach. Getäuscht durch eine faselnde Erdichtung, die den Namen der Geschichte und der Philosophie entheiligt, schämt er sich endlich seiner kindischen Leichtgläubigkeit, und erweiset dem läppischen Naturmenschen noch unverdiente Ehre, wenn er ihn zu den Centauren und Cyklopen,

oder zu den redenden Thieren der alten Fabel zählt *). Man zeige uns den Wilden, der, ohne blödsinnig zu sein, vom Mein und Dein gar keine Begriffe hat. Sein ist die Hütte, die er errichtet, der Pelz, den er genähet, der Kahn den er ausgehöhlt, der Bogen den er geschnitzt, die Schleuder die er geflochten, das Netz das er gestrickt, der Putz den er sich mühsam zusammengesucht und mit unendlicher Geduld bereitet hat. Sein ist der Baum über seinem Haupte, der ihm Früchte trägt, das Wild das er tödtet, der Fisch den er fängt. Sein ist endlich der Wald wo er jagt, das Ufer wo er fischt, das Weib das er umarmt. Niemand versucht es ungeahndet, ihn im Besitz dieses Eigenthums zu beeinträchtigen. Doch auch das Thier, könnte man einwenden, fühlt einen zueignenden Trieb; wer kennt nicht den sultanischen Instinkt des Seelöwen und des Affen-Anumants **)? Allein für den Menschen gibt es Beides, ein Eigenthum der Begierde, und eines der Vernunft. Der Instinkt geht vor dem Begriff her, er dauert auch neben ihm fort, und ist das Uebergewicht, wodurch die Vorstellung des Mein immer ungleich lebhafter zu bleiben pflegt, als die Vorstellung des entgegengesetzten Dein. Aber der Begriff, der nur durch eben diesen deutlichen, klaren Gegensatz offenbar werden konnte, entstand fast zugleich mit der Sprache und mit der Gesellschaft. Die Nordamerikaner im Nutka-Sunde wollten für die Erlaubniß Holz zu hauen, Wasser zu füllen, und Gras zu mähen bezahlt sein, und rechneten es sich hernach zum Verdienst an, daß sie den Engländern Holz und Wasser unentgeldlich überlassen hätten. Cook fand ihre Forderungen billig, und würde, wenn er zugegen gewesen wäre, die Erlaubniß erkauft haben, wie er in der Folge wirklich für das Heumachen bezahlte. Können auch, darf ich jetzt fragen, gesittete Europäer den Begriff des Eigenthumsrechtes weiter ausdehnen? Und ist

---

*) Die Fabeln und Mythen hatten eine Moral, und die besten ließen die Thiere ihrem Charakter völlig gemäß auftreten. Die Ungeheuer der alten Dichter waren schöne allegorische Bilder. Der Naturmensch der neuern aber ist ein widersinniges Unding, welches in keine mögliche Welt paßt, außer etwa in die, wo Löwen Gras fressen, Tiger Lämmer säugen, und Adler die jungen Täubchen füttern, das ist, in eine Welt des Widerspruchs, wo Alles aufhört zu sein, was es ist.

**) Anumant heißt in Indien der Affe, dem ein ganzer Trupp gehorcht, dessen Herrschaft sehr despotisch ist. Der Seelöwe hat ein Serail von Weibchen, denen kein anderer zu nahe kommen darf.

er nicht jederzeit wechselseitig? ist das Recht des Seefahrers auf sein Eigenthum nicht so gültig, als das, womit der Wilde das seinige besitzt? Wie gelangte der Wilde sonst zu dieser Erkenntniß, wenn nicht bei einer Gelegenheit, wo er zugleich einem Andern ein ähnliches Recht zugestehen mußte! Wissentlich also wagt er einen Eingriff in dieses von ihm selbst anerkannte Recht, wenn er, aus Uebermuth und im Vertrauen auf seine Stärke, einen gewaltthätigen Raub begeht. Daher stimmen alle zuverlässige Reisende und insbesondere Cook mit seinen Gefährten, darin überein, daß die Rechtmäßigkeit der an den Plünderern vollzogenen Strafe in allen Fällen, ohne Ausnahme, von den Wilden selbst freiwillig eingestanden worden sei. Der Mensch der nur sein Recht behaupten, und jedem andern das seinige absprechen wollte, wäre fürwahr! nur ein etwas klügerer, und folglich ein desto furchtbarerer Tiger. Man hat zwar hier und dort Wüthriche dieser Art, selbst auf dem Throne gesehen; allein sie und ihr göttliches Recht sind der Abscheu und zugleich die Schande der Menschheit.

Es ist das Schicksal des Entdeckers, so friedfertig er übrigens gesinnt sein mag, in Lagen zu kommen, wo er sein Leben auf das Spiel setzen, und bisweilen mit dem Blute derer, die ihn angreifen, erkaufen muß. Seine Wachsamkeit und Vorsicht vereiteln zwar insgemein den regellosen Angriff der Wilden; der Blitz und Donner des Geschützes, das aus der Ferne tödtet, entscheiden schnell für ihn, nicht sowohl durch die Anzahl der Erschlagenen, als durch das Schrecken, das sie verbreiten; doch hat man auch Beispiele von dem seltneren Falle, daß er unversehens überfallen, oder von der tollkühnen Menge überwältigt worden ist. Cook war lange der Gegenstand einer anbetenden Verehrung bei dem Volke von Owalhi, bis es über eine rasche That eines Officiers plötzlich in Gährung gerieth. Noch wollte er das Leben der Insulaner schonen, und versäumte dadurch den Augenblick seiner eigenen Rettung; es war zu spät zu den Waffen zu greifen, da schon blinde Wuth die Gemüther erfüllte. Eine Maßregel, welche zu rechter Zeit ein größeres Blutbad verhütet, kann vielleicht den Anschein von Strenge haben; allein sie ist menschlich und weise, so bald man ihre Folgen betrachtet. Könnte oder möchte man sich doch zuvor ganz an die Stelle des Entdeckers denken, ehe man sein Betragen gegen die Einwohner jener fernen Weltgegenden verdammte! Es ist guter Ton,

daß Herren und Damen von feinem Gefühl sich über den Mißbrauch der Uebermacht gegen ein unschuldiges, und wenn es ihnen beliebt, ein harm- und wehrloses Völkchen ereifern; daß sie mit Abscheu und Entsetzen die Mordthaten der Europäer erwähnen. Woher kommt es denn aber, daß man sich Beschuldigungen von der gehässigsten Art erlaubt, so bald von Entdeckern und Indianern die Rede ist, da es in jedem andern Falle ungezogen sein würde, ohne die unläugbarste Evidenz damit hervorzutreten? Selbst würdige und gelehrte Männer gießen viel unverdienten Spott über den Entdecker aus; weil er, ihres Bedenkens, ein unrechtes Compendium des Naturrechts nachgeschlagen haben müsse, um darin die Richtschnur seines Verkehrs mit den Insulanern des Südmeeres zu finden. Cook hatte aber weder den Barbeyrac noch den Puffendorf gelesen, und überhaupt den Wilden nicht theoretisch studirt. Sollte es auch nicht einem kleinen Zweifel unterworfen sein, ob man wirklich Compendien nachschlägt, wenn man sich in Lebensgefahr befindet? Doch vielleicht ermannet sich irgend ein empfindsamer Sittenrichter, seinen Flaum und seinen niedlich besetzten Tisch zu verlassen, um den Seemann auf einer mühsamen Fahrt zu begleiten. Wenn alsdann ein Sturm die Masten zerschmettert, oder eine Klippe den Boden beschädigt, wenn der unentbehrliche Vorrath von Holz und Wasser zu Ende geht, wenn der Scharbock unter der Mannschaft wüthet, mit einem Worte, wenn das harte Gesetz der Nothwendigkeit den Entdecker in den Hafen treibt, so wird hoffentlich der nunmehrige Theilnehmer an diesen Leiden genau bestimmen können, was die Selbsterhaltung fordert, und wo die Menschlichkeit anfängt. Der Neuseeländer der heute ganz friedlich Fische zum Verkauf bringt, kommt morgen als Feind. Wohlan! heute gibt man ihm Nägel, und morgen wehrt man sich mit Kugeln. Weit entfernt also, jene Menschen nach unsern schulgerechten Begriffen zu behandeln, sieht man sich vielmehr gezwungen, sich zu den ihrigen herabzulassen. Die Frage, womit der strenge Moralist sich zuletzt durchhelfen will, nämlich: mit welchem Rechte man den Wilden in seinem Lande beunruhige? gehört eigentlich nicht hierher; denn sie betrifft nicht mehr das Betragen des Entdeckers, sondern will die Moralität der Entdeckungsreisen überhaupt verdächtig machen. Wer dasjenige erwägt, was hierüber im Eingange dieses Aufsatzes gesagt worden ist, wird es schwerlich den Europäern zur Sünde anrechnen,

daß sie nicht die ersten sind, die auf einer entfernten Insel an-
landen, sondern Menschen dort antreffen, welche sich bereits in
früheren Zeiten dahin gewagt haben. Wie viel indeß auf die
Mäßigung des Befehlshabers ankomme, erhellt aus einer Ver-
gleichung zwischen Cook's Reisen und andern Südseefahrten.
Mendaña, Quiros, Roggewein, Wallis und Carteret richteten
große Niederlagen unter den Eingebornen der wenigen Südsee-
inseln an, die sie berührten; da hingegen Cook, bei dem erstaun-
lichen Umfang seiner Entdeckungen, mit den verschiedensten Völ-
kerschaften, in O-Taheiti, den Societäts-, Freundschafts- und
Sandwichsinseln, den Marquisen und neuen Hebriden, in Neu-
caledonien, Neuholland und Neuseeland, und an der ganzen
Nordwestküste von Nordamerika, mehrentheils in gutem Verneh-
men stand, und nur äußerst selten in die betrübte Nothwendig-
keit versetzt wurde, zu gewaltsamen Vertheidigungsmitteln zu
schreiten. Die Anzahl der Erschlagenen bleibt auch alsdann noch
unbeträchtlich, wenn man die unglücklichen Schlachtopfer der un-
verantwortlichen Uebereilung oder Fühllosigkeit einzelner Officiere
hinzu rechnet.

Das Mittel, wodurch der große Seemann diesen Theil sei-
nes Plans durchsetzte, war jene außerordentliche und nie ermü-
dende Thätigkeit, die ihn auch bewog, die geschäftigsten Rollen
selbst zu übernehmen, und der Willkür seiner ungestümeren, oft
harten Untergebenen so wenig als möglich zu überlassen. So
bald man sich dem Lande nahete, fing eine Reihe von neuen
Beschäftigungen an. Von einem Augenblicke zum andern, so
wie die verschiedenen Vorgebirge und Spitzen zum Vorschein ka-
men oder sich wieder hintereinander verbargen, mußte ihre Lage
und Richtung vermittelst des Compasses bestimmt werden. In
der Nähe des Ufers, insbesondere wo ein Hafen zu sein schien,
oder wo ein flacher mit Sand bedeckter Strand an das Meer
grenzte, ward das Senkblei fleißig ausgeworfen, um zu erfor-
schen, ob Ankergrund vorhanden sei. Die Schiffe änderten ihre
Richtung nach den Beugungen und vorspringenden Spitzen der
Küste, welche man oft gänzlich aufzunehmen suchte, ehe man
vor Anker ging. Beim Anschein eines Hafens, wo es nicht
rathsam gewesen wäre, sogleich einzulaufen, ward ein Boot aus-
gesetzt und zur Untersuchung abgeschickt. Die Tiefe des Wassers,
die Beschaffenheit des Grundes, die Lage des Eingangs; mit
welchem Winde man hinein, und mit welchem man bequem

herausſegeln könne? ward auf die Art vorher beſtimmt. Wo die rechte Einfahrt leicht verfehlt werden konnte, mußten ſich Boote auf die Untiefen zu beiden Seiten legen, und dieſer Vorſicht ungeachtet blieb dennoch bisweilen manche Klippe unter dem Waſſer verborgen und unerforſcht, die man erſt mit der Gefahr das Schiff zu verlieren kennen lernte. So eifrig man bemühet geweſen war, ſich mit den Eingebornen, die etwa in ihren Kähnen ſich einige Meilen weit in die See an das Schiff gewagt hatten, freundſchaftlich zu unterhalten, ſo hörte doch gleichſam aller Handel und alles Geſpräch mit ihnen auf, ſo lange die ungewiſſe Lage des Schiffs an einer unbekannten Küſte die ganze Aufmerkſamkeit des Seemannes erforderte. Hätten diejenigen Inſulaner, die geneigt waren uns als Feinde anzugreifen, einen Begriff davon gehabt, wie ſchwer es ſei, unſere großen Schiffe zu regieren, ſo würden ſie unfehlbar keinen gefährlicheren Augenblick zum Angriff haben wählen können, als eben den, wo die ganze Mannſchaft in voller Beſchäftigung ſtand, und Niemand ſeinen Poſten bei den Segeln, bei dem Senkblei, bei dem Anker und bei den Kabeltauen verlaſſen durfte. Allein ſolche kritiſche Zeitpunkte gingen immer glücklich vorbei. Cook wählte ſich den Ankerplatz, der Anker ward am beſtimmten Orte geworfen, die Segel wurden eingezogen, und dann die Boote von neuem bemannt, um zu unterſuchen, was das Land hervorbrächte. Der erſte Gegenſtand des eigenen Nachforſchens oder der Nachfrage bei den Einwohnern, war ein bequemer Platz, wo man die ledigen Waſſerfäſſer mit friſchem Trinkwaſſer füllen könnte. Die Pantomime leiſtete bei ſolchen Gelegenheiten weſentliche Dienſte, bis man die nothwendigſten Wörter der Landesſprache erlernt hatte. Das Bedürfniß des Eſſens und Trinkens durch Zeichen zu verſtehen zu geben, iſt ſo leicht und dem Mißverſtande ſo wenig unterworfen, daß alle Converſation am Lande gemeiniglich davon anfängt. Beinahe immer nennt der Inſulaner, ſobald er begreift was man von ihm fordert, das Verlangte, z. B. Waſſer, oder die Frucht am Baume, auf die man hindeutet, oder das Schwein, welches unweit ſeiner Hütte umherläuft, mit Namen; und für Leute, denen Alles daran liegt, ſich verſtändlich zu machen, gehen ſeine Ausrufungen nicht verloren. Sobald er ſeiner Seits durch einige Beiſpiele dieſer Art inne wird, daß die Fremden ſeine Töne nachſprechen und zu verſtehen ſuchen, deutet er auf die Menge der Gegenſtände um

sich her, und nennt einen jeden mit dem in seiner Sprache üblichen Worte. Der Sprachforscher findet also, wenn die Eingebornen nicht etwa, wie die Feuerländer, in Trägheit und dumme Fühllosigkeit ganz versunken sind, frühzeitig Gelegenheit, sein Wörterbuch zu bereichern. Seine Untersuchungen werden indeß durch ihre verschiedene Gemüthsart bald erleichtert, bald eingeschränkt. Wenn gleich die Fälle selten sind, wo sie in wirkliche Feindseligkeiten gegen die Entdecker ausbrechen, so gibt es doch auf der andern Seite auch wenige Beispiele von einem so unbegrenzten Zutrauen und einer so patriarchalischen Gastfreiheit, wie sie in Taheiti und den Freundschaftsinseln angetroffen wird. Je mehr Zurückhaltung und Mißtrauen der Insulaner blicken läßt, desto vorsichtiger und behutsamer muß sich der Reisende gegen ihn betragen. In Mallikollo wagten wir es kaum, zehn Schritte weit in den Wald zu gehen, der sich längs dem Strande hinzog; und dennoch winkten uns die Einwohner, sobald sie uns gewahr wurden, wir sollten sogleich an den Strand zurückkehren. In Tanna durften wir anfänglich auch nur ganz kurze Spaziergänge wagen, bis wir nach mehren Tagen die Wohnungen des für uns am freundlichsten gesinnten Alten entdeckten, und allmälig die Zuneigung der dortigen Familien gewannen. Gleichwohl blieben die Einwohner, welche sich gegen den Vulkan hin aufhielten, jederzeit auf ihrer Hut, und ungeneigt mit uns vertrauten Umgang zu pflegen, so, daß sie uns zu wiederholtenmalen den Durchgang durch die Pflanzungen, nach jenem feuerspeienden Berge versagten. Allein die gewöhnliche Kürze, oder auch die unbestimmte Dauer des Aufenthalts, und vorzüglich die Menge und Mannigfaltigkeit der in der Nähe zu beobachtenden Gegenstände gestatteten selten weitere Excursionen in das Innere, wenn auch die Insulaner nichts dawider hatten. Schon am Strande, wo die Neugier den größten Haufen der Einwohner zu versammeln pflegte, beschäftigte man sich oft Tage lang mit Erlernung der Sprache, mit der Beobachtung dieser von uns so verschiedenen Menschen, mit dem Tauschhandel um ihre Kleidungsstücke, ihre Waffen, ihre Zierrathen und andre Kunstarbeiten. In ihren Hütten erforschte man ihre Lebensart erst durch wiederholte Besuche; man untersuchte allmälig, sowie man sich durch Geschenke und kleine Liebkosungen gleichsam die Rechte der Freundschaft in einem immer höheren Grade erwarb, das Innere des Haushalts, die Geräthschaften, die Speisen und ihre

Zubereitung; zuweilen lernte man nur wenig, aber täglich wenigstens etwas Neues. Bald beobachtete man die Austheilung der Arbeiten, die Verfertigung der Kleidungsstücke, die Bestellung des Ackers, den Bau einer Hütte oder eines Kahns; bald ereignete sich Gelegenheit, irgend eine merkwürdige Sitte, oder einen auffallenden Gebrauch zu sehen; bald fand man unverhofft einen Ehrenmann, der von der Erzeugung seiner Götter und von der Schöpfung zu erzählen wußte. Die Produkte des Steinreichs, die ein jedes Land darbot, die dortigen Vögel, Insekten und Gewürme, mußten theils gesammelt, theils mit Geduld verfolgt werden; und die Blüten der Bäume und Kräuter nöthigten den Botaniker, wegen ihrer Vergänglichkeit, an Bord zu eilen, um dort ihre Beschreibungen und Abbildungen vollenden, und dann nach einer neuen Ernte ans Land zurückkehren zu können. In den meisten Fällen mußte er sich ohnehin in seinen botanischen Spaziergängen nach den Beschäftigungen und Erholungsstunden des Schiffvolks richten, weil es, außer an den bestimmten Tagszeiten, wo Boote abgeschickt wurden und andere ankamen, selten Gelegenheit gab, vom Schiffe ans Land, oder zurück an Bord zu kommen. Alles war während dieser geschäftigen Zeit in Bewegung. Eine Partei mußte Wasser füllen, eine andere fällte Brennholz; einige Officiere waren mit dem Tauschhandel um Lebensmittel beschäftigt. In fischreichen Gegenden schickte man Boote aus, um auch diese Erfrischungen nicht zu versäumen; in unbewohnten oder unbebauten Ländern suchte man sich durch wildwachsende Suppenkräuter für den Mangel der Gartengewächse schadlos zu halten. Zu gleicher Zeit wurde das Schiff ausgebessert, und, wie es nach einer langen Fahrt notwendig war, mit neuem Tau- und Takelwerk versehen. Cook ließ das Meergras und die Muscheln die sich angesetzt hatten, vom Boden abkratzen, und die Ritzen zwischen den Planken, welche durch das Eintrocknen und das beständige Arbeiten des Schiffs gegen Wind und Wellen immer weiter aus einander gegangen waren, mit Werg verstopfen. Auf eben diese Art kalfaterte man das Verdeck, welches zuweilen das Wasser stromweise durchließ, und wenn Alles fertig war, füllte man die Fugen mit Pech an, und bestrich das ganze Schiff mit Theer. Endlich ließ Cook auch Ballast laden, um das verminderte Gewicht zu ersetzen, und den Gang des Schiffes zu erleichtern, kurz, er setzte es in segelfertigen Stand. Wenn es die Umstände

erforderten, mußte am Lande eine Schmiede errichtet werden, um neue Bolzen, Klammern, und dergleichen zu schmieden; und wo es anging, legte Cook auch eine Brauerei von Tannen- oder andern ähnlichen Sprossen an, um seine Leute durch eine gesunde Art von Bier zu erquicken. Ferner wurde am Lande ein Zelt aufgeschlagen, welches zur Sternwarte eingerichtet war. Während der Zeit wurden, zumal in weitläuftigen Baien, deren Umfang und Lage man nicht mit einem Blick übersehen konnte, von Zeit zu Zeit Entdeckungsparteien ausgeschickt, welche die verschiedenen Gegenden genau aufnehmen, und in Karten bringen mußten. Cook selbst belebte und betrieb fast alle diese Geschäfte durch seine Gegenwart. Er landete in einem neuen Lande fast immer selbst zuerst, oder folgte bald dem ersten Boot; er wies den Parteien ihre verschiedenen Plätze an, und besuchte sie täglich mehrmals, um die Arbeit zu fördern, und allen Unordnungen und etwaigen Mißhelligkeiten mit den Einwohnern vorzubeugen. Wo diese sich sehen ließen, suchte er sie dadurch zu gewinnen, daß er Bänder, Schaumünzen *) und andere Geschenke, insbesondere aber Eisengeräth unter sie austheilte, sie zu sich bat, die Vornehmsten an seiner Tafel bewirthete, und vor allen Dingen es dahin zu bringen suchte, daß ein Handel um Lebensmittel zu Stande kam. In unbewohnten Gegenden, wo diese Hülfe wegfallen mußte, und der Fischfang fast die einzige Erfrischungsquelle blieb, pflegte er mit einer Gesellschaft von Officieren auf die Jagd zu gehen, und das erlegte Wildpret, es mochte nun in Seelöwen und Robben, oder in Pinguinen, Wasserraben, Enten, Gänsen und anderem Geflügel bestehen unter die Mannschaft zu vertheilen.

Die Aufmerksamkeit des berühmten Entdeckers auf diesen Gegenstand, verdient wohl, daß ich noch ein paar Bemerkungen darüber hinzufüge. Es hätte wahrlich wenig gefruchtet, daß man die Schiffe unter seiner Führung von England aus so reichlich mit allen Erfordernissen versah, wenn nicht er selbst den großen Haushalt geführt, zu rathe gehalten, und wo es möglich war, zu

---

*) Die Schaumünze, welche er auf der zweiten Reise austheilte, hatte auf einer Seite das Brustbild des Königs Georg III. von England, und auf der andern die Abbildung der beiden Schiffe Resolution und Adventure, mit der Jahrzahl ihrer Abreise von England. Sie war von Bronze und vergoldet.

ergänzen gesucht hätte. Eine von den Ursachen, welche den Capitain Furneaux bewogen, nach seiner zweiten Trennung von Cook, geradesweges nach England zurückzugehen, und ein ganzes Jahr früher als er sollte, das Südmeer zu verlassen, war der Mangel an Lebensmitteln, welche nicht mehr auf eine dritte Campagne hinreichend befunden wurden. Gleichwohl hatte man sein Schiff eben so reichlich, wie die Resolution, auf drei volle Jahre versehen, und es hatte blos an jener strengen Sparsamkeit gefehlt, welche Cook so weit trieb, als mit der Erhaltung seiner Mannschaft nur immer bestehen konnte. Er wußte den Zeitpunkt abzumessen, wo er seinen Leuten etwas von ihrer vollen Portion abkürzen durfte; er unterließ auch nie, sobald nur frische Lebensmittel gereicht werden konnten, den ganzen Vorrath von Schiffskost, der täglich verbraucht zu werden pflegte, für eine künftige Gelegenheit aufzusparen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Vorräthe aller Art genau besichtigen, was verdächtig befunden ward, zuerst verzehren, und allerlei Handgriffe vornehmen, um den Ueberrest vor künftiger Beschädigung zu sichern. Dieser Sorgfalt verdankte er die Dauer seiner zweiten Reise, indem er dadurch noch zu rechter Zeit entdeckte, daß aller Schiffszwieback, den man in neue Fässer gepackt hatte, schimmlig geworden war. Sogleich mußte in Neuseeland ein Backofen errichtet werden, worin er den Zwieback, nachdem vorher aller verdorbene ausgeworfen war, nochmals trocknen ließ. Wäre Cook's Wachsamkeit nicht so sehr ins Einzelne gegangen, und hätte sie nicht die dem Anschein nach geringfügigsten Kleinigkeiten, so wie die große Einheit des ganzen Plans umfaßt, so würde es ihm schwerlich gelungen sein, seine Mannschaft, zum Erstaunen von Europa, drei Jahre lang so gesund zu erhalten, daß von 120 Menschen nur Einer durch Krankheit verloren ging. Er wußte aus Erfahrung, daß Unreinlichkeit und Mangel an frischer Luft im Matrosenraume oftmals ohne weitere Ursachen hinreichend sind, die heftigsten Ausbrüche des Scharbocks zu veranlassen. Man stelle sich jenes niedrige enge Behältniß vor, wo die Hangmatten dicht neben einander gereihet sind. Es erhält zu allen Zeiten nur wenig frische Luft; bei stürmischem Wetter aber fast gar keine, weil alsdann der Hauptzugang mit einem Gatter und darüber mit Persening, oder getheerter Leinwand, bedeckt ist. Die Ausdünstungen von mehr als 80 Personen verpesten nicht nur diesen Raum, und verursachen daselbst eine ungesunde Hitze, sondern

sie durchdringen auch die Betten und Hangmatten, und selbst die Balken und Verdecke des Schiffs. Um die nachtheiligen Folgen dieser mephitischen Luft so viel als möglich zu vermindern, ließ Cook die Hangmatten bei schönem Wetter alle Morgen auf das Verdeck bringen, und in die daselbst befindlichen Boote werfen, damit sie den ganzen Tag über vom frischen Winde durchlüftet würden. Von Zeit zu Zeit, mehrentheils einmal in 14 Tagen, mußte Jedermann heraufkommen, indeß zwischen den Verdecken mit Schießpulver und Essig geräuchert ward; und damit der Rauch alles Holzwerk recht durchziehen möchte, ließ Cook die Räume auf ein paar Stunden lang zuschließen. Bisweilen wurden auch die Verdecke mit Essig gewaschen, und bei heißer Witterung spannte man auf dem Verdeck einen weiten Cylinder von Segeltuch gegen den Wind aus, dessen unterstes Ende den Zug der frischen Luft bis in den Matrosenraum hinableitete. Um den gemeinen Matrosen, der, sich selbst gelassen, ziemlich cynisch einhergeht, zur Reinlichkeit anzuhalten, pflegte Cook gewöhnlich des Sonntags die ganze Mannschaft zu mustern, und wer alsdann nicht wenigstens rein gewaschen erschien, oder von der vorzüglichen Unsauberkeit seines Anzugs keine befriedigende Rechenschaft zu geben wußte, ward das erstemal durch Vorenthaltung seiner Branntweinportion, und nach wiederholten Vergehungen auch wohl mit der Peitsche bestraft. Auf den beiden Reisen, welche die Erforschung der Pole zur Absicht hatten, führte Cook einen beträchtlichen Vorrath von warmen Kleidungsstücken mit sich, welche das Admiralitätscollegium auf seine Vorstellung unter die Mannschaft austheilen ließ, um sie in jener kalten Weltgegend vor der ungestümen Witterung zu schützen. Diese Kleidungsstücke bestanden in einer Jacke und Schifferhosen vom allerdicksten und der Nässe fast undurchdringlichen Boy, die er hernach noch mit einer Kappe für den Kopf vermehrte, wovon der Halskragen den Nacken und die Schultern bedeckte.

Noch muß ich das Hauptverwahrungsmittel und das beinahe specifische Heilmittel gegen den furchtbaren Scharbock erwähnen, für deren Einführung auf langen Seereisen Cook's Name, so lange Großbritannien Flotten hat, mit Dankempfindungen und mit Ehrfurcht genannt werden wird. Hier zeigte er die ganze Stärke einer gesunden natürlichen Beurtheilungskraft, welche durch seine ausgebreitete Erfahrung und den Umgang mit einsichtsvollen Männern geschärft worden war. Wenn

es einen Wahrheitssinn, das ist, um deutlicher zu sprechen, wenn es eine so glückliche Organisation gibt, welche zum richtigen Auffassen der Verhältnisse vorzüglich geschickt ist, — und wie wollte man daran zweifeln? — so besaß sie Cook gewiß in einem vorzüglichen Grade. Der Sieg den er über Vorurtheile davon trug, die den Verstand des gemeinen Seemannes seit Jahrhunderten gefangen hielten, ist davon ein so auffallender Beweis, daß ihm die königliche Societät der Wissenschaften in London, blos dafür die goldene Schaumünze des Ritters Copley zuerkannte. In dem seltsamen Charakter der Matrosen bemerkt man neben dem fröhlichen Leichtsinn und dem Hange zum gröbsten sinnlichen Genuß, wovon ich bereits gesprochen habe, einen Zug von Halsstarrigkeit gegen alle Neuerungen und von blinder Anhänglichkeit an das alte Herkommen, der wirklich auf eine sonderbare Art damit contrastirt. Fast sollte man denken, daß er seine Eigenschaften nicht blos von den beweglichen Elementen, zwischen denen er unaufhörlich schwebt, sondern zum Theil auch von dem eichenen Kasten, in dem er herumschwimmt, entlehnt haben müsse. Umsonst versucht man es, die wohlthätigsten Anstalten zu seiner unmittelbaren Erhaltung in Gang zu bringen; er würde eher das Aeußerste leiden, als sich eine ungewohnte Speise aufdringen lassen. Cook, der diese eiserne Unbiegsamkeit des Schiffvolks kannte, versuchte es nicht, seinen Endzweck durch gewaltsame Mittel zu erreichen. In der Ueberzeugung, daß das Sauerkraut durch seine Säure der Fäulniß kräftig widerstehen müsse, aß er es täglich selbst, und bewog seine Officiere es ebenfalls zu essen. Dem gemeinen Manne, der gleich Anfangs seinen Abscheu dagegen zu erkennen gegeben hatte, stellte er es frei, sich eine Portion zu holen, oder sie noch fernerhin zu verschmähen. Allmälig ließ sich nunmehr einer oder der andere einfallen, was der Capitain und die Officiere täglich mit so vielem Wohlgefallen genössen, könne doch so schlimm nicht sein. Es wurden einige Portionen geholt, bald darauf noch mehre, und endlich ward die Tonne leer. Bei der Eröffnung der zweiten fand sich ein Jeder ein und verlangte seinen Antheil, so daß von der Zeit an die Austheilung regelmäßig von statten ging. Auf diese Art setzte Cook sein Vorhaben durch, und erlangte mit Gelindigkeit, was er durch Gewalt gewiß nicht erreicht haben würde. Auf seiner zweiten Weltumschiffung wurden 60 große Fässer voll dieses trefflichen antiscorbutischen Gemüses ausgeleert.

Wenn sich demungeachtet bei Personen, die besonders zum Scharbock geneigt waren, oder wegen eines Zusammenflusses von andern Ursachen, Symptome dieser Krankheit zeigten, so wurden sie durch den Gebrauch der aus frischem Malz bereiteten und noch lauwarm getrunkenen Bierwürze, und durch Auflegung der Träbern auf die scorbutischen Flecken, theils völlig vertrieben, theils so sehr gemildert, daß sie nicht gefährlich werden konnten, und bei der Ankunft am Lande binnen wenigen Tagen verschwanden. Durch die Anwendung eben dieser prophylaktischen Methode rettete Capitain Clerke in Kamtschatka den größten Theil der dortigen russischen Besatzung, unter welcher der Scharbock in seiner schrecklichsten Gestalt wüthete. So bald übrigens durch die Einführung des Sauerkrauts der erste Schritt gewonnen war, besiegte Cook mit leichterer Mühe die Vorurtheile seiner Mannschaft in Rücksicht mancher andern Nahrungsmittel, welche unter einem weniger sorgfältigen Befehlshaber Gegenstände ihres Ekels geblieben wären. Welcher Matrose würde Wallrosse, Seelöwen und Seebären, Pinguinen, Sturmvögel und Albatrosse gegessen haben, wenn ihm sein Befehlshaber nicht mit gutem Beispiel vorgegangrn wäre? Die wilden Kräuter in Neuseeland, als Celery, Löffelkraut, Tetragonien u. a. m. würden ihm eben so wenig, als das Bier aus harzigen Baumsprossen genießbar geschienen haben, wenn man nicht anfänglich den Gebrauch seiner freien Willkür überlassen hätte. Diese Nachsicht gegen die Schwäche seiner ungeübten Vernunft war vielleicht das beste Mittel, ihr einen neuen Grad von Energie zu geben; wenigstens gab es auf Cook's Schiffen nunmehr Matrosen, die aus eignem Antrieb die Vorurtheile der Erziehung oder der Gewohnheit überwanden, und so gar auf die Ratten, die von ihrem Vorrath zehrten, als auf Leckerbissen, Jagd machen lernten.

Wenn man Cook's Reisegeschichten liest, wird man mit Erstaunen gewahr, daß eigenes Nachdenken mit Scharfsinn begleitet, im Nothfall zuweilen bessere Dienste leistet, als Belesenheit und genaue Bekanntschaft mit den Entdeckungen der vorigen und gegenwärtigen Zeit. Oft ist es gerade das systematische Wissen, was einem sonst guten Kopfe den Zugang zu neuen Ideen verschließt. Wäre Priestley ein Scheidekünstler gewesen, so hätte er in der Physik und Chemie keine so merkwürdige Revolution zuwege gebracht, die Beschaffenheit der Luftarten wäre unerkannt geblieben, und die Montgolfiers, die Rosiers und die

Blanchards wären nie in die Luft gestiegen. Es galt seit langer Zeit durchgehends für eine ausgemachte Wahrheit, daß es ganz unmöglich sei, in heißen Ländern frisch geschlachtetes Fleisch einzusalzen, und wie in unserm gemäßigten Erdstrich aufzubewahren. Die Einwohner jener wärmeren Gegenden kannten diese Methode nicht, und den Europäern, die sie dort versuchen wollten, war sie jederzeit mißlungen. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, den Cook auf den Societätsinseln und insbesondere in O=Taheiti einzutauschen pflegte, konnte ihn natürlich genug auf den Gedanken leiten, ob es nicht etwa möglich wäre, den Kunstgriff zu entdecken, der, dem Klima zum Trotz, den glücklichen Erfolg des Einsalzens sichern könnte. Der Umstand, daß die größten und fettesten Schweine die Seereise sehr schlecht ertrugen, nicht fressen wollten, und in den ersten Tagen häufig starben, machte eine solche Entdeckung noch wichtiger, und veranlaßte einen Versuch zur Probe, der alle Erwartung übertraf. Durch eine genaue Aufmerksamkeit auf die kleinsten Nebenumstände, und vorzüglich durch eine musterhafte Reinlichkeit brachte es Cook endlich in dieser Kunst so weit, daß ihm kein Versuch mehr mißlang; und einer seiner Zöglinge hat seitdem dieselbe Methode, mit gleichem Erfolg in den westindischen Inseln probirt *). Dieser Sieg über ein Vorurtheil, welches in unzähligen Fällen die Mittel der Erhaltung einschränken mußte, scheint mir, wegen seines großen Nutzens und seines ausgebreiteten Einflusses auf die Versorgung der Matrosen und Truppen in heißen Ländern, hier mit Recht einen Platz zu verdienen. Eben die Fruchtbarkeit an Erfindungen, den Bedürfnissen seines Schiffs abzuhelfen, die hier den großen Seemann eine neue Salzspeise bereiten lehrte, gab ihm auch in den starrenden Polargegenden ein Mittel an die Hand, seinen Wasservorrath zu ergänzen, und sein Tauwerk auf mancherlei Art vor zu schneller Verderbniß zu sichern. Es ist wahr, unter den frühern Abentheurern, welche im Norden eine Durchfahrt suchten, hatten bereits Frobisher und Davis in den Jahren 1578 und 1585 das Eis, welches im Meere schwimmt, ungesalzen befunden, und zum Trinkwasser gebraucht; allein Herr Cranz, der die grönländischen Küsten später beschrieben hat, behauptet das Gegentheil, und diese Meinung hat auch

*) Ich erzähle sie hier nicht, da sie in der letzten Reise des berühmten Seemannes ausführlich vorkommt.

in neueren Zeiten die Oberhand behalten, so daß bis auf Cook's zweite Reise das Vorurtheil von salzigem Eise weit und breit herrschte. Cook hatte das Verdienst, es nicht etwa durch einzelne Versuche, sondern dadurch, daß er seinen Wasservorrath zu wiederholten Malen von schwimmendem antarktischem Eise ergänzte, von neuem zu widerlegen. Zum Beweise, wie tiefe Wurzeln jene irrige Meinung geschlagen hatte, brauche ich nur zu erwähnen, daß es nach Cook's Rückkunft noch Chemiker gab, die durch Versuche im Kleinen darthun wollten, das Eis im Meere müsse salzig sein, und Cook habe nur solches eingesammelt, welches sich am Lande in großen Flüssen gebildet habe. Zuverlässige Scheidekünstler bewiesen indeß die Nachlässigkeit im Verfahren jener Hypothesenfreunde, und erhielten allerdings vom Meerwasser ein reines, salzleeres Eis; und jeder Physiker sah deutlich ein, daß, wenn auch um den Südpol jenseits des 70.° der Breite Land liegen sollte, die Kälte daselbst so groß sein müßte, daß keine Quellen, geschweige denn Flüsse daselbst entstehen könnten. Cook, dem auf die Art die beeisten unfreundlichen Meere, die den Pol umgeben, den nothwendigsten Lebensvorrath liefern mußten, fand auch Mittel, die dortigen Seethiere zu seinen Zwecken zu benutzen. Außerdem, daß er seine Mannschaft das Fleisch derselben essen lehrte, ließ er aus dem Speck, womit die Natur sie gegen die Kälte gerüstet hat, Thranöl brennen, und ihre Häute zur Ausbesserung des unbeweglichen Tauwerks, wo Leder nöthig war, verwenden. Der Thran wird auf dem Schiffe theils in Lampen, theils zum Einschmieren verschiedener Werkzeuge und zu andern Absichten sehr häufig verbraucht; folglich gehörte die Ergänzung dieses Vorraths zu den Gegenständen, welche der Sorgfalt des Entdeckers würdig waren.

Den Umfang und die Schwierigkeiten des Entdeckungsgeschäftes, die Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Pflichten, Sorgen und Arbeiten, die auf Cook's Schultern lagen, endlich die völlige Abhängigkeit des glücklichen Ausgangs aller Unternehmungen von den Talenten dieses einzigen Mannes, von der unermüdeten Thätigkeit und steten Gegenwart seines an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geistes, wird man auch in meinen unvollkommenen Entwürfen deutlich erkannt haben. Aus der Vergleichung desjenigen, was Cook geleistet hat, und der Art wie er dabei zu Werke ging, mit den geringfügigen und kraftlosen Bemühungen anderer Seefahrer, bestätigt sich also die große

Wahrheit, daß im Gewühl der Welt bisweilen Männer von außerordentlichen Gaben erscheinen, die zu gewissen Endzwecken gleichsam ganz eigentlich gebildet sind, um den großen Haufen des Menschengeschlechts weit hinter sich zurückzulassen. Wenn man nicht bezweifeln kann, daß die natürliche Anlage, die Erziehung im weitesten Verstande, und die Verhältnisse der Zeit und des Wirkungskreises die Verschiedenheiten hervorbringen, die man zwischen Menschen und Menschen bemerkt, so scheint auch jene Behauptung nichts zu enthalten, was der Erfahrung und der Vernunft widerspräche. Das Seltene und Große verdient aber, wenn es gleich aus natürlichen Gründen erklärt und hergeleitet werden kann, jederzeit den Grad von aufmerksamer Achtung, den man Bewunderung nennen muß, weil er auf die höhere Ordnung in der Verkettung der Ursachen zurückgeht, auf eine Ordnung, die unsere Begriffe übersteigt. Doch indem wir die thörichte Bewunderung der Unwissenheit vermeiden wollen, fallen wir oft in das entgegengesetzte Extrem, alles wirklich Erhabene kalt und gleichgültig vorbeizugehen. Jenes plus ultra, jenes Weitereilen und Emporstreben zu neuen Kenntnissen und Entwickelungen unserer Kräfte, welches der menschlichen Natur so eigenthümlich ist, liegt allerdings bei dieser Geringschätzung des Bekannten zum Grunde; nur fehlt man insgemein darin, daß man das erschöpft zu haben glaubt, dessen Oberfläche man doch kaum berührte. Bei der Betrachtung eines ungewöhnlichen Charakters ist es schwerlich hinreichend, daß man sich im Allgemeinen vorstellen könne, wie seine Züge sich bildeten, und daß man ihn für keinen vom Olymp herabgestiegenen Halbgott halte. Wem dieses genügt, der kann unmöglich ein Gefühl von dem, was Größe ist, erlangen, und wird sehr schwer, ich will nicht einmal sagen selbst zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, sondern auch nur sich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. Indem wir das Große mit den Triebfedern zusammenhalten, die es hervorbrachten, können wir freilich keine andere als diese Resultate herausbringen: die Ursache ist der Wirkung gleich, und keine Wirkung ist ohne Ursache; hielten wir aber dasjenige, was vor unsern Augen geschieht, mit dem zusammen, was wir leisten können, oder wirklich thun, so stießen wir in vielen Fällen auf ein Verhältniß, welches uns entweder schamroth machen, oder uns wenigstens eine unwillkür-

liche Bewunderung abnöthigen würde. Die letztere Art Verglei=chungen anzustellen muß heut zu Tage seltner werden, da man oft mit 18 oder 20 Jahren Alles zu wissen glaubt, und diese geistige Ueberladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphiloso=phie nach sich zieht. Denn nicht genug, daß ein Jeder bei Din=gen die ihm leicht gethan dünken, ungerührt bleibt, so pflegt auch, wenn Thaten erzählt werden, welche bei dem Zuhörer oder Leser das Gefühl der Unerreichbarkeit erwecken, ein wegwerfender Scepticismus der gedemüthigten Eigenliebe zu Hülfe zu kommen, und die Grenzen des Möglichen willkürlich zu verengen, um alles Große für erdichtet halten zu können. Die Erfahrung des praktischen Lebens lehrt hingegen Jeden, der auf sich Acht haben will, von einer Seite die Schwierigkeiten in der Ausführung dessen, was ihn so kinderleicht dünkte, gehörig erkennen; von einer andern aber auch den Punkt des Erreichbaren, wohin man durch gleichförmige Anstrengung aller Kräfte die in unserer Ge=walt sind, gelangen kann, richtiger zu bestimmen und weiter hinauszurücken. So entsteht endlich eine bescheidene Anerkennung und Schätzung des fremden Verdienstes, ein Sinn für diejenige Vollkommenheit und wahre Größe, deren der Mensch fähig ist, und eine theilnehmende, herzliche Bewunderung der edleren Sterb=lichen, in denen die ganze Würde unserer Natur hervorleuchtet. Diese Wärme des Gefühls, die einen rühmlichen Wetteifer nährt, und sich mit den niedrigen Regungen des Neides nicht verträgt, ist zugleich das beste Verwahrungsmittel gegen jene eingeschränkte, partheiische, und leider noch so allgemeine Vorliebe für unsere eigene Beschäftigung, welche mit der Herabwürdigung anderer Lebensweisen und anderer Klassen des menschlichen Wissens ver=bunden ist. Thätigkeit ohne vorzügliche Geisteskräfte kann im Subalternen, Scharfsinn ohne regen Trieb zu handeln im spe=kulativen Philosophen brauchbar sein; aber durch die Verbindung beider Eigenschaften ward Cook zum Entdecker. Wenn lebhafte Erinnerungen von jener Fahrt, auf der ich ihn in einem frühen Alter begleitete, in einer ungeschmückten Erzählung, dazu beige=tragen haben, diesen Charakter im Allgemeinen kenntlicher und namentlich in Cook's Beispiel hochachtungswürdiger zu machen; so dürfte ich hoffen, diejenige Klasse von Schriften, welche von Entdeckungsreisen handelt, von dem schweren Vorwurfe befreit zu haben, daß Nichts sie den Lesern reizend mache, als die da=

durch genährte leere Sehnsucht nach einem in Faulheit verträumten, oder mit kindischem Spiel vertändelten Leben.

---

3. Resultate.

Man kann nicht leugnen, daß Cook's Reisen von den verschiedenen Klassen des Publikums mit einer allgemeinen Aufmerksamkeit gelesen worden sind. Hieraus scheint unmittelbar zu folgen, daß ihr Interesse aus den allgemeinsten Beziehungen entstanden sein müsse, welche die Wißbegierde der Menschen am sichersten reizen, indem sie ihre Denkkraft beschäftigen und Empfindungen in ihnen erregen. Dem Menschen liegt unstreitig kein Gegenstand näher als der Mensch selbst in allen seinen mannigfaltigen Verhältnissen der Gestalt, der Entwickelung, der Verfassung, der Zeit und des Orts. Die Vergleichung unzähliger Abweichungen von unserer Lebensweise, die Betrachtung dessen, was in diesen verschiedenen Gemälden auf unsern eigenen Zustand anwendbar ist, die Entdeckung einer Menge von Ideen, Vorstellungen, Begriffen und Neigungen, die bereits in uns vorhanden waren, aber durch ähnliche oder auch entgegengesetzte Züge im Charakter verschiedener Nationen erst angestoßen wurden, sind eben so viele kräftige Mittel die Aufmerksamkeit des Verstandes zu fesseln. Die Begebenheiten der Reise, die Gefahren der Reisenden, ihr erlittenes Ungemach, das Betragen der Einwohner ferner Gegenden, mit einem Worte, Handlung ist es, was auch die Leidenschaften des Lesers in das Spiel zieht, und das Interesse der Reisebeschreibung aufs Höchste spannt. Ein jeder fühlt sich an der Stelle des Beobachters, oder des Handelnden, und bestätigt dadurch jene so allgemein bekannte, als feine und richtige Bemerkung des dramatischen Dichters:

Homo sum: humani nihil a me alienum puto.

Auch die Natur, insofern ihre Beziehungen auf unser Leben leicht in die Augen fallen, gehört zu den Gegenständen, die ein allgemeineres Interesse erwecken. Es ist uns nicht gleichgültig, auf welche Art in jedem Lande die ersten Bedürfnisse befriedigt werden, und welche Annehmlichkeiten oder welche Mängel das Klima, die Unebenheiten des Bodens, die Bekleidung der Erde mit Bäumen und Kräutern und ihre Bevölkerung mit allerlei Thierarten dem Beobachter darstellen. So hat auch die Schil=

derung großer Naturerscheinungen, insbesondere solcher, welche unmittelbare Beziehung auf die Sicherheit des Menschen haben, oder sich durch ihren majestätischen Anblick der Einbildungskraft bemeistern, für alle Klassen von Lesern einen Reiz. Auf diese allgemeineren Beziehungen folgen dann eine Menge nähere und speciellere, welche ihr Interesse nur von der verschiedenen Rücksicht, in welcher man liest, entlehnen. Der Umfang einer großen Entdeckungsreise und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände machen aber, daß man sie fast in eben so vielfältiger Absicht mit Nutzen lesen kann, als es Modificationen oder Zweige des menschlichen Wissens gibt. Doch sind auch unter diesen wissenschaftlichen Beziehungen einige von allgemeinerem Interesse, und andere, die fast ganz allein den eigentlichen Gelehrten an sich ziehen, dem es um die Berichtigung oder Vermehrung gewisser Reihen von Begriffen zu thun ist. Diese letzteren enthalten nämlich das Detail einzelner Wahrnehmungen deren Anwendung man ohne Sachkenntniß nicht gleich absehen kann; da hingegen jene hauptsächlich nur die wichtigen Resultate zusammenfassen, welche für diese oder jene Wissenschaft aus den vorerwähnten einzelnen Factis flossen. Zu diesen allgemeinen Folgerungen, welche auf das Aggregat einzelner Beobachtungen gegründet sind, und dennoch selbst für den gleichgültigsten Leser etwas Anziehendes haben, wäre es auch nur, weil sie Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung darbieten, scheinen mir folgende mit Recht gezählt werden zu können: 1. daß eben so wenig das Dasein des eingebildeten Südlandes jemals wieder behauptet werden kann, als die dunkle Lehre vom nothwendigen Gleichgewicht der beiden Halbkugeln; 2. daß das Meer um beide Pole gefriert, und jene Eismassen bildet, von denen man ehedem wähnte, sie kämen aus großen Flüssen herabgeschwommen; 3. daß eben dieses Eis von Salztheilchen leer ist und zum Trinken gebraucht werden kann; 4. daß man heut zu Tage zur See astronomische Beobachtungen anstellt, wodurch sich die Länge fast allezeit bis auf einen halben Grad zuverlässig bestimmen läßt; 5. daß im Fach der nautischen Geographie nunmehr alle großen Entdeckungen erschöpft sind, und die Nachlese nicht anders als ärmlich ausfallen kann; 6. daß die südliche Halbkugel mehrentheils mit Wasser bedeckt, und verhältnißmäßig kälter als die nördliche ist; 7. daß viele Inseln und Felsenbänke vom ansehnlichsten Umfange im heißen Erdstriche blos das Werk einer Art

polypenähnlicher Gewürme sind; 8. daß im Weltmeer ein zwiefaches Leuchten, ein elektrisches und phosphorisches, Statt findet, wovon letzteres wieder auf doppelte Art, nämlich unorganisch und in lebendigen Thieren, erscheint; 9. daß die häufige Erscheinung der Seevögel und des schwimmenden Seetangs (fucus) nicht mehr für ein sicheres Zeichen von nahem Lande gilt; 10. daß entlegene Inseln niemals reich an vielerlei vierfüßigen Thieren sind; 11. daß die Botanik aus jenen unentdeckten Ländern mit mehr als zweitausend Gewächsen bereichert worden ist, von denen manche in Zukunft einen beträchtlichen Nutzen versprechen; 12. daß man, bei gehörigen Vorkehrungen, auf dreijährigen Seereisen vom Scharbock nichts zu befürchten hat; 13. daß sich dem Handel von mehr als einer Seite neue Aussichten eröffnen; 14. daß verschiedene große und wichtige Länder dem Unternehmungsgeiste der Europäer die vortheilhaftesten Lagen zu neuen Pflanzstädten darbieten, wodurch dereinst das gemeinschaftliche Band der Nationen gestärkt, und die Kultur des Menschengeschlechts in allen Welttheilen befördert werden kann; 15. daß durch das ganze Südmeer, von der Nachbarschaft Indiens bis gegen Peru und Mexiko hinüber, auf weit entfernten und vereinzelten Inseln, ein Volk angetroffen wird, das in Gestalt, Sprache und Ueberlieferungsbegriffen durchgehends übereinstimmt, ob es gleich in Kultur, Verfassung und Sitten verschieden ist; 16. daß ein andrer, in Ansehung der Sprache, Farbe nnd körperlichen Bildung von jenem verschiedner Stamm sich nicht so weit von Indien durch einige andere Inselgruppen ausgebreitet hat; 17. daß man in Absicht der Bevölkerungsgeschichte der Erde schwerlich auf zuverlässigere und mehr entscheidende Data rechnen kann, als man bereits besitzt; 18. daß die Natur des Menschen zwar überall klimatisch verschieden, aber im Ganzen, sowohl der Organisation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwickelung, specifisch dieselbe ist; 19. daß, so wie es kein Volk ohne Sprache, und keine Sprache ohne Vernunft gibt, so auch keinen blos thierischen Stand der Natur; endlich 20. daß eine völlige und absolute Gleichheit unter den Menschen, so wie sie physisch nirgends existirt, auch sittlich unmöglich ist. Die Ausmittelung dieser und anderer Sätze vom gleichem Gehalt scheint den Reisen unseres großen Seemannes einen entschiedenen Werth beizulegen; und es würde dem kalten Leser zum Vorwurf gereichen, wenn er sie aus langer Weile überschlagen, und dem

theilnehmendern, wenn er vorsätzlich ihre Wichtigkeit verkennen wollte.*) Ich wenigstens bin zu fest überzeugt, daß es mehr als eine Quelle des Interessirenden gibt, und hege zuviel Achtung für den vorzüglichsten Grad der unter uns herrschenden allgemeinen Aufklärung, um es wahrscheinlich zu finden, „die Geschichte jener Reisen gewähre dem Leser weiter nichts, als Befriedigung der Sehnsucht nach einem goldnen Zeitalter,“ da sie meines Erachtens im Gegentheil, diese Vorstellungsart auf immer aus dem Reich der Wirklichkeit in die Phantasiewelt der Dichter verweiset. Ueberall, wohin Cook und seine Gefährten kamen, es sei in der Nähe des Pols oder des Aequators, fanden sie den Genuß der Menschen im Verhältniß mit der Thätigkeit ihres Körpers und ihres Geistes. Der gemästete Müßiggänger ist in O-Taheiti, wie in Europa, nur eine Mißgeburt der Regierungsform, die auf Unkosten einer arbeitenden und dienstbaren Klasse von Menschen existirt. Sollte sein Loos uns nicht vielmehr ein Gegenstand der Verabscheuung, als der Sehnsucht sein? Doch es ist Zeit, eines so übereilten als unverdienten Spottes zu schonen. So lange es unbestritten bleibt, daß eine vollkommnere Erkenntniß unserer Verhältnisse, oder dessen was wir Wahrheit nennen und durch vervielfältigte Erfahrung erlangen, dasjenige Ziel ist, für welches die Natur Geschöpfe mit entwicklungsfähigen Anlagen bestimmte; so lange wird das Verdienst des Entdeckers, der die Summe des menschlichen Wissens mit jener Miene von neuen oder berichtigten Begriffen vermehrte, weit über alle Anfälle der Tadelsucht erhaben, auf einem unerschütterlichen Grunde stehen. Will man aber noch weiter gehen, und seine Bemühungen, weil sie unserer gesitteten Verfassung, unserer wissenschaftlichen Aufklärung, unserer durch vermehrte Bedürfnisse aufs höchste gespannten Thätigkeit angemessen und noth-

*) Viele der obenangeführten Resultate, nebst den Gründen auf denen sie beruhen, lieset man in meines Vaters, während seiner Reise um die Welt gesammelten, Bemerkungen (welche ich aus dem Englischen übersetzt habe, Berlin bei Haude und Spener, 8. 1783.) Hieher gehören auch meine Aufsätze de plantis esculentis insularum oceani australis. Berol. 8. 1786 und der in dieser Sammlung, über Neuholland nebst einem Aufsatz über die Menschenracen im T. Merkur, Oct. und Nov. 1786. Außerdem bleibt die Sammlung der neuen Seereisen, die gemeinschaftliche Quelle jener Beobachtungen.

wendig sind, eben darum auch für heilsam und nützlich erkennen; will man dasjenige, was heut zu Tage politische und sittliche Glückseligkeit zu heißen pflegt, nicht für Täuschung und leeres Wortgepränge halten: so wird sich ein dankbares Gefühl in unsere Bewunderung mischen, und dem wohlthätigen Genius der Entdeckungen huldigen, der uns jene für die Mitwelt und Nachwelt so reichhaltigen Resultate verschaffte.

Den Menschen zu erhalten, und ihn glücklich zu machen, sind die beiden großen Probleme der Staatskunst. Daher schmückte bei Völkern, die das Verdienst zu ehren pflegten, ein Bürgerkranz den Mann, der alle Kräfte aufgeboten hatte, um zu diesen edlen Zwecken mitzuwirken. In England trat eine gelehrte Gesellschaft gewissermaßen in die Vorrechte des Souverains, indem sie sich freiwillig die ehrenvolle Pflicht auferlegte, Verdienste um den Staat zu krönen. Cook hatte den Scharbock, die Pest der Seefahrenden, welche sonst auf den brittischen Flotten mehr Schlachtopfer hinweg zu raffen pflegte, als der blutigste Krieg, durch weise Maßregeln besiegt. Ihm also dem Retter und Befreier von diesem grausenvollen und langsam verzehrenden Tode, dem Erhalter des Lebens vieler Tausende, die künftig gesund und getrost den Ocean beschiffen werden, ihm reichte die Philosophie den Kranz der Ehre dar, den er im alten Rom vom Volk und vom Senat erhalten hätte.*) Cook hatte aber durch seine Entdeckungen für die Erhaltung jener nützlichen Menschenklasse, die sich nicht anders ernähren kann, als wenn sie unaufhörlich ihr Leben wagt, auf mehr als eine Art gesorgt. Des Vortheils nicht zu gedenken, daß nach seinen letzten gefahrvollen und fruchtlosen Versuchen eine nördliche Durchfahrt zu finden, die Entdeckung derselben, welche bereits so viele unglückliche Unternehmungen veranlaßte, nunmehr bis auf eine künftige Verrückung der Erdachse wohl nicht versucht werden möchte, belehrt uns ein Blick auf die Karte, wie viel er dazu beigetragen hat, die Gefahren der Schifffahrt durch die genauere Auskundschaf-

---

*) Sir Godfrey Copley, ehemaliger Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, hat derselben einen Fond hinterlassen, aus welchem jährlich eine 50 Pfund Sterling schwere goldene Schaumünze geschlagen werden kann, welche demjenigen Mitgliede zu Theil wird, dem man die wichtigste Erfindung verdankt. Die Schaumünze bekam Cook.

tung der Seeküsten des ganzen Erdbodens zu vermindern. Ich rede nicht blos von seinen geographischen Entdeckungen in einem bisher noch wenig besuchten Welttheil. Wie viele Ankerplätze, Häfen und Rheden, wo Schiffe in Sicherheit liegen und für ihre Mannschaft Erfrischungen laden können, müßten wir nicht herzählen, wenn wir die herkulische Arbeit seiner drei Entdeckungsreisen durchgehen wollten! Allein auch Länder, die uns näher und schon im Bezirk des europäischen Seehandels liegen, sind durch seine Bemühungen genauer bekannt, so wie ihre Lagen richtiger bestimmt und ihre Häfen mit allen kleinen zur praktischen Schifffahrt unentbehrlichen Merkmalen beschrieben und gezeichnet worden. Ein eben so wichtiges und glänzendes Verdienst des unsterblichen Entdeckers, kann ich nicht übergehen, wenn ich nicht den Vorwurf einer großen Vergeßlichkeit verdienen will. Ihm, und zwar fast ganz allein ihm, ist man die vollkommnere Vereinigung der Sternkunde mit den Geschäften des Seemannes schuldig, eine Vereinigung, wodurch die größte Gefahr und Schwierigkeit der Schifffahrt gehoben wird. Er begnügte sich nicht, das praktisch Anwendbare dieser erhabenen Wissenschaft selbst unablassig zu benutzen, sondern bildete während seiner Reisen in eben diesen Grundsätzen eine Menge junger Officiere, die gegenwärtig durch Beispiel und Unterricht den Geist der Beobachtung in der ganzen brittischen Marine verbreiten. Die schrecklichen Folgen der Unwissenheit, oder wohl gar einer thörichten Verachtung astronomischer Kenntnisse, die Verwirrung, die Angst, das Elend, die Gefahren, denen der Seemann ausgesetzt ist, wenn ihn ein Sturm von seiner Laufbahn verschlägt, und es ihm an Mitteln fehlt, sich wieder zu orientiren, sind durch unzählige Beispiele zu bekannt, als daß ich sie hier zu schildern brauchte. Um so vielmehr ist es zu verwundern, daß, bis auf Cook's Entdeckungsreisen, die nautische Sternkunde in ihrer Kindheit blieb. Die Länge zur See zu beobachten und zu berechnen, war bis dahin bei allen Seeleuten unerhört, und sowohl astronomische Instrumente, als Beobachter, die diesen Namen verdient hätten, waren noch äußerst selten. Ja, es ward sogar im Jahr 1770 noch nothwendig befunden, in dem Anhang zu den Mayerischen Tafeln den berühmten Sternkundigen de la Caille zu widerlegen, welcher behauptet hatte, daß die leichteste und einfachste aller Beobachtungen, die der Sonnenhöhe am Mittage, nicht genauer als bis auf fünf oder gar nur auf acht Minuten,

der Wahrheit nahe kommen könne. Auf Cook's Schiffen hingegen war kein Officier, und kaum ein Seecadett, der nicht mit aller erforderlichen Genauigkeit die Entfernung des Mondes von der Sonne oder von einem Stern zu messen, folglich von allen Beobachtungen die subtilste anzustellen gewußt hätte. Es war mit dem Wetteifer und dem Ehrgeiz, den ihr Befehlshaber ihnen eingeflößt hatte, ganz unverträglich, daß sie sich über diesen Punkt eines Vorwurfs schuldig gemacht hätten. Eben diese Fertigkeiten bewiesen sie in dem Gebrauch des Azimuth-Compasses zur Bestimmung der Abweichungen der Magnetnadel, und in der dazu nothwendigen Berechnung. Cook führte sie zur Untersuchung der Strömungen im Meere, der Höhe und Richtung der Fluthen, und der Zeit ihres Wechsels an, worauf die Sicherheit der Schifffahrt an Küsten ganz vorzüglich beruhet. Allein auch jene wissenschaftlichen Beobachtungen, welche bis jetzt noch keine unmittelbare praktische Beziehung haben, sind dem jungen Officiere wenigstens in so fern vortheilhaft, als sie seinen Beobachtungsgeist schärfen und einst zu wichtigen Entdeckungen Anleitung geben können. Ist es nicht, zum Beispiel, merkwürdig, daß die Fluth, mitten im Ocean kaum zwei Drittel der Höhe erreicht, welche man nach Anleitung der Theorie erwarten sollte? Ist nicht das Südlicht in dem kalten Strich der andern Halbkugel ein Factum, welches für die Physik noch viel verspricht? Unter Cook's Anführung lernte also der Seecadett seine Aufmerksamkeit auch auf die Tiefe des Meeres in verschiedenen Gegenden, auf dessen verhältnißmäßige Wärme, und die Menge des im Wasser enthaltenen Salzes, auf die Ursachen der Polarität, auf die Inclination der Magnetnadel, und auf die Wirkungen der Schwere richten. So genoß er auch den Unterricht dieses großen Lehrers im Aufnehmen und in der Verfertigung der Seekarten. Im Boot und am Ufer, mit dem Compaß, dem Sextanten, dem Senkblei, einer Meßkette und andern Hülfsmitteln bei der Hand, maß er Winkel, Tiefen und Entfernungen; in der Kajüte bei mehrerer Muße entwarf er nach diesen Angaben den Plan der neuen Küste. Bedenkt man einen Augenblick, daß die Führung eines Schiffs blos von dem Willen, und folglich von der Einsicht des Officiers abhängt, so wird der Nutzen des astronomischen und physikalischen Unterrichts für die Erhaltung des Schiffvolks, und Cook's Verdienst um die Menschheit, auch in dieser Rücksicht offenbar. Die einsichtsvollsten

Schiffscapitains in der Flotte fühlten die Vorzüge dieser Officierschule in ihrem ganzen Umfange, und bewarben sich um die Erlaubniß unseres großen Seemannes, ihre Söhne oder nächsten Verwandten zu ihm ins Noviciat schicken zu dürfen. Auf seiner ersten Reise begleiteten ihn einige junge Leute, die bereits unter Byron oder Wallis das Südmeer besucht hatten. Aus diesen und einer großen Anzahl Cadetten, die ihm von ihren Aeltern anvertrauet wurden, bildete er nach und nach mehrere vortreffliche Officiere, die theils auf den folgenden Reisen ihn wieder begleiteten, theils auf andern Stationen seiner Erziehung Ehre machten. Eben dasselbe Verdienst, welches ihn ohne fremde Hülfsmittel emporgehoben hatte, war auch hinreichend seine Zöglinge zu befördern; verschiedene, die als Subalternen unter ihm dienten, schwangen sich bald zu Lieutenants, und selbst zu Befehlshabern von Schiffen empor. Die mannigfaltigen Ereignisse einer Entdeckungsreise waren für sie eine reichhaltige Quelle von Erfahrungen gewesen, die sie sonst nirgends in so kurzer Zeit hätten sammeln können, und unter keinem andern Führer so gut hätten benutzen lernen. Sie hatten sich daher, durch lange Gewohnheit, in allen Fächern des Seedienstes Cook's Methode zu eigen gemacht, und seine strenge Aufsicht hatte sie beständig darin geübt. Wo der edle Antrieb sich hervorzuthun, mit dem Vortheil sich nach einem so großen Muster bilden zu können, zusammentraf, war es da ein Wunder, daß ein gewisser Grad von Vollkommenheit errungen ward? Hätte das moralische Beispiel mit dem mechanischen gleiche Kraft; oder wären die Triebfedern der Nachahmung gleich wirksam in dieser zweifachen Beziehung, und interessirte es die jugendliche Vernunft, die noch keine Widerwärtigkeiten kennt, das Herz des Menschen so zu prüfen wie seinen Verstand: so müßten aus Cook's Schiffen lauter Officiere hervorgegangen sein, die auch im Betragen gegen ihre Mannschaft seine milde, väterliche Zucht, und im Umgang mit ungebildeten Völkern seine menschenfreundliche Achtung für ihr Leben bewiesen hätten. Allein die moralische Bildung fordert eine längere Erfahrung und eine seltene Thätigkeit des Selbstgefühls.

Von jenen beiden vorhin erwähnten Aufgaben ist daher auch die Kunst, Menschen glücklich zu machen, die schwerste. Schon der schwankende Begriff der Glückseligkeit, den jeder mit sich herumträgt, müßte wohl, ehe er praktisch werden könnte, in den meisten Fällen eine große Einschränkung oder eine gänzliche Um-

schmelzung leiden. Mit den Neigungen und Bedürfnissen, mit den Anlagen und Fähigkeiten des Menschen, müssen auch die von ihm unabhängigen äußern Umstände in Rechnung gebracht werden; ja es ist augenscheinlich, daß die Dinge, anf welche wir einen Werth setzen, und in deren Genuß wir glücklich sind, jenen Werth uur durch die praktische Erkenntniß ihres Gegensatzes erhalten, und uns nicht anders befriedigen können, als indem wir den Zustand, worin wir sie entbehrten, mit dem, worin wir sie erlangten, vergleichen. Zwischen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Bestrebens, um den es vielleicht der Natur am meisten zu thun ist. Ihr Instinkt, der mit unwiderstehlicher Kraft nach physischem Wohlbehagen, nach gesundem schmerzlosem Dasein, oder auch nach der lebhafteren Empfindung angenehmer sinnlicher Eindrücke strebt, ist eben sowohl als dieser Genuß selbst, nicht Zweck, sondern Mittel; die Absicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was sie von Genuß uns zur Lockspeise vorhielt, sollte, wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte seinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, desto eifriger ihren Zweck zu befördern.*) Das Bewußtsein, welches sich zum Instinkt gesellt, erzeugt eine Menge oft widersprechender Neigungen, die auch alsdann, wenn sie natürliche Triebe ersticken, noch immer jenen Satz bestätigen. Die Vorstellung, welche im Menschen die herrschende wurde, mochte noch so abentheuerlich sein, so fand er einen Genuß darin, der ihn antrieb, seine ganze innere Kraft aufzubieten, und Alles mit einer Empfindung, die stärker als jede andre sein Selbstgefühl erweckte, in Verbindung zu setzen. Glücklich sein, scheint dem zufolge, wenigstens in der einzigen Welt, die wir kennen, einen Zustand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wollust und Schmerz, Freude und Leid mit einander

---

*) Der Bienenweiser oder Honigkukuk (cuculus indicator) in Afrika, zeigt sowohl den Menschen als einer Art von Stinkthieren, die Stöcke der wilden Bienen an. Die Hottentotten folgen seinem Wink, graben den Honig aus, und überlassen ihm gerade soviel, als ihn lüstern macht, ihnen einen andern Stock anzuzeigen, welches er dadurch thut, daß er vor ihnen herfliegt, und dann, über dem Neste in der Luft schwebend, schreit. Man sehe Sparrmann in den Phil. Transact. T. LXVII.

wechseln, wo aber die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichste Entwickelung aller physischen und sittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erschöpfung und einer gänzlichen Befreiung von aller Mühe, ersticken beide die Thätigkeit, und machen nicht glücklich. Ohne Reiz, nämlich im ersten Fall ohne Hoffnung, im andern ohne Begierde, sinkt die Hand, die nach dem Genuß greifen sollte, kraftlos zurück; wo hingegen das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirksamkeit setzt, da scheint der weisen Staatskunst weiter nichts übrig zu bleiben, als über die Entwickelung verschiedener Kräfte so zu wachen, daß sie einander nicht zerstören können. Zur Prüfung dieser Gedanken müßte man untersuchen, ob die Länder, welche verhältnißmäßig die größte Anzahl glücklicher Menschen besitzen, nicht zugleich diejenigen sind, wo Freiheit der Person, des Eigenthums, des Gewissens und des Denkens jede Art von Betriebsamkeit im höchsten Grade befördert, und wo man, ohne sich zu erschöpfen, für alle Bedürfnisse des Staats mit einer Art von Verschwendung sorgt? Diese wenigen Züge sind gewiß hinreichend, jedermann einen Staat ins Gedächtniß zu rufen, der sie alle in sich vereinigt.

Die Fortschritte der Aufklärung geben derjenigen Thätigkeit, welche die Hauptbedingung zum Glück der Menschen ist, einen stärkern Schwung; denn sie bringen neue Verhältnisse in Umlauf, wodurch die Industrie mit der immer steigenden Vermehrung der Bedürfnisse wieder ins Gleichgewicht kommt. In eben dem Sinn wie man thierische Körper Maschinen nennt, hat man auch den zusammengesetzten Staatskörper mit dem vielrädrigen, leblosen Gebilde der menschlichen Kunst verglichen. Allein alles an dieser Maschine lebt, jeder Theil hat eigene Lebenskraft, und die Vereinigung lebendiger Glieder bildet nicht ein todtes, sondern ein beseeltes organisches Ganze, fast auf eben die Art, wie nach van Helmont, Bonnet und Otto Friedrich Müller, jede Organisation der Natur auf unserer Erde ein Aggregat lebendiger Einheiten ist.*) Eine beständige und gewaltsame Bewegung, wobei unablässig Theile verloren gehen und wieder ersetzt werden, erhält

*) S. Bonnet considérations sur les corps organisés, I, §. 132.

und ernährt dieses ungeheure Ganze; ein heftiger äußerer Stoß, ein Mißverhältniß der Organe, Erschlaffung aus Mangel, Stokkung aus Uebermaaß der Säfte, verursachen in ihm, wie im einzelnen Thiere, Gährungen, Erschütterungen, Krankheiten und Zufälle aller Art, ja bisweilen gänzliche Auflösung oder Uebergang in andere ähnliche Körper. Ohne dieses Gleichniß weiter zu führen, erläutert es die Unentbehrlichkeit derjenigen Erhaltungsmittel, an welche sich ein Staat, vermöge seiner Verfassung oder seiner ganzen Art zu existiren, gewöhnt haben kann, und schildert deutlich die Gefahr, welche ihm bei jeder Hemmung des einmal zu seinem Leben bestimmten Kreislaufes droht. Es mag also immerhin wahr sein, daß ein mächtiger, reicher, üppiger Staat, im vollen Genuß seiner Kräfte, den Keim der Verwesung schon in sich enthält; im Grunde ein leerer Schall, da keine Gesellschaft unauflöslich ist: — so verliert das Verdienst eines Mannes, welcher dem gegenwärtigen Bedürfniß zweckmäßig abhilft und die Gesundheit des Staatskörpers auf lange Zeit sichert, so wenig, als der Ruhm eines geschickten Arztes, der einen Kranken wieder herstellt, ohne ihn unsterblich machen zu können.

Wenn also Cook's Entdeckungsreisen neue Aussichten für den Flor seines Vaterlandes eröffnen, wenn sie seine Mitbürger zu neuer Thätigkeit aufmuntern, und die allgemeine Aufklärung aller gesitteten Völker befördern; wer raubt ihm dann den unsterblichen Ruhm, für das Glück vieler Tausende gearbeitet, ja selbst sich hingeopfert zu haben? Dieses Verdienst des großen Seemannes ist nicht etwa blos hypothetisch, nicht der Traum einer hochgespannten Einbildungskraft, welche sich erkühnt, in eine dunkle, ungewisse Zukunft zu blicken; schon jetzt sprossen die Früchte der ersten und letzten Reise des Entdeckers hervor. Zwischen China und der neuentdeckten Westküste von Nordamerika haben englische Kaufleute das Band des Handels schon mit dem besten Erfolge geknüpft, und ihr erster wohlgerathener Versuch beweist die Einträglichkeit dieser neuen Fahrt. Die Pelzwerke jenes neuen Welttheils und insbesondere die Seeotterfelle welche der üppige Mandarin beinahe mit Gold aufwiegt, werden sich lange in ihrem Preise erhalten; denn diese Thiere müssen seltener werden, je eifriger der Amerikaner, durch den Tauschhandel angereizt, ihnen nachstellt. Es läßt sich also ohne besondern Scharfblick voraussehen, daß die Bequemlichkeit des Handels an jener

westamerikanischen Küste bald die Errichtung fester Posten und Faktoreien nothwendig machen wird, aus denen mit der Zeit ordentliche Pflanzstädte entstehen müssen. Erinnert man sich dabei an das schnelle Wachsthum der Staaten, welche neulich auf der östlichen Küste desselben Welttheils in einen großen republikanischen Bund zusammengetreten sind, so erwartet man, innerhalb ein paar Jahrhunderten, auch westwärts eine wichtige Erscheinung am politischen Himmel. Die Natur aller Kolonien bringt es mit sich, daß sie, sobald sie für sich selbst bestehen können, sich emancipiren und vom alten Stamme losreißen. Dieses Schicksal steht unfehlbar, früher oder später, den spanischen Besitzungen durch ganz Amerika bevor, und kann vielleicht durch die Entstehung eines neuen Handelsstaats in Neualbion beschleunigt werden. England könnte also einmal an den bourbonischen Höfen, die jetzt die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten unterstützten und sogar ihren Handel an sich zu bringen suchten, das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und den Verhältnissen der alten mit der neuen Welt durch neue Revolutionen ein ganz verändertes Ansehen geben.

Aus der Verwesung organischer Körper, oder ihrem Auswurf, entstehen wieder neue Organisationen. Zuerst sind es zwar nur Schimmel und Pilze; doch diese bereiten das Erdreich für den Keim eines edleren Pflanzengebildes. Aus den überflüssigen oder schädlichen Gliedern eines Staats, die er von sich wirft, keimen bald neue Gesellschaften hervor, die allmählig zu einer ansehnlichen Größe und Stärke gedeihen. Einige Menschen von größerer Seele, welche sich unter günstigen Umständen in diesen neuen politischen Organisationen hervorthun, geben der noch biegsamen Masse Gestalt und Consistenz, und hauchen ihr einen bildenden Trieb ein, der sie in allen ihren Theilen entwickelt und weiter organisirt. Die Freistaaten in Amerika hatten keinen andern Ursprung, und ihre Gesetzgeber gingen aus ihrer eignen Mitte hervor. Eben diesen geringen Anfang hat die neue brittische Kolonie, welche, noch in diesem Jahre, an der Ostküste von Neuholland angelegt werden soll. Jenes von Cook auf seiner ersten Reise entdeckte Neusüdwallis, und jene Botani-Bai, wo die Naturforscher in Zeit von drei Wochen beinahe 400 neue Pflanzengattungen fanden, sind zum künftigen Wohnort der Verbrecher ausersehen, welche sich seit einigen Jahren in den englischen Gefängnissen angehäuft haben. Dort liegt ein unge-

heures Land, welches man füglich einen neuen Welttheil nennen könnte, unbebaut und unbewohnt vor ihnen offen, und bietet ihnen einen milden Himmelsstrich, eine fischreiche Küste, und ein zum Anbau bequemes Erdreich dar. Das noch unerforschte Innere dieses Landes enthält vermuthlich eine Menge merkwürdiger, vielleicht kostbarer Produkte. Die geringe Anzahl der Elenden, die nackend, zerstreut und ohne bleibende Stätte an den dortigen Seeufern irren, ist weder den Ansiedlern gefährlich, noch hat sie von diesen etwas zu befürchten. Der Anfang dieser neuen Pflanzstadt kann also unblutig sein; sie kann die Jahre ihrer Kindheit ruhig und ungestört verleben, und muß, fern von dem Mutterlande, ihren Unterhalt mit desto größerem Eifer im Ackerbau suchen, der die einzige Quelle des wahren Reichthums ist. Allein sobald die Bevölkerung in Neuholland nur geringe Fortschritte macht, verwebt sich die Anpflanzung der nahegelegenen Inseln von Neuseeland, welche an Bau- und Nutzholz, an Pflanzenprodukten aller Art und an Fischen so ergiebig sind, mit in das Interesse der neuen Kolonie. Das dortige Erdreich und Klima sind dem Anbau unserer Getreidearten und des Weinstocks vorzüglich angemessen. Die hyazinthenähnliche Pflanze (Phormium) welche dort einheimisch ist, und den Einwohnern einen unzerstörbaren, seidenweichen und glänzendweißen Flachs liefert, eine Pflanze, die zugleich den Vortheil hat, daß sie auf einem felsigen, oder selbst einem sumpfigen Boden, welcher sonst nicht genutzt werden könnte, vortrefflich gedeihet, bieten den Stoff zu Segeltuch, zu Stricken und selbst zu allerlei Arten von Leinwand dar. Die harzigen, gewürzhaften Bäume, aus deren Sprossen Cook Bier und Thee bereiten ließ, und mehrere Kräuter, welche allem Anschein nach reich an Heilkräften sind, versprechen dem Handel neue Aussichten; es sei nun, daß die angeerbte Wildheit der einheimischen Barbaren mit der Zeit gemildert werden kann, oder daß die Pflanzvölker europäischen Ursprungs, sich mit gewaffneter Hand unter ihnen niederlassen. Für die nördliche Gegend von Neuholland, welche dem Aequator näher liegt, sind die Produkte der zwischen den Wendekreisen im stillen Meere zerstreuten Inselgruppen von größerer Wichtigkeit. Der Brodbaum, dessen Früchte eine so reichliche, gesunde und schmackhafte Nahrung geben, die Kokospalme mit ihren Nüssen, ihrem Oel und ihrem weinähnlichen Saft, der Pisang, der taheitische Myrobalanapfel, die Yams und Aronswurzeln, die süßen

Bataten, das Zuckerrohr, mit einem Worte die Früchte und eßbaren Pflanzen jener Archipele, können dereinst mit Nutzen in dem neuen Lande angezogen werden. Schon an den Küsten gibt es Stellen, die zum Anbau derselben tauglich sind, und in den Thälern, welche tiefer im Lande liegen, lassen sich dergleichen mit noch größerer Wahrscheinlichkeit vermuthen. Der Kajoputibaum, der das berühmte Oel dieses Namens gibt, und eine Menge Bäume, aus denen ein kostbares, dem Drachenblut sehr ähnliches Harz hervorquillt, wachsen in jenem Lande wild. Vielleicht könnte man von den freundschaftlichen Inseln nach Neuholland auch eine neue Gattung des Fieberrindenbaums bringen, dessen bittrer, würzhafter Geschmack deutlich genug zu beweisen scheint, daß er so wenig, wie seine amerikanischen Verwandten, an Heilkräften leer ausgegangen ist. Wer weiß nicht heut zu Tage von der Wichtigkeit dieses amerikanischen Produktes zu sprechen, und wer erkennt nicht, daß allein die Entdeckung desselben das Band zwischen Peru und Europa unauflöslich macht? Eine zweite Art von Fieberrinde aus den caribäischen Inseln fängt an, durch ähnliche, doch verschiedene, aber in gewissen Fällen noch wirksamere Kräfte in Ruf zu kommen. Die dritte ziert mit ihren schönen wohlriechenden Blumen die Gärten der Insulaner im Südmeer, und wird vielleicht auch wegen ihrer Heilkräfte um die Hütten gepflanzt. Die Anpflanzung dieses Strauchs, und der Handel mit seiner Rinde, kann in Zukunft Völker mit einander verbinden, die ohne ein solches Mittel noch lange getrennt geblieben wären.

Mit Erstaunen bemerkt man, daß die Völker Asiens, sie mögen, wie die Chinesen von Europa unabhängig geblieben, oder wie die in Bengalen, Java, den Molucken und Philippinen von unsern Kaufleuten unterjocht worden sein, dennoch auf ihrer Stufe der Kultur stille stehen, sich mit den Europäern nicht vermischen, und ihre eignen Sitten, Sprachen und Gebräuche beibehalten. Das Alterthum ihrer Verfassung, die starke Bevölkerung aller jener asiatischen Länder, und die Gewinnsucht des fremden Kaufmannes, der Alles, nur nicht seinen unmittelbaren Vortheil, vergißt, scheinen sich zu vereinigen, um jene Eigenthümlichkeit des Charakters zu erhalten; ja, das Klima wirkt sogar mit Macht auf den Eroberer zurück, der sich aus Trägheit und Behagen den Sitten der Besiegten genähert hat. In einem Lande hingegen, wo die Zahl der ursprünglichen Eingebornen

unbedeutent ist; wo Niemand dem neuen Ankömmlinge die Mühe erspart, den Acker zu bestellen; wo keine einheimische Manufaktur vorhanden ist, um ihn in Baumwolle oder Seide zu kleiden; wo folglich das Wachsthum und Gedeihen der neuen Pflanzstadt blos von ihren eigenen Kräften abhängen muß: da darf man wohl mit einiger Zuversicht auf die Fortdauer des europäischen Geistes der Betriebsamkeit rechnen. Mit dem Anbau müssen also nach und nach Handwerke und Künste entstehen, welche sich durch den Handel ausbreiten und vervollkommnen können; Industrie und Luxus müssen Hand in Hand mit einander gehen, und selbst die Wissenschaft kann nicht in gänzliche Vergessenheit gerathen. Wie müßte nicht ein Staat in der südlichen Halbkugel, dessen Einwohner so unternehmend, so thätig, so heftig angespornt durch die Menge ihrer Bedürfnisse und so sinnreich in Erfindung der Befriedigungsmittel wären, wie die Völker unseres Welttheils und der nordamerikanischen Freistaaten, die Verhältnisse aller nahen und fernen Nationen verändern? Neuholland, als Mittelpunkt des Handels betrachtet, scheint vortheilhaft gelegen zu sein, um Indien mit Amerika zu verbinden, und gewissermaßen die Oberherrschaft über die östlichen Inselmeere Asiens zu behaupten.

Wenn die allgemeine Aufklärung; wenn das gemeinschaftliche Fortrücken unserer ganzen Gattung nach einem bestimmten Ziele der Vollkommenheit, wenn die Aussicht einer höheren gesellschaftlichen Glückseligkeit, als die Welt noch kannte, theilhaftig zu werden, nicht etwa leere Träume einer kranken Einbildungskraft, oder ohnmächtige Schwärmereien der Ungenügsamkeit am Gegenwärtigen, oder gar den Umarmungen manches verwegenen Ixions absichtlich entgegengeschickte Wolkengöttinnen sind; wie wichtig wäre nicht alsdann Cook's Entdeckungsepoche, auch als der Zeitpunkt, wo eine neue zweckmäßige Entwickelung des Menschengeschlechts und seiner Kräfte den Anfang nehmen, und ein fester Punkt mehr gewonnen werden sollte, aus welchem die weiseren Europäer den alten asiatischen Eigensinn, und jene unbezwingbare Widersetzlichkeit des vollkommensten, üppigsten und an natürlichen Schätzen unerschöpflichsten Welttheils gegen alle Fortschritte der Aufklärung endlich bestürmen müßten?

Kühn ist der Gedanke immer, daß 500 bis 600 Millionen Menschen die es sich nicht träumen lassen, wie ernstlich und liebreich die Philosophie ihrer Brüder schon die Mittel sie auf-

zuklären berechnet, von einem Zeitpunkte nicht mehr fern sein sollen, wo in ihrem Denken, Thun und Lassen eine merkwürdige Revolution vorgehen wird, wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern, mit unwiderstehlicher Macht der Ueberredung sie auffordern werden, ihrer lange gewohnten Sclaverei, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem desultorischen Gange ihrer in Bildern spielenden Vernunft, kurz den angeerbten, klimatischen Irrthümern und Mängeln ihres Verstandes und Herzens zu entsagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den europäischen oder aus Europa entsprungenen Selbstdenker glücklich macht! Nun ist es zwar unleugbar, daß die gänzliche Bevölkerung der Erde und insbesondere die Entstehung großer wirksamer Staaten in einer bis jetzt so gut als unbewohnten Weltgegend, merkwürdige Folgen und wichtige Veränderungen im System des allgemeinen Zusammenhanges nach sich ziehen müsse; und wer mag der prophetischen Begeisterung, oder jener ihr nacheifernden Kunst, im magischen Kreise der Dialektik die Zukunft zu enträthseln, das Vorrecht streitig machen, sogar die Art des Einflusses, den diese Revolution endlich auf die Menschengattung äußern wird, voraus zu verkündigen? Allein für den kaltblütigen Forscher der die Erfahrung befragt, ist es allerdings noch etwas befremdend, daß ihn die Begebenheiten der Vergangenheit zu diesen Vorherbestimmungen nicht zu berechtigen scheinen.

Man nehme das Alter der Erde und des Menschengeschlechts so hoch an, als man immer will, so ist doch die Geschichte nur gleichsam von gestern, und steigt nicht über 3000 Jahre zurück. In diesem Zeitraum aber sind die Sitten, die Lebensart, die Regierungsform, der Charakter und die Religionsbegriffe der Chinesen und Indier im wesentlichen unverändert geblieben, so oft auch die benachbarten mongolischen Horden diese unkriegerischen Völker bezwungen haben. In wiefern sind also die Begriffe, die wir von unserem rastlosen Geiste, von unserer auf Freiheitssinn und Griechenlands Philosophie gepfropften Aufklärung abgezogen haben, anwendbar auf jene uralten despotisch-patriarchalischen Verfassungen Asiens, wo man sich an ererbten Künsten und Wissenschaften genügen läßt, nichts Neues erfindet und nichts Fremdes lernen will? In unserm unbeständigen Klima gibt es kluge Männer und Frauen, die nach meteorologischen Wahrnehmungen jedem Tage des zukünftigen Jahres seinen

Antheil Regen, oder Sonnenschein, Frost, Hitze, Sturm, Gewitter und Windstille zumessen. In jenen Gegenden, wo das Barometer weder steigt noch fällt, wo die Winde und Jahreszeiten einer unabänderlichen Regel unterworfen sind, kann man die Wetterpropheten entbehren. Doch zugestanden, daß sich ein meteorologischer Cyclus für unsern Norden ausrechnen ließe, würde man daraus folgern können, daß dereinst die Zeit eines immerwährenden Sonnenscheins kommen müsse? So bündig ist gleichwohl der Schluß von den politischen Erscheinungen eines Augenblicks und eines Winkels der Erde, die vielleicht auch ihren Cyklus haben, auf eine zukünftige allgemeine Uebereinkunft des Menschengeschlechts, welches dann in einem Meere von ununterbrochener Glückseligkeit nichts weiter zu thun haben würde, als — unaufhörlich zu genießen, und endlich, über Wahrheit einverstanden, die Denkkraft feiern zu lassen. Mich dünkt, wir müßten in dieser Sache nur analogisch schließen. Alle Wesen der Natur sind vergänglich, wenn gleich von verschiedener Dauer. Eine Stunde beschließt das ganze Dasein eines Schimmels; Zoroasters Cypresse in Kaschmer war 1400 Jahre alt, als der Kalife Motawakel sie abhauen ließ. Am vergänglichsten ist die Krone der Schönheit, die Blume und ihr Duft. Wir genießen diese, und freuen uns ihrer, so lange sie währt, und pflegen sie, um ihrer froh zu werden. Können wir nicht auch die Blume der Aufklärung pflegen, sie genießen und uns ihrer freuen?

Was Cook zur Masse unserer Erkenntnisse hinzugefügt hat, ist jedoch von der Beschaffenheit, daß es tiefe Wurzeln schlagen und lange den entscheidensten Einfluß auf die Thätigkeit der Menschen haben wird. Künstliche, vervielfältigte, complicirte Bedürfnisse, wie die unsrigen, und Leidenschaften die sich darauf beziehen, sind vielleicht unmäßig in ihren Forderungen; allein sie geben den menschlichen Kräften zugleich einen Schwung, wodurch sie oft unglaubliche Dinge verrichten. Nur das gegenwärtige Jahrhundert konnte Cook's brennende Ehrbegierde mit allen Hülfsmitteln ausrüsten, wodurch er zum Entdecker ward; und nur Cook konnte diesem Zeitalter Genüge leisten. Verschiedene europäische Staaten haben so rasche Fortschritte zur Vervollkommnung gethan, daß sie auch dem blödesten Auge nicht mehr entgehen können. Selbst ihre trägeren oder mehr bedrückten Nachbarn fangen an einzusehen, wie weit sie zurückgeblieben sind, und welche Vortheile sie entbehren müssen. Auch in Despotien

fühlt man endlich die große Wahrheit, daß die Sclaverei die Menschen entadelt und entnervt; man nimmt ihnen daher die schwersten Fesseln ab, und lockt auf diese Art die Industrie hervor. Vor der Morgenröthe der Wissenschaften verschwindet die menschliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewissensfreiheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreiheit und zur freien Untersuchung aller Verhältnisse, die dem Menschen unter dem Namen Wahrheit wichtig sind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben einen neuen Werth; die Künste erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wissenschaften mit einander; alle politischen Kräfte neigen sich ins Gleichgewicht; kurz, es ist oder es wird schon Blüthezeit. Die allgemeine Betriebsamkeit bemächtigt sich schnell jeder kleinen Entdeckung, jeder einzelnen Erfahrung, um sie auf das praktische Leben anzuwenden; wie wird nicht erst die Masse der Erkenntniß, die Cook errungen hat, ihre Hände füllen und alle ihre Triebwerke bewegen? Die vollendete Erdkunde; die mit der Astronomie verbundene Nautik; die Ausdehnung des brittischen Handels bis an die neuentdeckte Westküste von Nordamerika; die Gründung einer Kolonie in Neuholland; die Bereicherung der Naturgeschichte; die genauere Kenntniß so mancher Menschenstämme in ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit, und die daraus erfolgende nähere Entwickelung des allgemeinen Begriffs von unserer Gattung, ihrer gemeinschaftlichen Triebe, ihrer ähnlichen, auf einer Vorstellungsart gegründeten Vorurtheile und Irrthümer, ihrer Wildheit, Barbarei oder Kultur, ihrer klimatischen Lebensart und Organisation; endlich auch die Wichtigkeit der Entdekkungsepoche für manche jener Völkerschaften selbst, deren Wissen und Genuß dadurch einigen Zuwachs erhalten mußte; — wie innig und vielfältig verwebt nicht dies alles den Namen und das Verdienst des großen Entdeckers in die künftigen Beschäftigungen vieler Völker und Generationen! Der Grenzpunkt der fortschreitenden Aufklärung liegt außer unserm Gesichtskreise; selbst wenn ihre Blüthe längst verwelkt, ihre Frucht abgefallen und zerstreuet sein wird, sprossen ihre Saamen in einem andern Boden wieder hervor. Wie ließe es sich also bestimmen, wo der Einfluß, den Cook auf sein Zeitalter und auf die Nachwelt haben muß, sich in den Strom der Jahrhunderte gänzlich verlieren wird?

Bisher betrachteten wir nur die auffallenderen Folgen seiner

Entdeckungen; allein sie wirken auch unvermerkt im Stillen, und vielleicht mit desto größerem Nachdruck, auf den Verstand und das Herz. Es ist ein wichtiges Geschäft, in Stunden der Erholung, durch eine Reihe neuer Bilder die angestrengten Geisteskräfte zu erquicken, den Eindruck überstandener Mühseligkeiten zu verwischen, Kraft und Muth zu neuer Anstrengung zu geben, und das Gedächtniß mit nützlichen Lehren und Kenntnissen zu bereichern. Unter allen Merkmalen eines aufgeklärten Jahrhunderts ist vielleicht keins untrüglicher, als eben dieses lebhafte Bedürfniß der Lektüre, welches sich bis auf die untern Volksklassen erstreckt. Nur ist es zu bedauern, daß ein so reger Trieb von denen, die sich zu Schriftstelleru berufen glauben, selten gewissenhaft befriedigt wird, indem die reifliche Erwägung der großen Pflicht, welcher sie sich unterziehen, gerade dasjenige ist, was sie am wenigsten zu kümmern scheint. Wenn indeß unter den jährlichen Hekatomben, welche nur durch ihre Anzahl einen Werth erhalten, der Wohlgeruch eines reineren, der Weisheit würdigen Opfers auf dem Altar der Göttin duftet, so wird sie mit den Sterblichen versöhnt, und läßt sich vom hohen Sternensitz in ihre niederen Hütten herab. Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wissenschaftliche Resultate, lebhafte Schilderungen von Gegenständen, die den Menschen nahe angehen, und Darstellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklicher Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenschaften der Leser nach einander anregt — zugleich dem Verstande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntnisse, Urtheile und Grundsätze einprägt, welche, da sie unmittelbar aus Erfahrung fließen, durch ihre praktische Beziehung auf das Leben, einen tiefen und bleibenden Eindruck machen: so kann es zur Bildung jedes einzelnen Lesers im erhabensten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwickelung seiner edelsten Anlagen, sehr wesentlich, und oft mit glücklicherem Erfolge beitragen, als manche Lehren, die auf das Wort des Meisters für apodiktisch gelten, und denen sein Beispiel widerspricht. Das Gepräge des gemeinnützigen Fleißes, des beobachtenden Scharfblicks, der männlichen Vernunft, der Unbefangenheit und Einfalt, zeichnet Cook's Schriften, so wie seine Thaten, aus. Der Mann, dem überall Mittel zur Ausführnng seiner Endzwecke zu Gebote standen, wußte auch Worte zu finden, wenn er tief empfundene Verhältnisse, sorgfältig durchspähete Naturgestalten und mit un=

nachahmlicher Kunst und großer Kühnheit vollbrachte Arbeiten, ohne Anmaßung, aber voll Ernst und Nachdruck erzählen wollte. Weder fremde Anleitung, noch vertraute Bekanntschaft mit großen Mustern, sondern der innere Drang, wodurch er auch Entdecker ward, bildete seinen ungeschmückten, aber reinen, deutlichen Styl. Ohne Anhänglichkeit an Systeme die er nicht kannte, an Vorurtheile die er belächelte oder verabscheute, blieb sein fester Punkt getreue Darstellung dessen, was er gesehen und erfahren hatte. Fassen wir den Inhalt seiner Reisegeschichte zusammen, so zeigt sie, was der Mensch auf verschiedenen Stufen der Bildung ist; was über die ganze Oberfläche des Erdbodens die wesentlichen Bedingungen eines glücklichen, nach seinen verschiedenen Bedürfnissen modificirten Zustandes sind; was die Natur ihm dazu darbietet, und was er aus den verborgenen Tiefen seines eigenen Wesens schöpfen muß; endlich, was der gesittete, vernünftige Mensch Großes vermag, wenn er den ganzen Reichthum seiner Organisations- und Verstandeskräfte aufbietet, und seinen Genuß in ihre unbegrenzte Thätigkeit setzt. Aus dieser reichen Quelle schöpften bereits weise, gelehrte, erfahrene Männer Belehrung und Nahrung für ihren gebildeten Geist; und noch ergiebiger strömt sie für die aufblühende Jugend mit ihrer Wärme des Gefühls und ihrer beflügelten Phantasie. Deutscher Jüngling! auch Du lasest Cook's unvergeßliche, thatenvolle Entdeckungsgeschichte. Sprich! wurdest Du nicht belehrt, aufgeklärt, zum Nachdenken erweckt; jetzt unwillkürlich durch Züge von erhabener Größe erschüttert; dann zu sanftem Mitleid, zur Tugend und Menschenliebe hingerissen, oder zum edlen Selbstgefühl und zum Streben nach nützlicher Betriebsamkeit entflammt; und von Dank und Bewundrung für den Entdecker durchdrungen?

Gerecht ist dieses Opfer der Bewunderung, welches jedes gefühlvolle Herz dem verewigten Seemanne darbringt; gerecht, und seinem Andenken desto heiliger, da es der Lohn ist, um welchen er gerungen hat. Zwar seiner kalten Asche frommt unser Lob nicht mehr; und der Geist des Helden, wie der Engel des Dichters,

wird nicht herrlicher durch eu'r Entzücken;
wird nicht mächtiger durch eu'r Vertrauen!

Die Welt könnte seine Wohlthaten genießen, und, wie sie so oft gethan, des Gebers vergessen. Allein der Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Busen an. Mit einem Eifer, der alle Hindernisse besiegt, kämpft er dann um diesen Preis, der ihn so groß, so rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende seiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er diesen geschäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem festen Vertrauen, daß sein Beispiel und der Ruhm seines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, so wie er sie zuerst empfing. So wird der Nachruhm gleichsam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann.

Was der Mensch mit auf die Welt bringt, ist die innere Energie seines Wesens, und ihre verschiedenen Grade der Empfänglichkeit. Wie der Bildungstrieb des Körpers in verschiedenen Menschen nicht von gleicher Stärke ist, und bald Patagonen, bald Lappen und Samojeden, auch in einerlei Klima Riesen und Zwerge hervorbringt, bald früh, bald spät, gleichförmig oder anfallsweise sich entwickelt; ebenso ist die eigenthümliche Thätigkeit des Willens und der Denkkraft, und die Beweglichkeit der Phantasie, und des Gefühls an innerer Stärke verschieden. Es herrscht aber auch eine unbegreifliche Harmonie zwischen den Gegenständen der Vorstellung, und der Fähigkeit ihre Eindrücke anzunehmen. Gewisse Menschen werden durch besondere Klassen von Vorstellungen kräftig erschüttert, die auf andere keinen Eindruck zu machen scheinen. So tönen gespannte Saiten von selbst harmonisch, doch nicht eher, als bis der gleichgestimmte Klang sie durchzittert. Ein Weiser sagt irgendwo sehr schön und richtig: „es hängt nur von uns ab, das Verhältniß unserer Geisteskräfte unter einander zu prüfen und sie ins Gleichgewicht zu bringen; ihr intensiver Reichthum aber ist die unbedingte Gabe der Götter.“ Diese Ungleichheit des innern Kraftmaaßes wird offenbar, sobald man das Menschengeschlecht nur etwas genauer betrachtet; allein die auffallenden Beispiele von auszeichnender Größe sind in allen Ständen selten, obgleich an keinen ausschließungsweise gebunden.

„Selbst die meisten Fürsten," sagt ein großer freimüthiger Geschichtschreiber, „zöge man ihnen den Purpur aus, und würfe sie nackt in die Welt, würden unverzüglich in die unterste Klasse der Gesellschaft zu Boden sinken, ohne Hoffnung, sich wieder emporzuschwingen." Dagegen hatte die Natur unsern Entdecker in der geringen Hütte des Bauers mit einem vollen Maaße von Kräften gerüstet. Die Grundkraft seines Wesens lag in einem siegreichen Bestreben, zur Wirksamkeit und That auszuströmen; sie schlummerte nie, sie bedurfte nicht erst der Anregung der Sinne, und sinnlicher Genuß leistete ihr kein Genüge, Cook's Enthaltsamkeit war auf diese Art eine angeborne Tugend, nicht die Folge eines hartnäckigen Kampfes. Seine Begierde konnte nur durch Erkenntnisse gesättigt werden, und sie mögen ihm nun Zweck oder Mittel, oder wechselsweise beides gewesen sein: so erzeugte dieses Bedürfniß, oder dieser Genuß, jenen nie ermüdenden Fleiß, jenes so bewunderte Ausdauern und Beharren, wodurch er so große Thaten vollbrachte, und gegen Arbeit, Schwierigkeit, Gefahren und Widerwärtigkeiten unüberwindlich blieb. Eine Einbildungskraft, welche die Verhältnisse der Dinge schnell und deutlich auffaßte und bemerkte; ein Beurtheilungsvermögen, welches richtig erkannte und unbestechlich entschied; eine Reizbarkeit des Gefühls, deren Uebermaaß zuweilen leidenschaftliche Ausbrüche veranlaßte, aber noch öfter unter der Herrschaft der Vernunft sich zur Gerechtigkeit, Güte und Menschlichkeit neigte; — Anlagen, welche den Adel der Seele beweisen, sollten sich einst in Cook, dem Sohne eines Pächters, zu großen Zwecken entwickeln. Seine Geburt und die Dürftigkeit seiner Umstände begünstigten indeß keineswegs seine Ausbildung. Eine frühzeitige Neigung für das Seeleben entschied sein Schicksal. Sein thätiger Geist, stark in Entschlüssen, kühn und schnell in der Ausführung, zerriß die Fesseln, die man ihm angelegt hatte, und begab sich freiwillig unter die Zucht eines Kohlenschiffers. Hier erlitt er 15 Jahre lang, als gemeiner Matrose und als Steuermann eines Kauffahrers, alles Ungemach und alle Mühseligkeiten des harten Dienstes, den er in der Folge seinen Untergebenen zu erleichtern suchte; hier ward er mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Schifffahrt vertraut; hier stählte sich sein Herz gegen den grausenvollen Anblick des nahen, kaum noch vermeidlichen Todes; hier legte er auch den Grund zu jener vollkommenen Geschicklichkeit im praktischen Theile seiner Kunst, zu der genauen und

vollständigen Kenntniß des Schiffs und der Ausrüstung desselben, der Pflichten des Matrosen und der in ihm erforderlichen Fertigkeiten und Talente, wodurch er sich hernach vor unzähligen Befehlshabern so vortheilhaft auszeichnete. Nichts gibt uns einen anschaulichern Begriff von der Festigkeit seines Charakters, als diese lange Prüfungszeit, wo er im eigentlichsten Verstande mit seinem Schicksale kämpfte, und dennoch den Sieg davon trug. Hätten wir die Geschichte jener 15 schrecklichen Jahre seiner Jugend, wie lehrreich für den Menschenkenner würde sie sein, welchen Aufschluß würde sie über den ruhigen Muth und den Reichthum der Seele dieses großen Mannes geben, der mitten im rohen Schwarm gemeiner Seeleute, deren Sitten oft Abscheu und Eckel erregen, deren Hang zur gröbsten Sinnlichkeit in Laster ausartet, deren Leichtsinn zuweilen Verbrechen gebiert, selten eines großen Gedankens, nie eines festen Entschlusses fähig ist, — unerkannt und ohne andere Aufmunterung oder Belohnung als seinen eignen Beifall, seinen Grundsätzen getreu bleiben konnte und seinem Ziel, so fern es auch sein mochte, unermüdet entgegen arbeitete, ohne vom Beispiel angesteckt zu werden, oder bei drückenden Umständen und fehlgeschlagenen Hoffnungen die Hände und das Haupt sinken zu lassen! Fast scheint es auch, als wenn Cook sein großes Maaß von Kräften damals hauptsächlich vertheidigungsweise gebraucht haben müsse; denn die eingeschränkte, niedrige Sphäre, wohin ihn sein Schicksal verbannt hatte, bot ihm nicht Stoff genug, sich zu beschäftigen, und in dem Grade, wie seine Fähigkeiten und Anlagen es gestatteten, sich Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Die praktischen Erfahrungen, welche beinahe das einzige waren, womit er seinen Verstand hier bereichern konnte, gewannen indessen bei ihm, durch den Scharfsinn und die gesunde Beurtheilungskraft, womit er sie verdauete, eine neue Gestalt, und leiteten ihn bald zu dem wichtigen Resultate, welches Tausende in seiner Lage übersehen, daß mathematische und vorzüglich astronomische Kenntnisse zur Bildung des geschickten Seemannes unentbehrlich sind. Ehe noch Cook das erste Ziel seines Ehrgeizes erreichen und ein Fahrzeug als Schiffer besteigen konnte, warf ihn sein Schicksal plötzlich auf die königliche Flotte. Hier bahnte ihm sein Verdienst zum erstenmal den Weg zur Ehre. Die Aussicht zu einer höheren Bestimmung zu gelangen, fachte seine Geisteskräfte zu neuer Anstrengung und neuen Arbeiten an. Wie vorhin zum Matro-

sen, so bildete er sich jetzt zum Officier. Die Tiefen der Mathematik waren seinem Ernst ein leichtes und unterhaltendes Spiel; und er widmete sich ganz der Mathematik und Sternkunde, auf denen die Theorie der Schifffahrt beruhet. Wer es weiß, welche Ordnung und Klarheit der Begriffe das Studium der Mathematik über alle Klassen von Kenntnissen verbreitet, der wird sich vorstellen können, welch eine wichtige Veränderung mit unserm Seemanne jetzt vorgehen mußte. Doch bei allem Reichthum seiner Geisteskräfte, bei der Vollständigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse, hätte Cook, ohne eine günstige Verkettung von Umständen, vielleicht nie den Gipfel erstiegen, wo die Welt den großen Mann in ihm erkannte. Das Glück, welches blindlings bald die Tugend, bald den Wahnwitz krönt, geht nur zu oft vor dem bescheidenen Verdienst vorüber, und kränkt dadurch nicht sowohl dieses, als vielmehr das ganze Menschengeschlecht. Oder trifft dieser Vorwurf nicht die Begebenheiten einer Welt, wo ein ununterbrochener Zusammenhang von Ursach und Wirkung Alles bestimmt? Wie dem Wortstreit auch sei; genug, Cook gehörte unter die wenigen begünstigten Ausnahmen, oder er war zum Entdecker der halben Erdkugel ausersehen. Das mühsame Geschäft, die Küsten von Neufundland aufzunehmen, war vier Jahre lang gleichsam die Vorübung zu seiner größeren Laufbahn. Er erlangte dabei eine von Wenigen erreichte Fertigkeit und Genauigkeit sowohl im Ausmessen, als im astronomischen Beobachten. Schon dort übte er seine Wachsamkeit und Vorsicht, seine Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes im Augenblick der Gefahr, sein mildes, schonendes Betragen gegen ungesittete Völker; — Eigenschaften, welche hernach auf seinen Weltumschiffungen im Charakter des Entdeckers glänzten, und zur Vollkommenheit gediehen. Die unerwartete und ehrenvolle Aufforderung zu diesen Entdeckungsreisen gab endlich seinen Geisteskräften die höchste Spannung, und goß ein neues Feuer in alle seine Handlungen. Seine Entwürfe waren groß, durchdacht, wohlgeordnet, und von männlicher Kühnheit; sein Genie beseelte ihre Ausführung, und bürgte für den Erfolg. Die Ehre, das Ansehen, der Wohlstand seiner neuen Lage verengten sein Herz nicht, und änderten nichts in seinem Betragen; er blieb nach wie vor der Mann von einfachen Sitten, der zwischen seiner Pflicht und seinem Vergnügen keinen Unterschied kannte. Seine Empfänglichkeit für Begriffe und Gefühle war noch in voller Kraft, und

schien vielmehr mit jeder Reise zu gewinnen; ja es finden sich, vorzüglich in der letzten, Spuren einer ungleich zarteren Empfindung, als man in dem abgehärteten Seemanne gesucht hätte. Dieser Zug, wenn sonst keiner, gäbe schon ein vollgültiges Zeugniß für seine große Seele, deren stets währendes Bestreben es war, sich immer vollkommener zu bilden: Kaum wird es jetzt noch befremdend sein, daß jener dunkle Trieb sich hervorzuthun, der allmälig in Ehrgeiz und Begierde nach Wohlstand überging, sich bei einer so reich organisirten Seele zuletzt in ein weit feineres und edleres Gefühl für den Nachruhm verwandelte. Dank sei es der Natur, daß es Wesen von so empfänglicher Organisation gibt, welche dieser zarte Antrieb, der zugleich die Menschen in Liebe vereinigt, zu großen Thaten wecken kann! Läßt sich auch die Eigenliebe geselliger und liebenswürdiger denken, als indem sie dahin strebt, sich selbst in Andern lieben zu können?

Vollständiger, als er selbst es voraussehen konnte, hat Cook auch diesen letzten Endzweck erreicht. Ich denke mir ihn, in der Schwärmerei eines Augenblicks, als einen der wohlthätigen Helden des Alterthums, die auf Adlersschwingen zur Versammlung der seligen Götter emporgestiegen sind. Würfe er dann einen Blick vom Olymp auf diese Erde, so sähe er eben diese philosophische Gesellschaft, die schon einmal seine Verdienste krönte, sein Andenken auf Münzen verewigen; er sähe die Zähre der Wehmuth fließen, so oft ein edler Mensch seinen zu frühen, von ganz Europa beklagten Verlust erfährt; er sähe sein eignes Werk, die Geschichte seiner Reisen, ein besseres Denkmal als Erz oder Marmor werden; — er sähe auch die Freundschaft Blumen auf sein Grab streuen!

Ueber Leckereien.

Nec sibi coenarum quivis temere arroget artem,
Non prius exacta tenui ratione saporum.

Göttinger Taschenkalender 1789.

Unter dieser Aufschrift sind wir keinesweges gesinnet einen Beitrag zum Kochbuch zu liefern, wenn es gleich seit einiger Zeit üblich ist, daß unser Geschlecht dem andern ins Handwerk fällt und sich mit Dingen beschäftigt, welche unsre ernsthafteren Vorfahren mit stolzem Selbstgefühl dem Weiberregimente überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetstricken ungerechnet, wem ist es nicht bekannt, daß Männer sich erdreisten, die Hausmutter in ihren Geschäften zu unterweisen; daß sie Lucinen vom Lager der Kreissenden entfernen und ihren Beistand entbehrlich machen; daß sie, sonst dem Magnet der Schönheit so folgsam, jetzt selbst die Damen magnetisiren; daß sie endlich die Mysterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endlosen Verwandlungen der Putzgöttin Tagebücher halten! Um also keinem gehässigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unser freiwilliges Geständniß, daß wir mit Niemanden gemeinschaftliche Sache machen, um auf fremden Küsten Kaperei zu treiben. Wir lassen das schöne Geschlecht unangefochten im Besitz der Vorrechts, die edle Kochkunst nach Regel und Vor-

schrift oder auf dem sichern Wege der Tradition zu lehren, und begnügen uns hier nach Anleitung der menschlichen Natur, so wie sie unserer Erfahrung sich darstellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der seinen Sitz auf der Zunge hat, und von seinem Gegenstande, jedoch hauptsächlich nur von den wohlschmekkenden Naturprodukten des Pflanzenreichs zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zuerst etwas näher zu bestimmen suchen, welche Naturprodukte eigentlich unter diese Rubrik gehören und als natürliche Leckereien erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu sagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaumen die zarten Nervenwärzchen in bestimmter Gestalt und beträchtlicher Menge zusammengedrängt, damit sie durch mannigfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Existenz, in schnellen und auffallenden Veränderungen erneuern sollten; und was jenen Reiz verursache, sei eigentlich lecker. Allein so wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen, und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organisation des Menschen erscheint nämlich bei verschiedenen Völkern in einer so wesentlichen Abänderung, daß derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann. Auch der Kalmücke, der Tunguse und Kamtschadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewisse Nahrungsmittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unsere Leser mit dem seltsamen Verzeichnisse derselben verschonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig sein möchte, und seinem Magen etwas bieten könnte, an einen scharfsinnigen Menschenforscher verweisen, dessen unermüdeter Fleiß ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden sei, nach welcher sich zwischen diesen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir Alle kennen ein altes lateinisches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geschmacks verbietet; und in der That versuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank sei; so wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unsern Gaumen mit diesem eckelhaften Wallfischfette aussöhnen zu wollen. Die Organe sind verschieden, die Eindrücke müssen also verschieden sein; und es bleibt uns weiter nichts als die Untersuchung übrig, welche von beiden Organisationen die vorzüglichste sei? Zwar, wissen wir

wohl, daß einem Jeden die seinige am besten gefällt, und sagen uns selbst zuerst, daß eine jede, für dasjenige, was sie im Gewühl der Erdewesen sollte, und für den Platz den sie ausfüllt, die zweckmäßigste ist. Aus diesem Gesichtspunkt aber, haben die verschiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn ist in seiner Art so vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unübersehbaren Fülle der Wesen, die zwischen diesen beiden Grenzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterscheiden und zu vergleichen vorausgesetzt, wohl etwas anders als die Menschheit, und zwar diese ihre höchste Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raschem Schritte. Die Receptivität der menschlichen Natur hat so einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengestalt ihr die Wahl streitig machen kann; nur zwischen Mensch und Mensch, wo die Schattirungen feiner, und die verschiedenen Ansprüche bedeutender sind, muß unser Urtheil noch wanken. Soviel Festigkeit gegen Hitze und Kälte, Wasser und Luft, und so mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nämlich der Wilde vor dem gesitteten Menschen voraus hat, beredete schon einmal einen Philosophen, es sei ungleich besser, nackt im Walde Eicheln zu fressen, als hinterm Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraisonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tausch bereden konnte.

Ein Weiser, der mit sich selbst im Widerspruch ist, wird uns aber schwerlich irren können, sobald wir mit demselben Maaßstab in der Hand, womit wir zwischen Thier und Mensch entschieden, jetzt auch die Nüancen unserer Gattung untersuchen wollen. Die intensive Stärke dieses oder jenes sinnlichen Eindrucks entscheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervensystems, welches nur dafür empfänglich ist. Denn auch dieselben Sinne und Triebe, die im Menschen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorstechend sind, erblickt man einzeln bei verschiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderstehlicheren Kraft. Die Vermannigfaltigung, welche in der Einförmigkeit unseres Planeten herrscht, beruht lediglich auf dieser vereinzelten Darstellung verschiedener Eigenschaften, die in ihrem höchsten Grad als Karrikatur erscheinen, und da, wo sie alle beisammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menschengattung ist das Individuum gewöhnlicherweise

auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald diese bald jene Anlage mehr hervorragt, diese oder jene Fähigkeit mit Hintansetzung der andern bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist. Wer vermag es, alle zahllosen Extreme herzuzählen, in denen der Mensch bald so bald anders modificirt, jetzt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantasie, des Gedächtnisses, der Denkkraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend an diesen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen, entzückt uns das immer neue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Naturgesetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zusammenklang des Weltalls bestehen!

Ohnstreitig scheint aber auch unter uns diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann die Menge verschiedenartiger Eindrücke, wägt sie gegen einander ab, und bestimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen schärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich ist, ohne Wahl und Vergleichung, bloß instinktmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Charaktere der Menschheit, wodurch sie sich vom Affen unterscheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte schärfere Sinnlichkeit gewisser Völker, nur ein blinder Instinkt ist, der sie an die Grenze der Thierheit zurückstellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unsern jetzigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein daß wir die wesentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfassende Empfänglichkeit von Alters her besaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um sich zur höchstvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt sich sogar historisch beweisen. Ein mildgemischtes Blut floß leicht doch langsam in den Adern unserer gothischen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiße; ihr Auge blau und das Haar

von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menschen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt, grenzte eine Form der Menschengattung, in welcher die Natur die höchstmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bei allen andern Menschenstämmen regte sich bei ihnen der Geschlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper sein vollkommenes Wachsthum und Festigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bei ihnen keine Erwähnung irgend einer durchdringenden instinktähnlichen Sinnesschärfe, dergleichen die nomadischen Horden am Altai, und manche amerikanische Wilde nur für gewisse Arten des Reizes besitzen; sondern die verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur befanden sich bei ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmonischer verwebt. Wie Land und Klima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wie viel die Verkettungen des Schicksals, durch den wechselseitigen Einfluß der Völker dazu beigetragen haben, einen Menschenstamm, der mit dieser allgemeinen Verwandtschaft ausgerüstet war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte: dies auseinander zu setzen, führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da; und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe der wissenschaftlichen sowohl, als technischen Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuum die übrigen Anlagen theils umschuf,, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätten wir statt alles Bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im direkten Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; Niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen als wer richtige Vorstellungen erhielt, und wenn gleich Niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Leckerbissen sei, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich

einen leckeren Gaumen, und neben seinen Gastmälern besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel, nur in einer unflåthigen Fresserei. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugnissen, deren mannigfaltige, oft sogar widersprechende Eigenschaften sein weiserer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmacks, nicht blos nach dem Eindruck auf seine Zunge, sondern nach der Verschiedenheit der Bestandtheile einer jeden Substanz die er kostet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers. Zwar müssen wir gestehen, daß der feine Sinn des Geschmacks der mit unbeschreiblich zarter Unterscheidungsfähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu sondern und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch im gleichen Grade die verschiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geschickt ist. Die nahrhaftesten Speisen sind insgemein die geschmacklosesten, und können schon darum am längsten genossen werden, weil sie nicht durch übermäßigen Reiz die Nervenwärzchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung desselben Eindrucks endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlschmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht sowohl dessen besondere Eigenschaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Gesunden schaden könne. Nichts ist also gewisser, als daß die Bildung der Geschmackswerkzeuge nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durstes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was schädlich ist, abzwecken kann. Im Gegentheil, so vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde mißbraucht, so gewiß sie oft auf ein bloßes Wortspiel hinausläuft, und so wenig Absolutes sie überhaupt haben mag, so ist doch im gegenwärtigen Falle entschieden, daß die Veränderungen die der Genuß wohlschmeckender Speisen in uns hervorbringt, uns zunächst auch wahres Vergnügen gewähren sollten, und daß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, sie habe dem Menschen zwar Ansprüche auf ein frohes Dasein verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten versagt. Man sollte denken, es verstünde sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Genusses in der Natur anzutreffen sind. Dieses von selbst Verstehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschenverstandes ist, war nie die Sache

gewisser Köpfe, die sich und Andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, und so weiter fort. — Sie finden die Selbsterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung sein. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freilich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr Alles hienieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu sein, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerei, so wie sie nur bei kultivirten Völkern entstehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Facta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt. Die armen Feuerländer, die sich selten einmal satt essen mögen, ließen auch die Reisenden in Zweifel, ob sie die wenigen Vorstellungen, deren sie fähig schienen, zur Vernunft oder zum Instinkt rechnen sollten. Wo gibt es rohere Menschen als die bloß fleischfressenden Hirtenvölker im östlichen Asien; wo schwächere als die Indier, die größtentheils nur vom Reis leben? Wie entschieden ist hingegen der Fall so manches handfesten und verständigen europäischen Bauers, der bei einer gemischten Diät, so oft er sich gütlich thut, die beiden Indien in Contribution setzt, um zu seinem Hirsebrei Zucker und Zimmt zu genießen!

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen ist aber die von allen Physiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Speisen auch die Beschaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menschliche Organisation den wesentlichsten Einfluß haben müssen. Schon die Krankheiten geben hievon ein sehr in die Sinne fallendes Beispiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelst der Diät, selbst im Gehirn und Nervensystem Statt finden können, sind vielleicht viel zu subtil an sich, und gehen auch zu langsam von Statten, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu beobachten; und dennoch

liegt schon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Wesens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers ist, die Möglichkeit, daß es irgend wo in einem Körper dem es einverleibt wird, sein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht schon morgen an diese Art der Umgestaltung der Sinnes- und Verstandsorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend sie außer Zweifel zu setzen. Selbst die Empfänglichkeit einer Organisation könnte solchergestalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungsmittel erhöhet werden, und es ließe sich mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik am Ende noch wahrscheinlich machen, daß die Menschenfresserei aus einer sehr natürlichen instinktmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorstellungen entstanden sei. Wenigstens möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über seinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einst in seinem Rostbeef und Plumpudding steckte?

Diese Betrachtungen gewinnen noch ein ernsthafteres Ansehen, indem wir uns des geheimen Einflusses erinnern, welchen Theile unsers Körpers von ganz verschiedener Bestimmung, und Geschäften, die dem Anschein nach völlig abgesondert sind, auf einander äußern. Wie auffallend sind nicht, zum Beispiel, die Wirkungen jenes feinen, fast unsichtbaren Consensus zwischen den Werkzeugen des Verstandes und denen der Verdauung? Wer von allen Physiologen dürfte sich vermessen darzuthun, daß Friedrichs Heldenmuth, seine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick seines Verstandes und die Blitze seines Geistes von der übermäßigen Eßlust seines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unserer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt: und wenn es wahr ist, daß sich die sanften Regungen des Mitgefühls noch nie bei einem Straußmagen befanden, sondern allemal ein schwächeres Verdauungssystem voraussetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friedrichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpastete ihm besser schmeckten, als sie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu lassen, die schon so deutlich in diesen Prämissen liegt, und weil wir uns einmal bis zu jenem Namen verstiegen haben, den unser Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müssen wir seinen Lästerern noch sagen,

daß gemeine Seelen, bei der ärgsten Lust auszuschweifen, oft aus Furcht enthaltsam sind, und sich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeß ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unsere Leser werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verstanden haben, um uns die Absicht beizumessen, als ob wir ihnen ein Muster zur Nachahmung aufstecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigestion verhelfen wollten, da wir weiter nichts wünschen, als jedes Original in seinem Werthe gelassen zu wissen. Es sei immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem sich alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe gleichförmig entwickeln; so ist doch in der wirklichen Natur, wo Alles von einer unvollkommenen Bildung und von äußeren Verhältnissen in den eisernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur seine gemessenen Kreise beschreibt, ein solches Ideal der Abstraktion wohl schwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geistesgröße und Majestät, nicht ohne Versetzung mit einer niederen Eigenschaft ausstempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker sein, so wie seine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menschheit, wenn sie in der Welt erschiene, mit den reinguten Harzgulden bald einerlei Schicksal haben. Gern überlassen wir daher der Dummheit ihren Wunsch, die ganze Menschengattung nach ihren Lieblingsgestalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrschsucht, die mit schärferem Blicke die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsch Entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmal die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammeln, was die Natur zerstreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden sein mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Mißbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freien Reichsstadt in Schutz zu nehmen, müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in

allen Welttheilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwickelung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmacks verdanken, und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkürlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Fingerspitzen wohnt, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebes, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblicher Duft ladet schon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforscht, spannt oft die Begierde so hoch, daß man eigentlich sagen darf, sie ströme dem Genuß entgegen. Es gibt allerdings auch Beispiele, wo das rein physische Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlschmeckenden Speise die nächste Veranlassung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund ist, mit Krebsen und Meerspinnen, mit Austern, Schildkröten und Vögelnestern das erste Experiment gewagt, so wüßte jetzt wohl schwerlich ein Aldermann sie unter die Leckerbissen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerei ist nicht die Erfindung eines Hungrigen, sondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Bestreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen, und es war sicherlich kein geringer Fortschritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen! Es ist immer schon viel gewonnen, wenn das Nervensystem auch nur bei dieser Veranlassung und nur zu diesem Endzweck seine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber, und selbst die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreise der zu vergleichenden Vorstellungen wirken. So entwickeln sich fast unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebst ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und schneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, bloß um gedacht zu haben,

eine Beschäftigung womit die Menschen auf der höchsten Stufe der Bildung sich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zusammenkommen — sich Brod zu verdienen suchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungskreise einer Ursache, nach den Folgen die wir vor Augen sehen, so wüßten wir keine von so weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beschaffenheit verschiedener Gattungen organisirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demselben das äußerliche Ansehen der Natur, ist durch diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil sie sich nur in wenigen Fällen auf die Leckerei beziehen, ist schon die Jagd, bei gesitteten Völkern, so wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an sich eine Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künstliche Metamorphosen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen selbst vor, um sie für den Genuß einer üppigen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Messer in die Eingeweide unserer Hühner, um sie zu Kapaunen und Poularden zu verstümmeln? Versteht nicht der Sicilianer und bei uns der Jude, die grausame Kunst, den Gänsen eine ungeheure Leber wachsen zu machen? Und wer zählt die endlosen Varietäten unseres Obstes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geschmack verschieden ist, und die alle ursprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet sind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart ist nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Hasen für uns allein übrig blieben. Doch wie sollten die Menschen auch die Wölfe und Füchse verschonen, da sie um eines Leckerbissens willen im Stande sind einander aufzuopfern? Wir haben zwar keinen römischen Pollio mehr, der seine Muränen mit Sclaven fütterte, damit sie ihm desto köstlicher schmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereien, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attischen Feigen rühmt ein Grieche, daß sie ein Hauptbeweggrund waren, weßwegen Xerxes die Athenienser bekriegte, und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verstande ein Zankapfel der brasilianischen Völker ist, so haben auch die Spanier, Portugiesen und

Holländer um den Besitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen diese zerstörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zusammenhang des großen politischen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge als bewegende Feder erblickt. Die Leckerhaftigkeit unseres Welttheils unterhält Geschäftigkeit und Betrieb im ganzen Menschengeschlechte. Der ganze Handel von Westindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländischen Meere beruht auf der ungeheuern Consumtion von ausländischen Leckereien im Norden; und es ist ein eben so zuverlässiges, als für die Zukunft bedenkliches Factum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexico liefern, durch die dritte oder vierte Hand für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältnisse der Nationen gegeneinander aus diesen und ähnlichen Ursachen sich ändern und ihre Thätigkeit auf andere Gegenstände und in andere Kanäle lenken werden; so zuverlässig dürfen wir doch den Ausspruch thun, daß Bewegung und Handlung, Entwicklung, Verfeinerung und Aufklärung, mit allen ihren sonderbaren Erscheinungen, von so reizbaren Organen, wie die unsrigen, stets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfassungen hervorgehen müssen; da hingegen die geringste Umgestaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns schlechterdings zu andern Wesen umschaffen würde.

Betrachtet man endlich dieses kleine Glied zugleich als Sprachorgan, so erscheint seine Wichtigkeit in einem noch ungleich stärkeren Lichte, indem nunmehr die menschliche Perfectibilität großentheils wesentlich darin beschlossen liegt. In der Vereinigung dieser beiden Naturanlagen des Geschmacks und der Rede in einem gemeinschaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforscher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt lassen müssen, um, nach so manchen Seitensprüngen, auf die Frage: was ist lecker? zurückzukommen.

Wenn man, nach Allem was wir darüber gesagt haben, den Europäern das allgemeine Entscheidungsrecht dennoch streitig machen wollte, so wird man ihnen wenigstens zugestehen müssen, daß nur sie von dem was ihnen schmeckt, bestimmte Nachricht geben können. Die große Verschiedenheit des Geschmacks bei Personen von einerlei Volk und Familie scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln; allein die Abstraktion, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt

keine Rücksicht auf die Ausnahmen; daher kann sie wahr im Ganzen und doch falsch im Einzelnen sein. Die Freßgier eines leeren Magens, der seltsame Appetit der Schwangeren, und das instinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustand angemessen sind, können so wenig wie beider Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungsmittel, in Anschlag kommen. Es gibt Menschen, die weder Milch, noch Butter und Käse kosten mögen, und man hat gesehen, daß gesunde Leute weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derselben in der unbedeutendsten Menge gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beispiel eines Mannes, der vom jedesmaligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Wasser verdünnte. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere sind, weil es Menschen gibt, die ihre Ausdünstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewisser Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das Mindeste zu beweisen. So gewöhnen sich von Jugend auf die südlichen europäischen Nationen an den Genuß des scharfen Knoblauchs, und des wie Feuer brennenden spanischen Pfeffers, deren der blondere Menschenstamm entübrigt sein kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tabaks, den wir wegen seiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte zuerst von den amerikanischen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unserer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünstigt, der anfänglich gegen die Pest und manche andere Krankheiten als ein sicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Name Aquavit eine bedeutende Anspielung enthält. Von diesen einzelnen Ausnahmen hinweggesehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptsächlich darin übereinstimmen, sowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz Fade und Geschmacklose vom Begriff des Leckern auszuschließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlschmeckend zu finden was auf ihre Nervenwärzchen einen sanfteren Eindruck macht, weil in seiner Zusammensetzung strei-

tende Elemente mit einander gebunden und gesättigt sind. Alles ganz Bittere ohne anderweitige Beimischung, so wie das Faulichte, dessen Grundstoffe durch die Auflösung entwickelt, um soviel heftiger neue Verbindungen suchen, ist eckelhaft und unangenehm; alles Herbe, Zusammenziehende, Aetzende und Ranzige ist nicht nur widerlich, sondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geschmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelsalze, Fettigkeiten und die flüchtigen Oele des Gewürzes sind entweder an sich wohlschmeckend, oder machen doch in Verbindung mit einander den unbeschreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker nennen müssen. Durch die Beimischung des Süßen, Sauren oder Würzhaften erhält sogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen sehr gesuchten Reiz, für welchen die Kunstsprache unserer Sardanapale die erborgten Namen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die Süßigkeit, diese mit Brennstoff gesättigte Pflanzensäure, als die allgemein gefälligste, ohn' allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispeltöne (ἡδυς, dulcis, dolce, süß, sweet, slodkie,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichsten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäischen Völker an ihrem Geschmack. Weit über die ganze Erde ist schon in den ältesten Zeiten der Genuß des Honigs üblich gewesen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speise und zum Trank der unsterblichen Götter erhoben, hatten sicherlich von seiner Köstlichkeit den höchsten Begriff; sie selbst genossen ihn bei ihren Gastmälern, und mischten ihn unter den Wein. Noch jetzt ist Honig eine allgemein beliebte Leckerei fast aller Völker der Erde; die Orientalen und alle südlichen Asiaten mit Inbegriff der Chinesen, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja selbst die Mantschu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg mischen,) haben sämmtlich einen Sinn für seine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man wie vor Zeiten den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder öliges Süß, das sich in trockner Gestalt darstellen läßt, mithin wegen seiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verstattet, ihn seit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Westindien, verdrängt. Unstreitig wird der Zucker unter allen Leckereien in größter Menge zur Bereitung unserer Speisen und Getränke verbraucht. Selbst den

ärmeren Volksklassen ist der Genuß desselben beinahe unentbehrlich geworden, und bei weitem die größte Anzahl aller Delicatessen, die auf vornehmen Tafeln als Dessert, die schon befriedigte Eßlust erneuern, enthalten einen ansehnlichen Theil Zuckers in ihrer Mischung. Die Natur, welche nirgends so groß ist, als in den unaufhörlichen Beziehungen, die sich zwischen ihren verschiedenen Geschöpfen wahrnehmen lassen, hat daher hauptsächlich im Pflanzenreiche mit unglaublicher Freigebigkeit, die zuckerähnlichen Substanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern gibt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinstocks einen köstlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen süßen Milchsaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc gibt ihn die Lotusfrucht. Die Emsigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen aus den Blüthen vieler tausend Pflanzenarten Honig zusammen; selbst bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bei Möhren, Mangold und Bärenklau versteckt; ja damit dem Ocean wie der Erde sein Theil beschieden würde und keine Klasse vegetabilischer Organisationen leer ausginge, erzeugt sich an den Küsten vou Schottland, Norwegen und Island ein süßer Saft im sogenannten Zuckertang. Allein auch aus dieser Leckerei, liefert nur das Pflanzenreich die ausgesuchtesten Ingredienzien unserer Brühen und Tunken, unserer zahllosen großen und kleinen Schüsseln, unserer sinnreichen Erfindungen erlöschende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüsse aller Art, abgezogne und gebrannte Wasser, wohlriechende Essenzen, Pflanzenmilchen aus Oel und Gummi gemischt, einheimische aromatische Kräuter, und jene im heißen Erdstrich mit Feuer gesättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherlei Art und Geschmack aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus so vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Champignons, Extrakte und Chokolade; dies alles sind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir sogar das einzige genießbare Mineral,

das Kochsalz selbst noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerlei Pflanzen vorhanden ist. Wie zahlreich sind übrigens nicht die Suppen- und Salatkräuter, die frischen und eingemachten Gemüse, die eßbaren Sprossen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unsere Kochkunst wohlschmeckende Speisen bereitet, verglichen mit der geringen Verschiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt? *) Doch die Natur weiß in der Pflanzenschöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein Mahl erlesener Leckerbissen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabilischen Ursprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem leckern Gaumen nur höchstens noch Austern roh darbieten darf. Vermag die so gerühmte Zunft der wiener und pariser Köche, vermag das ganze Heer der Confiseurs, Destillateurs und Zuckerbäcker nur ein Produkt der Kunst uns aufzutischen, das diese Leckereien der Natur ersetzte? Was säumen wir länger, sie zu nennen, diese köstlichen Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigsaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Oelen in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nervenspitzen mild umhüllt und zu neuem Genusse stärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forschers auf diesen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erste Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätherische Nahrung erspäht. Indeß das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün **) der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und

---

*) Ein paar Schildkrötenarten sind nebst dem Frosch die einzigen Amphibien; Krabben und Krebse die einzigen Insekten die man in Europa verspeist.

**) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

der reifenden Früchte, glüht der siebenfache Lichtstrahl, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!

Licht und Feuerstoff zu Körpern verdichtet, kostet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächse; denn die Entzündung und Verflüchtigung des letztern scheint das Dasein jener Urwesen anzudeuten, so wie im Zucker selbst, wenn man zwei Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenstrahlen senkrecht fallen, wo jene überirdischen Elemente mit stärkerem Moment die Pflanzen durchströmen, in den heißeren Gegenden des gemäßigten Erdstrichs und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meisten und edelsten Früchten; dort bilden sich in der Rinde, im Blüthenkelch und im Saamen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätherisch nennen muß; dort scheidet sich Kampher aus den mit Brennstoff überfüllten Säften, um schnell wieder zurück, in seinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein schwächeres Volk verscheuchen konnte, reift für den Menschen eine sehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die selten eher eßbar sind, als bis der Frost ihre Säure gemildert hat. Unser Norden besitzt ebenfalls nur wenige, und außer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlschmeckende einheimische Früchte; doch hat der Kunstfleiß der uns eigen ist, nicht nur aus Italien und Kleinasien allmälig Kirschen, Aprikosen, Pflaumen, Pfirschen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüsse und Mandeln hierher gebracht und mit Erfolg gepflanzt, sondern auch durch anhaltende Kultur das herbe Waldobst zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen gesegneten Ländern, welche der jungen Menschengattung Wiege waren, wo sie noch nicht zur Knechtschaft verdammt, die Rechte der Freigebornen genoß, und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daseins zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Namen zieren das lange Verzeichniß der asiatischen Früchte; Apfelsinen, Pompelmosen, Pisangs, Datteln, Mangos und Mangostanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambusen, Blinbings, Litschis, Lansas, Rambuttans, Zalacken, — doch was sollen unsere Leser mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieser von der Natur so reichlich ausgespendeten Leckereien? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, die zugleich mit Speise

und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träge ist, ihren schlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceilonische Nepenthe, welches in seinen schlauchähnlichen Blättern ein süßes, kühles Wasser für den durstigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten ist der neue Welttheil, trotz Allem was man zu seiner Herabwürdigung gesagt hat; außer Kokosnüssen und Pisangfrüchten, die er mit dem alten Continente gemeinschaftlich besitzt, gehören ihm die Ananassorten, die in unsern Treibhäusern so berühmt geworden sind, die Mombin und Persimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammeifrüchte, die Papagaien und Guaiaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breiäpfel und darunter die in Peru so gepriesene Tschirimoya, nebst einer Menge anderer Obstarten und Nüsse. Auch in dieses neuentdeckten Landes heißen Gegenden konnten also die Menschen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen schmeichelte, und durch den sanften Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammte; auch hier konnten also Anfänge der Kultur und gesellschaftliche Verbindungen in der vermehrten Volksmenge entstehen; und wirklich fanden sie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menschen sein Sinn für die süßen Erzeugnisse des Erdbodens werden kann, müssen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereien nicht für ihn allein existiren, indem es in allen Klassen der Thiere gewisse Gattungen gibt, die ein lebhafter Instinkt für das Süße zum Genuß desselben auffordert. Die Bären unseres Nordens, das Ratel und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geschlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar schlürfen: ja die Bienen selbst sowohl, als Ameisen, Zuckergäste und gemeine Fliegen, theilen sich mit uns in diesen Balsam der Natur.

Ueber Proselitenmacherei.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.
1789.

Verschiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie bestimmt hätte, Jemandem Ihre Freundschaft zu entziehen. Nie versagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtschaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen, diese mochten von den Ihrigen so abstechend als möglich sein, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menschen oder des gesellschaftlichen Vertrages, handelte. Nur der Unwürdige war Ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in seinem Busen übertäuben und gegen besseres Wissen vorsetzlich die Befriedigung seines Willens auf Kosten der Freiheit und des Eigenthums seines Mitmenschen suchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moralisten ausgehen: die Anerkennung derselben Rechte, die man für sich verlangt, in jedem einzelnen Menschen; führt mich also, mit dem Bewußtsein, daß er die unerschütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine Meinung, welche von der Ihrigen abweicht und sie bestreiten soll, durch Ihre Monatsschrift vor das Publikum zu bringen wünsche.

Der August Ihrer Monatsschrift von diesem Jahr enthält, unter der Rubrik: Proselitenmacherei, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholische

Wittwe eines Protestanten; worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der lutherischen Religion erziehen zu lassen. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Schreibens soll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beschämung des Briefstellers dienen, der auf das hinterlistigste alle Motive in Bewegung zu setzen sucht, um eine schwache und betrübte Person zu einem unredlichen Schritte zu verleiten, indem er ihr denselben als Pflicht und als Befehl von Gott vorspiegeln will.“ Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte, deren Sie sich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Proselitenmacherei. Ich begreife nicht, wie man im protestantischen Deutschland, welches so lange her bemühet gewesen ist, von allen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in Absicht der Vorstellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen und Verfassungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verstandeskräfte genaue Kenntnisse einzusammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geist eines angeblich alleinseligmachenden Glaubens je so weit hat verkennen können, um sich zu schmeicheln, daß seine Bekenner dem ernsten Bestreben entsagen würden, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag sich die Behauptung wohl beschreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um so viel weniger, als es gewiß ist, daß dieser Wahn erst seit Kurzem gerügt wird, und überall so wenig Beifall findet, daß er kaum der Rüge werth zu sein scheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, so würde ich seine Entstehung dort suchen, wo man ihn zuerst widerlegte. Von Schulverbesserungen, von Aufnahme der Wissenschaften und Künste, von Klösteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen protestantischer Gelehrten im katholischen Deutschland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht schwärmt man nicht für das Gute, welches Jedem nach seiner Einsicht das Beste scheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthusiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugschluß zu erzeugen, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als halber Protestant sein müsse. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, sich von dieser vermeintlichen Metamorphose ihrer selbst etwas träumen zu lassen; eben

so entfernt wie jene Protestanten, denen derselbe Enthusiasmus auf den Kopf zusagen durfte: sie könnten, ohne es selbst zu wissen, heimliche Jesuiten sein. Allein es währte gewiß nicht lange, so mußte der Mann, der diese unsichtbaren Verwandlungen erspähet zu haben glaubte, sich selbst seinen Irrthum eingestehen, sobald er nämlich zur wirklichen Untersuchung schritt, und die deutschen Katholiken gegen das Ideal in seinem Kopfe hielt. Nach dieser Entdeckung wußte er sich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen so notorisch gewordenen Kampf mit seinem eigenen Hirngespinnste. Die längst bekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgesinnten verdienstlich sei, mußte itzt auf einmal etwas Unerhörtes heißen, damit man über protestantische Sorglosigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemisirenden Jahrhunderte zurück versetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbsttäuschung auch so weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unsrer katholischen Landsleute die unbilligsten Urtheile veranlaßt hätte; so würden Sie sich mit mir über eine so natürliche, dem menschlichen Herzen so angemessene, Wirkung wohl schwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole also, daß die meisten Katholiken sich durch den Lehrbegriff ihrer Kirche berufen glauben, Proseliten zu machen; dies konnte keinem in seiner Religion zweckmäßig unterrichteten Protestanten, keinem, für dessen Belehrung und Unterhaltung durch unsere zahllose Journale gesorgt werden sollte, unbekannt geblieben sein. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei, stände mit der Menschenliebe in Widerspruch, wenn er nicht an den Wunsch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Diese beiden Grundsätze stehen und fallen mit einander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis sie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Protestant, der allen christlichen Partheien ziemlich gleiche Ansprüche auf die Seligkeit zugesteht, muß zwar nach seinem Gefühl diesen verdammenden Glauben mit seiner unmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich gestehen, daß der Katholik auch bei diesem Glauben wenigstens noch consequent ist. Daß dieser Glaube, daß so mancher andere Glaube sich des menschlichen Herzens hat bemeistern können: darüber darf der Philosoph das Loos der Menschheit bedauern: denn das ist seinem Glauben

gemäß; er wird aber unstreitig der letzte sein, der seinen Mitmenschen die goldene Freiheit absprechen möchte, zu glauben, was sie wollen oder können. Diese Freiheit aufzuheben, ist nicht nur unerlaubt, sondern auch zum Glück nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre," wird man mir antworten, „daß ein Protestant, er sei Philosoph oder nicht, den Einfall haben sollte, einen andern Glauben, wäre es auch der alleinseligmachende selbst, im heiligen römischen Reiche verfolgen oder in einem gehässigen Lichte darstellen zu wollen! Das aber läßt sich keinem wehren, daß er nach Grundsätzen einer erleuchteten Vernunft, welche seit Kurzem so manche Riesenschritte gethan, sich selbst von seiner Ueberzeugung Rechenschaft geben, sich gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu vermehren sucht, mit Gründen verwahren, seine Glaubensgenossen vor dem Abfalle sichern, und der Wahrheit Zeugniß geben darf."

Wahrheit! schönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menschengeschlechte so theuer, daß Religion und Philosophie an die Ergründung seines göttlichen Sinnes die höchste Glückseligkeit knüpften! Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte? Verzeihen Sie diese Apostrophe; Sie wissen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

die Sonnen: Wahr und Gut und Schön!

Wahrheit also muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und so lange sie einem unaufgelöseten Problem ähnlich sieht, das ist, überall wo Verschiedenheit der Meinungen herrscht, kann ihre Erforschung ohne Discussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünsche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu sehen; sie sind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntnissen Eingang zu verschaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu lassen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monatsschrift dem Aberglauben, der Schwärmerei und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Absicht, der Wahrheit, wie sie von Ihnen erkannt worden war, Beistimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leser, mit einem Worte, zu über-

reden. Behauptungen, von deren Zuverlässigkeit man überzeugt ist, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publikum.

Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, in so fern er das Bestreben ist, Andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir Alle Proselitenmacher; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht an sich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein. Der Streit zwischen Protestanten und Katholiken hatte vieler Menschen Blut gekostet, als endlich ein feierlicher Friedensschluß jeder Parthei die gewaltthätige Beeinträchtigung der andern untersagte. Allein auch damals schon kannte man die Rechte der Menschheit zu wohl, damals schon hatte man sie mit so großem Nachdruck geltend zu machen gewußt, daß jedem deutschen Manne Freiheit des Gewissens zuerkannt, mithin auch allen Religionspartheien deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich bestätigte, gestattet wurde, Proseliten anzunehmen, die sich durch Bestimmungsgründe, welche ihnen überwiegend schienen, zu einem freiwilligen Tausche bewogen fänden. Dem Katholiken steht es also frei, aus eigener Wahl zur protestantischen Religion überzugehen, und eben so dem Protestanten, katholisch zu werden.

Wenn es nun unläugbar ist, daß der Geist der Proselitenmacherei so lange unter den Katholiken nicht erlöschen kann, bis die katholische Kirche durch eine bestimmte, alle ihre Kenner bindende, Auslegung ihres Lehrbegriffs den Andersgesinnten die Hoffnung der Seligkeit zugestehen wird; wenn ferner durch die itzt gültigen Religionsverträge die Gewissensfreiheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern gestattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proselitenmacherei zu wehren, oder auch nur dieses Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung auszusprechen, um die Handlung selbst und die Religion, welche sie zu billigen scheint, in einem gehässigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einst heftig zwischen der protestantischen und katholischen Parthei, kaum sind sie noch besänftigt, kaum ist Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in diesem reizbaren Zustande kann leicht ein hartes Wort die Ruhe stören und für einen wirklichen Angriff gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsstreitigkeiten — ich appellire an

9 *

Ihr Gefühl! — würde dem Schlusse des 18. Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu bestimmen, innerhalb deren eine wohlgemeinte Warnung erlaubt und unbeleidigend ist? Soll der eifrige Protestant ruhig zusehen, daß die katholische Religion von allen Seiten um sich greift, überall durch ihre Ueberredungskünste neue Bekenner an sich lockt, und das Häuflein seiner Glaubensgenossen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich ganz verschlingt?" Hier ist meine Antwort. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen; ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen jetzt verwerflich scheint: so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselitenmachers bei dem Publikum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst den Sturz der ganzen Parthei nur beschleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholischen; und das Resultat bleibt dasselbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls besiegten, so müßten Sie noch heute Muselmänner sein.

Doch die gute Sache des Protestantismus ist bei weitem so verzweifelt noch nicht, als die Furcht vor den Bekehrern sie zu machen scheint. Was beide Partheien, nächst ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verschiedenen Glaubensmeinungen vorzubringen wissen, ist alles längst gesagt; und wenn etwas mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, so ist es dieser Satz: den Polemikern auf beiden Seiten sei Trotz geboten, daß sie auch nur ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit ist schon darum nicht zu vermitteln, weil er die ersten Principien betrifft, und schon darum schwer zu führen, weil die tiefsinnigsten Denker, wo es auf Principien ankommt, einander so leicht mißverstehen.*) Doch gesetzt, daß einige der größten menschlichen Geister jene allgemein gültigen Principien, die jeder individuellen Menschenvernunft Gesetze geben, so gefaßt — oder

*) S. Herrn Reinhold's vortreffliche Abhandlung über den Skepticismus, im Juliusstück der Berl. Monatsschrift von 1789.

errathen — hätten, daß sie darüber einverstanden wären, und darnach über die Ansprüche der Religionen aburtheilen könnten: so wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeschränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entscheidungsgrund. Auch die Vernunft κατ᾽ ἐξοχην existirt nur für den, der sie zu fassen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird sie ein Götze, dessen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch schlimmere Anmaßung scheint.

Wenn man demnach, um Protestant oder Katholik zu werden, auf die ersten Principien selten zurückzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: so müssen wohl andere Ursachen den Ausschlag geben, so oft eine von beiden Partheien einen Proseliten macht. Hat es ferner seine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Protestanten für die katholische Kirche gewonnenen Proseliten bedenklich ist: so wird die Veranlassung zu diesen Bekehrungen, sobald sie sich entdeckt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es gibt nur zwei Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menschen wirken kann: durch den Kopf und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verstand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl, desto fester steht die Ueberzeugung, desto schwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu setzen, desto wichtiger, erhabener, vollkommener müssen die Gründe sein, wodurch man eine Bekehrung bewerkstelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bei Protestanten, welche schön und wahr und gut empfinden, richtig und scharfsinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten sei; weil Sie dem Katholicismus, sobald ihn Menschen von dieser Bezeichnung wählen könnten, entweder entschiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigstens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verschiedenheit ihrer Geisteskräfte einzuwenden hätten. Also: aus welcher Klasse von Protestanten kann sich die katholische Kirche Proseliten suchen? Die Antwort ist bereits im Vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klasse, worin so mancher Protestant keinen Sinn für die Moralität seiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft besitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältnisse seiner Lage und seines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit, im Protestantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn besitzt, Gesetze geben, und das geläuterte Gefühl seine Wirkungen von dem roheren nimmer-

mehr erwarten darf: so reduciren sich alle Mittel, welche nicht auf die Erweckung des moralischen Sinnes, und auf verstärkte Wirksamkeit der eigenen Denkkräfte im einzelnen Menschen abzwecken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Ist die Religion in die Verfassung unzertrennlich verwebt; ist sie ein Hauptrad der großen Staatsmaschine, und sieht sich aus diesem Grunde die gesetzgebende Macht gezwungen, um der Proselitemacherei zu wehren, dem Gewissen des Bürgers Fesseln anzulegen: so hat alle freie Discussion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann weiter nicht die Rede sein; Denkfreiheit und Moralität der Wahl sind vernichtet; Maschine steht nur gegen Maschine, und je früher man die zwei- oder dreimalhunderttausend Argumente Ihres Königs ins Feld rücken läßt, desto schneller und sicherer ist der Sieg des Protestantismus entschieden.

So wären wir aber heute noch auf demselben Punkte, wo man vor 300 Jahren stand; und so viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umsonst gestorben! Märtyrer der Wahrheit, sage ich: nicht der besondern Meinung, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte; — denn unter widersprechenden Meinungen kann höchstens nur eine die wahre sein, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders — sondern der theuer erkauften, mit Blut besiegelten Wahrheit: daß der Glaube eines Menschen, was immer sein Gegenstand sei, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und selbst vom eignen Willen unabhängig ist!

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieser Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; selbst die unumschränktesten Herrscher haben sie zur Richtschnur gewählt; und durch ihre Kraft ist das schreckliche Zwangssystem in Gewissenssachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es also, diejenige Klasse von Unterthanen, deren Verstand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigsten Widerstand leisten konnte, sich selbst zu überlassen. Ohne Zweifel hatte diese Sorglosigkeit die betrübtesten Folgen für die protestantische Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Distrikte bekannten sich zur katholischen Religion? Die protestantischen Pfarrer ermüdeten das

Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menschlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtschaffner Protestant, der in seinem System mehr Wahrheit und Menschenglück findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten scheinen, für die Erhaltung dieses Systems unter solchen Umständen recht ernstlich besorgt sein: er muß es um so viel eher, da er keine unmittelbare Dazwischenkunft einer höheren Macht zum Besten irgend eines menschlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unsern Zeitläuften erwartet, sondern leicht den Beruf fühlen kann, statt aller Wunderkräfte seine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzusehen, in welchem für diesesmal die Beschirmung der Wahrheit beschlossen liegt. Hier ist indessen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerst, die Bekehrer selbst zu erforschen. Durch welche Vorspiegelungen, durch welche Künste gelingt es denen, die nach der so ängstlich wiederholten Klage der protestantischen Journalisten, von der katholischen Kirche zu diesem Geschäfte besonders auserschen sein sollen, so viele Protestanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einsicht von warmen Gefühl, von hinreißender Beredtsamkeit sein? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verschmitzten Priestern sprechen die Kläger. „Jenen", so lautet ferner die Beschuldigung, „ist ihre Regel der Inbegriff alles Wissens, ihr Gefühl ist Köhlerglaube, die Quelle ihrer Beredtsamkeit ist die Legende. Diese", fährt man fort, „erschleichen das Zutrauen, schmeicheln dem Gewissen, halten dem Eigennutz eine Lockspeise vor." Wir wollen hier die Fragen! ob Menschen von dieser Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltenen Auftrages handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Missionen in das protestantische Deutschland schickt, fürs erste unerörtert lassen; genug,

Die Proseliten solcher Bekehrer sind also nur Wundersüchtige von schwacher Vernunft, oder Gewinnsüchtige von erstorbenem Gefühl. Die Unglücklichen! Die Bedauernswürdigen! Welches grausame Schicksal stieß sie so weit hinab, daß sie die schönste Bestimmung des Menschengeschlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glücklich zu sein, glücklich als denkende und

empfindende Wesen? Wer fesselte ihre Vernunft, wer stumpfte ihr Gefühl?

„Sie sind Sclaven."

Um ihrer Denkkraft Wirksamkeit, ihrem Gefühle sittliche Vollkommenheit zu verschaffen, fordern wir also ihre Wiedereinsetzung in alle Rechte der Menschheit. Freie Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, so oft man es erwähnt, die Lebenskraft selbst des Sclaven mit seiner Wahrheit durchdringt: Frei sein, heiße Mensch sein; der Freie nur bilde sich hinauf zum Vollkommnen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und unter einander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen! Ein freier Bürger eines freien Staats, und zugleich ein Proselit zu sein: das wäre dann entweder ein Widerspruch, oder es gereichte dem Kopfe und dem Herzen des frei Wählenden zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zustand jener Unglücklichen, die der Despotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menschheit beraubt hatte, durch eine schlaue petitionem principii zum Beweise angeführt, daß die Vormundschaft eines Despoten ihnen unentbehrlich sei; als ob nicht selbst das roheste oder auch das verworfenste Volk eine größere Masse von Einsichten und mehr lauteres Menschengefühl in sich faßte, als je ein Despot allein besitzen kann! Doch es sei der Fürst der weiseste und beste Mann im Staate; Weisheit und Güte beweisen noch nicht das Herrscherrecht. Kann ich die gesetzgebende Macht meiner Vernunft über mich selbst nur veräußern? die Gesetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige ist? Sie annehmen, sie anerkennen, sie verstehen, setzt bei mir gleichen Grad der Vernunft voraus; allein alsdann höbe die letzte Voraussetzung die erste auf. Diesem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung gibt es keine Superiorität; Anerkennung aber ist unmöglich bei ungleichem Fassungsvermögen; mithin ist die Herrschaft, selbst des Weisesten und Besten, kein Recht, sondern Gewalt. Die Einschränkung der Gewissensfreihet ist nur der auffallendste Akt dieser Gewalt; ein Akt, wodurch der Despotismus seinen Untergebenen die Rückkehr zu ihrer eigenen Vernunft gar abschneiden, alle freiwillige Regungen in ihnen zu ersticken

sucht. Mit der Freiheit sich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeschriebenen Vorstellungen zu machen, verschwindet die letzte Veranlassung zur eignen Anstrengung der Vernunft; bei der maschinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erlischt der letzte Funke von Empfindung, womit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weise Regenten, denen diese tödtlichen Folgen unverholen blieben, schenkten daher dem Volke die Gewissensfreiheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majestätsrechte der Menschheit in sich selbst zu empfinden, und deren Ausübung dereinst in seine Hände zurückzufordern. O, warum glaubten sie, daß es noch dieser Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten sie sich nicht groß genug, um die Befreier ihres Volkes zu werden? Warum bedachten sie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, so viel als gar nichts der Freiheit des Bürgers einräumen hieße, so lange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf, was sein Vorfahr baute, und die Gesetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, diese von den Eingebungen seines Divans, und diese wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es soll mich nicht wundern, wenn man diese Gedanken eines schwärmerischen Anstrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geistes und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Grenzen des Wirklichen hinaus, und was immer der Lieblingsgegenstand sei, womit sich unser intellektuelles Wesen beschäftigt, so idealisirt ihn unsre Phantasie. In Ihrer Monatsschrift, diesem Schauplatze der Schwärmereien für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir schwärmen, so sei es für die Freiheit! Das ist wenigstens eine unschädliche, ehrwürdige, herz- und geisterhebende Schwärmerei, die nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurück aus unsern utopischen Theorien in die wirklich sublunarische Welt.

Die Gewissensfreiheit existirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfassung das Widerspiel der republikanischen ist; und man besorgt also in Ernst, daß die Bekehrung derselben zur katholischen Kirche unvermeidlich sei? Inzwischen, was nach der Theorie so zuverlässig war, so unfehlbar eintreffen mußte, ist gleichwohl bis jetzt noch nicht geschehen: kein Distrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern ist bekehrt, kein Pfarrer hat

über die Verminderung seiner Heerde und die Abnahme seiner Einkünfte geklagt. Beispiele von einzelnen Proseliten lassen sich nachweisen; allein sie bleiben seltne Ausnahmen, und können eben so wenig einen allgemein gewordenen Hang zum Katholicismus unter den Protestanten darthun, als Steblitzky und Lord Gordon die besondere Neigung der jetzigen Christen zum Judenthum beweisen. So gibt es auch neuerliche Beispiele, daß Katholiken zur protestantischen Religion übergetreten sind; nur fallen sie selten so in die Augen, wie der Uebertritt des jetzigen Herzogs von Norfolk, und man gibt sich keine Mühe sie zusammenzusuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas Allgemeines folgern zu wollen, hier Jeden abschrecken muß. Bei der bekannten Denkungsart der katholischen Glaubensverwandten, die den Wunsch nach Bekehrungen rege, und die Bewerkstelligung derselben verdienstlich macht, muß allerdings die Zahl der Proseliten, welche zu dieser Kirche übergehen, die der andern weit übersteigen, ohne jedoch für eine stärkere Neigung bei Protestanten zur Apostasie das Mindeste erweislich zu machen. Der ganze Unterschied liegt darin, daß die Protestanten sich nicht, wie so manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unläugbar häufigen Versuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Protestanten zur Annahme ihres Bekenntnisses zu überreden, es sei nun, daß sie ihre Gründe vom weltlichen oder geistlichen Vortheil, oder von beiden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verstand in Anspruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was so oft und dringend von der heimlichen Geschäftigkeit gewisser papistischen Ordensmänner durch den Weg geheimer Gesellschaften, physikalischer und hyperphysischer Prästigiatoren und andrer Emissarien in Ihrer Monatsschrift behauptet worden ist: so möchte man in Versuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieser mächtigen Bestürmung, bei der vorausgesetzten Schwäche der Principien des großen protestantischen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuschreiben, wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die Macht der Gewohnheit nicht das Räthsel lösete. Daß bei vernünftigen Männern Hypothesen sich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten Britten den Sonntag wie puritanische Kopfhänger feiern, daß die katholische Kirche sich noch der Kurie unterwirft, daß Sclaven sich mißhandeln lassen von schwächern Tyrannen: diese und so viele Dinge mehr, werden durch die Macht der Gewohnheit be-

wirkt. Wie? und der protestantische Glaube wäre allein nicht sicher unter ihrem Schutze? Wenigstens bei den Versuchen katholischer Proselitenmacher ihn wankend zu machen, sollte ich meinen, daß wir ruhig schlafen könnten. Oder wollen wir erst sehen, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwei Kräfte gibt es allerdings, deren Wirksamkeit die Gewohnheit nicht widersteht: der Trieb der Selbsterhaltung, und das Beispiel. Ihre Art zu wirken ist sehr verschieden: die erste bringt schnelle, plötzliche Revolutionen zuwege; die zweite kommt unvermerkt und langsam zum Ziel. Der Druck des Despotismus, wenn er zu gewaltsam ist, weckt auch in einem anscheinlich erstorbenen Staatskörper das Selbstgefühl des Bürgers. Zum Selbstgefühl erwachen, heißt schon frei sein; denn ein jeder Despotismus ist wie der nächtliche Alp verschwunden, in dem Augenblick, wo das Volk zum ganzen Bewußtsein wieder erwacht. So schüttelt Frankreich jetzt den Todesschlummer ab, in welchem es versunken lag, und wird frei. So befreite auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unsre deutschen Voreltern vom hierarchischen Joch; und nimmermehr wird dieselbe Reformation, die so schnell und unaufhaltsam jene aufs äußerste getriebenen Gemüther ergriff, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geistlichen Alleingewalt zurücksinken. Die einstimmige Mißbilligung solcher Maßregeln, die auch nur dem leisesten Verdacht eines neuen Eingriffes in die Rechte der Gewissensfreiheit unterworfen sind, beweiset zur Genüge, daß die Tyrannei einer protestantischen Unfehlbarkeit schwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu suchen ist. Nichts Geringeres aber als der Druck einer solchen Tyrannei könnte die Protestanten auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht, um ein schwereres freiwillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beispiels, diese langsam und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmeichelnde Macht, kann unvermerkt die Wachsamkeit der Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben." Ich räume Ihnen ein, von dieser Seite drohet den Protestanten noch die meiste Gefahr. Wo katholische Fürsten protestantische Staaten beherrschen, und die Religion bei der Besetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geschicklichkeit und Verdienst; dort lassen sich die nachtheiligen

Folgen des Beispiels leicht voraussehen. Dagegen hat man aber in solchen Staaten dem Mißbrauche der oberherrlichen Gewalt schon vorzubeugen und alle Besorgnisse in Zukunft überflüssig zu machen gewußt. Im Kurfürstenthum Sachsen ist die Besezzung der Landesstellen mit Subjekten, die der augsburgischen Konfession nicht zugethan sind, dem katholischen Regenten gänzlich untersagt. In Hessen mußte Friedrich II., unter der Garantie von England und Dänemark, der Erziehung seiner Kinder entsagen, dem ältesten Sohne die Grafschaft Hanau abtreten, und den versammelten Ständen mit einem feierlichen Eide betheuern, daß sein Uebertritt zur katholischen Religion keins der konstitutionsmäßigen Rechte der herrschenden reformirten Kirche schmälern sollte. Diesen Maßregeln muß man es zuschreiben, daß das Beispiel der regierenden Fürsten in beiden Ländern ganz unschädlich geblieben ist. Allein diese Unschädlichkeit, muß ich bekennen, ist die Wohlthat der Verfassung, welche zwar von echtrepublikanischer Freiheit weit entfernt, aber gleichwohl frei genug gewesen ist, um der Willkühr des Fürsten Grenzen zu setzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der protestantischen Kirche in solchen Ländern stehen, wo Alles von der unumschränkten Gewalt eines Einzigen abhängig ist. Gesetzt einmal, der Beherrscher einer protestantischen Despotie träte öffentlich zum katholischen Glauben über; er besetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er suchte durch eine Verordnung nach der andern den Geist der protestantischen Kirche umzumodeln, katholische oder eigentlicher papistische Grundsätze in denselben überzutragen, die Denk- und Gewissensfreiheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; gesetzt, er wäre schlau genug, das sinkende Ansehen des Papstes in Deutschland unter einem politischen Vorwande aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholischen Erzbischöfe neue Hindernisse in den Weg, und hemmte dadurch die Fortschritte der deutschkatholischen Kirche zur Läuterung und Independenz: — unter diesen, freilich höchst unwahrscheinlichen, Voraussetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Analogie. Nur scheint es mir aus diesem eventuellen Falle, wie aus allem bisher Gesagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht

der Katholicismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer despotischen Regierungsform, der protestantischen Kirche furchtbar ist. Nehmen wir den Katholicismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, so können Sclaven immer noch durch irgend ein andres geistliches Zwangssystem, irgend ein symbolisches Formular, in Lastthiere verwandelt werden, an denen, wie an den polnischen Leibeigenen, die menschliche Gestalt, das Ebenbild der Gottheit, und folglich das Siegel der Freiheit kaum noch kenntlich ist.

Es ist keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat schon längst gesagt, schon längst, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchischen Despotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwiesen; den letztern hat man vielfältig vor dem höchsten Tribunale der Menschheit aller Majestätsverbrechen angeklagt und schuldig erfunden. Seine Tücke sei indeß noch so gefährlich, so können Umstände eintreten, welche ihn in gewissen Schranken halten, und ihn nöthigen, seinen weitaussehenden Projekten, wenigstens auf einige Zeit, zu entsagen. Wenn unter mehrern Staaten von verschiedenem Interesse und verschiedener Verfassung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Literatur im engsten Verkehr mit einander stehen, einer oder der andere sich der uneingeschränkten Regierungsform nähert; so scheuet doch daselbst die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publicität. Der gewöhnliche Despotismus schämt sich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf seinen Schlichen ertappt. Der Blutdurst muß wirklich so hoch steigen, wie bei den Nachfolgern Augusts auf dem römischen Kaiserthron, ehe er sich über diese Furcht hinaussetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrscher den Katholicismus in protestantischen Staaten begünstigte, so scheint mir wenigstens in der Publicität ein sicheres Zufluchtsmittel für die bedrängte Kirche zu liegen; die Besorgnisse der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne dringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein sanfter, gutmüthiger Fürst den Despotensitz; in diesem Falle würde man auch durch Anspielungen seinen Endzweck erreichen, und die Proselitenmacherei könnte dann der kleine Husar sein, den man statt des Despotismus peitschte.

Eine solche Metonymie hätte aber auch ihre Grenzen. Es

wäre doch unter diesen Umständen unbillig, Scherz in Ernst zu verwandeln, und auf die Proselitenmacherei so aus allen Kräften loszuschlagen, als ob sie wirklich etwas verschuldet hätte. Am wenigsten dürfte es in einem solchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entschuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu schreien — am wenigsten dürfte es da nöthig sein, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inconsequenzen irgend einer Privatperson von übrigens unbescholtenem Rufe, öffentlich zur Schau zu stellen, und der Mißdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, blos weil sie mit unserm Gemisch von Ahnungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unsere Religion nennen, nicht zu reimen sind.

Beschämung! — ja! Beschämung des Briefstellers nennen Sie aber die andere Absicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsschrift abdrucken zu lassen. Sollte wohl sein Betragen dieses harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er, ein Katholik, räth seiner Glaubensgenossin, ihre Kinder katholisch zu erziehen, aus Pflicht zu seiner Religion und als Freund. Seit wann ist es ein Verbrechen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wann darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewissensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältnisse der so berathenen Person zur Absicht hat? Allerdings ein großes unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat; daß er den Satz vom einzig selig machenden Glauben steif und fest annimmt und darnach handelt; daß er von seinen Aeltern, in der Schule, von orthodoxen Theologen seiner Kirche diese Meinung mit der Muttermilch und mit der ersten Milch des Unterrichts eingesogen hat! Ich müßte mich sehr irren, oder die Katholiken dürfen sich wohl über protestantische Intoleranz beschweren, wenn dasjenige, was nach protestantischen Grundsätzen höchstens ein bedauernswerthes Unglück ist, einem Menschen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird. Ist es aber in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu sein, und seinem Glauben gemäß zu handeln; so wird man sich auch nicht wundern müssen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen, und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegriffe fließen, man-

ches lieblose Urtheil fällen sollten. Wahrlich, diese gegenseitige gute Meinung bereitet die beiden Partheien zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Christen und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruck heißt es ferner: der Rath dieses Mannes sei auf das hinterlistigste motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, sondern den Vortheil der Wittwe zur Absicht. Wenn ich mir Sie selbst, meine Herren, an dem Platz des Briefstellers denken, der sich in seinem Gewissen verpflichtet glaubt, seiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proseliten zuzusichern, so begreife ich wohl, daß sie überzeugender, eindringender, pathetischer geschrieben; allein ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bei deren Erwählung sich einer Hinterlist bewußt gewesen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinseligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, suppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefsteller sogar geglaubt haben könne, ein Versprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuschung läßt sich leicht erklären, vermöge deren man widerrechtlich handelt, und dennoch sein Gewissen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöser Meinungen über die Gemüther? Nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Diese rechtfertigte ja sogar vor Zeiten jeden Angriff auf leibliche Freiheit und materielles Eigenthum der Andersgesinnten; und noch jetzt wird die Usurpation, womit sie ihre Aussprüche jeder Vernunft aufdringen und bei einem jeden Räsonnement vorausgesetzt wissen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Besitzes wegen tolerirt. „Gott" — so lautet der gewöhnliche Ausdruck: — „Gott selbst hat geredet; hier verschwinden alle Einwürfe der Vernunft." So urtheilt der gewissenhafte Mann nach den Postulaten seines Glaubens. Daß dadurch ein Mensch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an seinen Glaubensmeinungen hing, und von ihrer ausschließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt sein mochte, in seinen Erwartungen hintergangen, daß ein feierlicher, freiwilliger Vertrag gebrochen wird: — von der Unredlichkeit dieses Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begriff. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen sein; unredlich

kann der Briefsteller nur alsdann erst heißen, wenn er von der Ungültigkeit seiner Gründe schon voraus überzeugt gewesen ist, wenn er die Wittwe (die bei Ihnen wohl nur in Konformität einer gewissen Terminologie eine schwache und betrübte Person heißt) mit Vorspiegelungen, die seiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verstorbnen Ehemannes noch im Grabe zu beleidigen.

Sie scheinen mir in diesem Falle von einem Katholiken protestantische Grundsätze zu fordern, wenigstens seine Handlungen und Absichten nicht aus seinem Gesichtspunkte zu beurtheilen, und auf diese Weise zu jenen harten Ausdrücken gekommen zu sein, womit nur vorsätzliche Verbrechen, keineswegs aber die Verirrungen, die aus religiösen Meinungen entspringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leser, ganz wider Ihre Absicht, eine hinreichende Veranlassung, Ihre Darstellung des katholischen Bekehrungseifers in die Klasse gewöhnlicher Kontroversschriften zu setzen und den Vorwurf der Proselitenmacherei zu retorquiren. Ihre gewiß verdienstliche Bemühung, dem Heer von Bekriegern aller Art entgegen zu arbeiten, und sowohl das geistige Eigenthum unserer klaren Begriffe als auch das materielle unsrer Baarschaften vor jenem Raubgesindel zu sichern, macht den Wunsch in mir rege, daß Nichts in Ihren Aufsätzen vorhanden sein möchte, was die Beschuldigung des Partheigeistes auch nur von fernher begünstigen könnte. Es ist aber unmöglich, bei der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufsätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenschaftlicher Synkretismus zuweilen sichtbar wird, welcher über wissentliche Betrüger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergehen läßt: ein Synkretismus, welcher die edelsten Menschen, wenn sie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, sogleich für Mitschuldige erklärt, und als solche zu züchtigen sucht. Ich darf wohl sagen, daß dieses Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsschrift stiften kann, sehr wesentlichen Abbruch thut, ohne, so viel ich einsehe, den mindesten Ersatz zu liefern.

Es raubt ihnen erstlich alles Zutrauen der Katholiken: nicht allein der so genannten Rechtgläubigen, die jeder Widerstand, wenn es möglich wäre, zu größerer Anstrengung gegen den Protestantismus reizen muß; sondern auch derjenigen, die mit

redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteige zu reinigen wünschen. Diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereien der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und schädliche Mißdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehen aber einschlummern muß, ehe es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfsinnigkeit in Ansehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Protestanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieser Denkungsart kann nur die Macht des Beispiels bewirken: des Beispiels der bereits aufgeklärten Katholiken, die von ihren Fürsten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und durch eigne Vortrefflichkeit der Charakters glänzen müssen; der Protestanten, indem sie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlstand und innerer sowohl als äußerer Prosperität aller Art, den ihnen politische und religiöse Freiheit verschafft, in vollem Maße empfinden lassen, und dadurch den Wunsch nach den Mitteln ähnliche Vorurtheile zu erlangen, im höchsten Grade erwecken müssen. Wie viel bleibt auf diesem Wege nicht noch den Protestanten für sich selbst und ihre katholischen Brüder zu errringen übrig?

Von der Härte, womit Sie sich gegen Andersgesinnte äußern, besorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrücke auch für Ihre protestantischen Leser. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieses nicht der Fall ist, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche sonst Ihre öffentliche Schaustellung der neuen Schwarzkünstler, Desorganisatöre, Goldköche, Mondsdoctoren, Rosenfelde und anderer Betrüger unfehlbar in weit größerem Umfange äußern müßte. Ward einmal der leiseste Verdacht von Partheilichkeit in einer Rücksicht veranlaßt, so ist man immer geneigt, in jedem Falle sie wieder im Spiele zu vermuthen.

Bei der höchsten Achtung für die eigne Beruhigung, welche

aus dem Bewußtsein einer guten Absicht entspringt, bleibt mir endlich der Wunsch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer mit mannigfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wissens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortschreiten, blos um des verschiedenen Ganges willen, der jedem eigen ist, um eines Tones willen, den innere und äußere Verhältnisse modificirten, um der besondern Ansicht willen, wodurch das eine Wahre Jedem anders erscheint, doch nie vergessen möchten, daß wechselseitiges Wohlwollen ihre höchste Ehre ist. Der Aufklärung unsers Jahrhunderts scheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu persönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird diese Intoleranz, die gehässigste von allen, noch dauern? Wann wird man aufhören zu glauben, daß, weil diese oder jene Principien und Meinungen uns wahr und alleingültig scheinen, sie darum in eben dem Lichte von Andern gesehen werden müssen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für sich verlangt, auch allen Andern zuzugestehen; dergestalt, daß kein ens rationis den freien Menschen fesseln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menschen allen andern vernünftigen Geschöpfen das respektabelste Wesen sei, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzweck haben kann, gewissen allgemein gültig sein sollenden Principien einen Despotensitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menschen freie ungehinderte Wirksamkeit verschaffe?

Allein bei der Stimmung unserer Zeitgenossen, bei ihrem Wahlspruch: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis, bei der traurigen Fertigkeit Andersgesinnte für ehrlos zu halten, und dieses Privaturtheil auch sogleich im Druck zu verkündigen, bleibt die Denkfreiheit nur ein frommer Wunsch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionssystem noch hier und da das brutum fulmen einer zukünftigen Verdammniß herabschleudern — dürfen wir da wohl von Unvernunft sprechen, so lange das mildere oder strengere Urtheil, welches wir von diesem Glauben fällen, hinreichende Veranlassung gibt, eine sichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menschlichen, nach welchen angeblich göttlichen Gesetzen kann dieses Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal: die Nichtanerkennung der

Wahrheit bringt keinem Menschen Schande, sondern die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. Wer sich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik absprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtankennung mathematischer Axiomen verbunden: wie wäre es billig, sie an spekulative Sätze oder gar an Glaubenssachen, deren Evidenz schlechterdings nur subjektiv ist, zu knüpfen?

Doch gesetzt, die Wahrheit wäre das unverfälschte, ausschließende Eigenthum der einen Parthei: ist Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man sie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verschafft? Ich zweifle sehr, ob man auch bei dem glühendsten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfnng bei diesem Geschäfte behaupten, oder sich schmeicheln wird, seinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterschiedene Meinungen betrifft; wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf wessen Seite das Recht sich befindet; wo vielleicht Wahrheit und Täuschung auf allen Seiten unzertrennlich in und neben einander bestehen: was nutzt es da, die Ehre seines Gegners anzutasten? Ich erwarte keine Antwort auf diese Frage; da hingegen die andre: was es schadet? leicht so beantwortet werden kann, daß ein behutsameres Verfahren gegen Andersgesinnte ungleich räthlicher erscheint. Oder ist der gute Name eines Privatmannes, der nach andern Grundsätzen als die unsrigen handelt, ein Ding, womit man nach Gutdünken spielen kann? Daß Menschen, die das Bedürfniß, geliebt zu werden innig empfinden, so leichtsinnig Andern entziehen wollen, was sie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philosophen sich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindestens zu reden, unentschieden ist, ob sie gut oder böse, nützlich oder schädlich sei! Daß der Wahrheitseifer noch immer so verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verschiedenheit der Meinungen nicht größer sein kann; wo der freie Untersuchungsgeist erst anfängt seine Fackel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfsinn, Erfahrung und Selbstgefühl so dringend bitten, die Entscheidung der immer nöthiger gewordenen Frage: was ist Wahrheit? zuvor abzuwarten!

Diese Gedanken erwachten von neuem in mir bei der Lesung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des Mainzischen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefsteller meine Meinung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzustellen. Ich will mir schmeicheln daß ich dadurch bei manchem Ihrer Leser, der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefsteller schon der Hinterlist und Unredlichkeit schuldig glaubte, eine Revision des Prozesses veranlassen, bei einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies ist wohl die geringste Entschädigung, welche man einem unbescholtenen Manne*) für die Kränkung, sich öffentlich beschuldigt und verurtheilt zu sehen, verschaffen kann, und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, persönlichen oder unmittelbaren, Verhältnisse mit ihm zu stehen, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen, damit vor dem Publikum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir sein, wenn dieser Aufsatz so beschaffen wäre, daß Sie selbst über die darin verhandelten Gegenstände Ihre Gesinnung ein wenig mildern, und insbesondre sich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefstellers weiter gegangen zu sein, als die Unbekanntschaft mit seiner Denkungsart, und die in seinem eignen Schreiben vorangeschickten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen scheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es schaden könne, durch die Eröffnung einer Ansicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlassen. Dem Ziele, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein Andrer etwas näher; und was uns dabei an absoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufsatzes dennoch einer Entschuldigung, so fände ich einen sehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsschrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholicismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Auftritte in katholischen Ländern, bei dem hiesigen Publikum gegen die von einem aufgeklärten Fürsten hergezogenen Nichtkatholiken endlich doch erwecken könnte. Dieser Schade wäre schon an sich so groß, daß er in meinen

*) Diesen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zuletzt darauf hinaus, die wohlthätige Absicht, welche man durch die Anstellung der Ausländer, ohne Rücksicht auf ihre religiösen Meinungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrschenden Glaubenssätze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; so scheint kein Mittel wirksamer dasselbe zu entkräften, als die Verpflanzung solcher Andersgesinnten in den Staat, damit sie als nützliche, rechtschaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienste geschätzt werden können. Wie aber, wenn es in protestantischen Ländern hinlänglich ist ein Katholik zu sein, um schon Mißtrauen zu erwecken; wenn man es sich dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältnisse eines jeden Katholiken mit neugierig argwöhnischen Augen zu durchspähen; wenn Protestanten, nicht zufrieden diese Wachsamkeit, sie sei nun überflüssig oder nicht, auf ihre eigne Heimath und Staaten, wo der Protestantismus herrscht, vorsichtig einzuschränken, ihren Späherblick auch über die Grenze, gleichsam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung schuldig zu sein glaubt? — umherirren lassen, und dort ohne Rücksicht auf die Gehässigkeit dieser Rolle, das Innere der Familie, welches sogar der Gesetzgebung heilig ist, auskundschaften, die willkührlichen Privatmeinungen der Menschen vor ihren Richterstuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der der protestantischen Kirche erheischen soll, mit einer Anmaßung, die sich bis jetzt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beschämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in diesen Schritten endlich einen unversöhnlichen Religionshaß, einen zügellosen Partheigeist zu erblicken glauben, und sich dann selbst den Vorwurf machen, daß sie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Protestanten mit sorglosem Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter sich im Mainzischen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erstreckt, desto mehr wird die Unbilligkeit daselbst auffallen müssen, womit einzelne Beispiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den Tridentinischen Lehrbegriff mühsam hervorgesucht werden, um eine Beschuldigung zu motiviren, die man hier so wenig verdient. Ist es nicht auffallend, wie selten von einer Seite die Beispiele von katholischer Intoleranz in hiesier Gegend, und

wie erpicht und verhezt auf der andern manche Menschen auf diese Jagd sein müssen, da der im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwei verschiedenen Einsendern aufgeschnappt worden ist? In der That, wenn man katholischer Seits Alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltviller Briefsteller nur verlangen können, wird sich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menschen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ihn nennen, frei und besser denkenden katholischen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen sind, und daß ein Beamter, der ebenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholischen Lehre als Bellarmin, Busenbaum und Consorten, um Rath zu fragen, unglücklicher Weise nicht gewußt zu haben scheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerst Mensch und Bürger sein könnte. Aber mit diesem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn sich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß diesem Lande der rege Geist der Proselitenmacherei zugeschrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, sondern auch Protestanten einer zu weit getriebenen Besorgniß zuschreiben, um Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es versteht sich von selbst, wenn man vom Geiste eines Landes spricht, so spricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; sonst wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berlinischen Monatsschrift für den Geist des Protestantismus zu halten. Wenn also die Ausnahmen nicht gelten sollen, so ruhet allerdings der Geist der Proselitenmacherei nicht nur in dem Mainzischen, sondern in den meisten aufgeklärteren deutschkatholischen Staaten. Es werden von hier aus weder Missionare in protestantische Länder ausgeschickt, noch die hier wohnenden Protestanten durch Bekehrungsvorschläge beunruhigt. Protestanten können hier zu allerlei weltlichen Aemtern gelangen; die hiesige Universität hat sogar das rühmlichste Beispiel einer uneingeschränkten Toleranz gegeben, und ohne Rücksicht auf religiöse Meinungen einem Juden den medicinischen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weisen Menschenfreundes auf dem kurfürstlichen und erzbischöflichen Throne hat die aufgeklärte Geistlichkeit einem protestantischen Gelehrten, meinem seligen Vorgänger Dieze, in der hiesigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabstätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle protestantischen

Gelehrten, der uneingeschränktesten Gewissens- Denk- und Preßfreiheit genieße; in einem Lande, wo man sich der Usurpation der römischen Kurie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menschheit muthig widersetzt; in einem Lande, wo Alles von der Absicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eigenes Denken zu befördern, redende Beweise gibt: in diesem Lande fühle ich den Beruf, sowohl den katholischen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtschaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundschaftliche Vertrauen würdiger Menschen mit mir theilt, öffentlich zu versichern, daß wir aus eigner Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die Mainzische Proselitenmacherei nicht beipflichten können. Herberufen, nicht um seine besondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, sondern um gemeinnützige Kenntnisse in Befolgung seiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Ausländer hier den moralischen Endzweck und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menschliches jedem beigemischt zu sein scheint, damit verwechseln zu müssen. Verehrungswürdig aber ist ihm dasjenige Publikum, welches den apostasirenden Protestanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieser einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beispiele von Proselitenmacherei, in so fern sie eine allgemeine Stimmung darthun sollen, zu Schanden macht.

Um die Uebersicht zu erleichtern, fasse ich jetzt die Hauptpunkte meiner Meinung zusammen.

I. Der katholische Bekehrungseifer hat selbst unter den nachtheiligsten Umständen für die protestantische Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II. Die Gewissensfreiheit ist aber bei despotischen Regierungin immer in Gefahr.

III. Aller Zwang bildet Maschinen, und jedes Symbol ist der freien Moralität des Menschen nachtheilig.

IV. Wenn Protestanten apostasiren, so läßt sich in den meisten Fällen die Ursache auf Mangel an Einsicht und moralischem Gefühl zurückführen.

V. Das einzige sichere Mittel diesem Mangel abzuhelfen, ist Freiheit.

VI. Jedes andere Mittel ist gewaltthätig, und schon darum unwirksam.

VII. Denn seiner Meinung die Beistimmung Andrer verschaffen, (Proselitenmacherei) ist im Erkenntnißtriebe gegründet, und an sich tadelfrei.

VIII. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholischen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer sogar eine Pflicht scheinen.

IX. Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen bessere Ueberzeugung handelt; und also nur in diesem Falle kann der Bekehrer Beschämung verdienen.

X. Die Befugniß aber, Privatverhältnisse öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu bestrafen, wenn sie gegen die Meinung einer Privatperson anstoßen, ist dieser letztern noch nicht zugestanden.

XI. Auch ruhet wirklich der Geist der Proselitenmacherei in den deutschkatholischen Staaten, und einzelne Beispiele von intoleranten Menschen beweisen nichts wider diese Behauptung.

XII. Man ist vielmehr in verschiedenen deutschkatholischen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Denk- und Gewissensfreiheit beschäftigt.

Diese Sätze, habe ich geglaubt, gegen Sie, meine hochgeschätzten Herren, behaupten zu können. Jetzt überlasse ich sie, nebst meinen Gründen, ihrem Schicksal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unsers verewigten Lessing über einen gewissen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bei Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen leben zwei
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger!

Rede bei dem Antritt des Prorectorats am Collegium Carolinum in Cassel.

1784.

Die öffentliche Feierlichkeit womit der Antritt eines Lehramts verbunden zu sein pflegt, hat auch noch in unsern Zeiten den zwiefachen Nutzen, daß sowol derjenige, der es übernimmt, die Wichtigkeit der damit verknüpften Obliegenheiten gleichsam öffentlich vor vielen Zeugen anerkennen, und stillschweigend oder laut, die bestmöglichste Erfüllung derselben angeloben möge; als auch, daß die Eltern, und die Jugend, die sie seiner Unterweisung anvertrauen, ihrer gegenseitigen und jenen entsprechenden Verbindlichkeiten erinnert werden können.

Die Pflichten des Lehramts haben dies mit vielen andern gemein, daß sie nur bedingungsweise ausgeübt werden können; ja, diese Ausübung hängt vielleicht mehr als jede andre von der Mitwirkung günstiger Verhältnisse ab, wodurch man nach einem regelmäßigen, durchdachten Plane ungehindert fortzuarbeiten in Stand gesetzt wird.

Wäre der Erzieher das, womit man ihn so oft, und jedesmal so ungeschickt verglich, ein Bildner, der den Zögling nach Willkür modeln könnte, und nähme die jugendliche Seele den Eindruck seiner Lehren so tief und bleibend an, wie weiches Wachs, wenn es der warmen plastischen Hand gehorcht: dann überträfe freilich das Lehramt jedes andre Geschäft an Genuß ohne Bitterkeit, an Freuden ohne Ueberdruß, an Unterhaltung

ohne Einförmigkeit; dann möchte Jeder gern ein neuer Prometheus, ein Menschenbildner sein.

Allein der erste schärfere Blick auf jenes unabänderliche Gesetz, womit die Kräfte der Natur gebunden sind, entdeckt uns schon das Ungereimte dieser Vorstellung. Weder Kunst noch menschliche Klugheit erstrecken sich so weit, die vorherbestimmte Intension auch nur Einer solchen Kraft zu ändern, oder was sie eigenthümliches hat zu umschaffen. Nicht nur eine jede Art von Geschöpfen, sondern jedes einzelne Ding ist so wesentlich von allen selbst den alleråhnlichsten verschieden, daß es unmöglich ein andres ihm vollkommen gleiches geben kann. Ist dies der Fall mit leblosen oder auch organischen Körpern, deren einfachere Mischung weniger Mannigfaltigkeit zuläßt, wie viel überzeugender und augenscheinlicher wird dann nicht die individuelle Verschiedenheit, diese größte Pracht des harmonischen Schöpfungssystems in den Mischungen von Sinn und Empfindung, Leidenschaft und Trieb, Einbildungs- und Beurtheilungskraft, Vernunft, Gewissen und Willen, die nach unzählig veränderten Verhältnissen ineinander greifen, und jeden Menschen mit Eigenthümlichkeit begaben, welche zwar gelenkt, doch keineswegs umgebildet werden kann.

So ist dann schon in jedem Säugling ein System von Anlagen und Kräften vorhanden, nach welchen Jeder lebenslang und Jeder anders wirken soll. Allein wer wagt es nun das vielrädrige Triebwerk in Bewegung zu setzen, und so zu führen, daß es weder selbst zu Grunde geht, noch um sich her Zerstörung verbreitet? Wer pflegt, ernährt und reift die guten Fähigkeiten, wer dämpft die gefährlichen, oder weiß sie so vortheilhaft zu benutzen und so unschädlich zu machen, daß der einzelne Mensch und die bürgerliche Gesellschaft den Grad der Vollkommenheit und der Glückseligkeit erreichen deren beide fähig sind?

Vielleicht wäre es nicht vollends ein Traum aus Platons Republik, sich irgendwo ein solches Erziehungssystem möglich zu denken, wo die Geisteskräfte zweckmäßig entwickelt würden, und die Talente des Jünglings ganz allein seine künftige Laufbahn bestimmten. Vielleicht kann dereinst, wenn die dringenden Vorstellungen menschenfreundlicher Erzieher Gehör finden, und wenn mehrere Fürsten so freigebig wie Hessen's Friederich die Schulverbesserungen unterstützen, Deutschland das Land werden, wo Männer, die mit der Pflugschaar brauchbare Bürger sein könn-

ten, nicht mehr in die überzählige Zunft mechanischer Gelehrten aufgenommen, und Andre, mit Geistesgaben für den ersten Kreis im Staate nicht mehr im Staube vergessen werden. Jedoch für itzt müssen wir noch über diese wesentliche und wünschenswerthe Vervollkommnung des Erziehungswesens hinwegsehen. Gesetzt es finden sich unter der Menge von Lehrern, deren eigenes und einziges Geschäft in der Prüfung und Ausbildung jugendlicher Anlagen besteht, eine hinreichende Anzahl Männer von regem und geübtem Beobachtungsgeiste, von richtiger und schneller Beurtheilungskraft, mit einem Worte von so gesundem Kopf und Herzen, daß ihnen die verschiedenen Mischungen in der annoch unausgebildeten Seele, so wenig verborgen bleiben könnten, als der junge Achill im weiblichen Schleier dem Scharfblick des Ulysses entging; sie hätten nun auch Fähigkeit den Plan der Entwicklung nach jenen Schattirungen der Gemüther für jeden Zögling zweckmäßig zu entwerfen, und Kraft ihn vollends auszuführen: so gelten gleichwol alle diese Vortheile nichts, wo das Schicksal des künftigen Mannes schon in der Wiege entschieden ist.

Schwierigkeiten, die so tief in der Grundverfassung gesitteter Völker liegen, dürften sehr schwer und sicherlich nur mit langsamen allmäligen Schritten zu heben sein. Es ist also die Frage nicht, wie ihnen abzuhelfen wäre, sondern was eine öffentliche Erziehungsanstalt bei der angezeigten Lage der Sachen noch leisten kann? Fürwahr! bei allen Unannehmlichkeiten und allem Mißlichen eines solchen Lehrgeschäfts, wo Kriegsmann und Kaufmann, Künstler und Gelehrter ihre Bestimmung schon erhalten hatten, ehe man noch wissen konnte, ob sie sich dazu schickten, bei dem Zeitaufwand, bei dem anhaltenden Fleiß, der, wenn er fruchtet, sich gleichwol erst so spät belohnt, bei der steten Anstrengung und der langmüthigen Geduld die dieses Geschäft erfordert, ist eine solche Anstalt, welche die Hausväter im Staate mit einemmale aller dieser Sorgen überhebt, keine verächtliche Bequemlichkeit, kein geringes Geschenk wohlthätiger Regenten!

Den Satz unangefochten, daß Mancher in einem andern Fache weit brauchbarer geworden wäre, als grad in dem, wozu ihn eine Reihe von Privatbeweggründen zwangen, so ist es doch in den meisten Fällen unläugbar, daß ein wohleingerichtetes öffentliches Erziehungsinstitut ihn noch immerhin zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft machen könne. Phidias, der die Bildsäule des olympischen Jupiters aus edlem Gold und Edelstein

schuf, konnte ja wol auch in Erz, Holz, und noch geringeren Materien den Gott mit seinen Abzeichen ausarbeiten, und so wie er ihn als Koloß gebildet, ihn auch in Zwergesgröße darstellen. Nur dann hätte man der Elier gespottet, wenn sie einen spannenlangen Donnerer von Korkholz oder Töpferthon auf den Riesenstuhl in ihrem Tempel gesetzt hätten. Ein solches Versehen wäre aber des Künstlers Schuld eben so wenig gewesen, als man es einem Lehrer zurechnen kann, wenn das Glück oder der Nepotismus blindlings zugreift, und grade dem untauglichsten seiner Schüler in irgend einem Fache die Oberstelle ertheilt.

Wenn ich zugebe, daß viele tausend Menschen von ganz verschiedenen Anlagen durch die Bemühung redlicher und nachdenkender Lehrer allerdings für eine besondre Bestimmung erzogen, und dazu angeführt werden können, in mehr oder minder untergeordneten Standpunkten dem Staate in der einmal für sie gewählten Laufbahn nützlich zu sein, so ist die Mißlichkeit und Beschwerde eines solchen Lehramts gleichwol ein Gegenstand, der nähere Beleuchtung schon um deswillen verdient, weil Diejenigen denen jenes zum Besten gereicht, ihn gewöhnlich ganz übersehen.

Nicht bloßes Wirken allein ist es, was den Menschen zufrieden und glücklich macht; im Gegentheil die leidende Empfindung nach Anleitung der Idee, die in ihm die lebendigste war, gewirkt zu haben, ist oft der höchste Genuß, und das so Gewirkte oder Hervorgebrachte, sei es materiell oder blos idealisch, erneuert ihm dieses angenehme Gefühl, so oft er es von neuem betrachtet. Wäre nicht diese innere Belohnung, bei der schwersten Handarbeit so wie bei den Werken des Geistes, der stärkste Trieb, der uns ohne daß wir uns dessen immer bewußt sind, zur Thätigkeit anmuntert: gewiß Noth, Zwang und Drang des Treibers würden wenig Macht haben den Landmann dahin zu bewegen, daß er mit vielem Schweiß für die Erhaltung der übrigen Stände sorgte. Läßt es sich denken, daß die Idee des kärglichen Gewinnes den der Handwerker aus seiner Arbeit lösen wird, ihn bei dem mühsamsten, langwierigsten Geschäft oft monatelang unablässig wirksam erhalten könne. O wahrlich, wenn er im Weberstuhle sitzt, denkt er nicht daran, wie theuer er seine Waare verkaufen werde. Sein ganzes Dichten und Trachten ist jetzt auf seine Kunst gerichtet, und daß jeder Faden seinen Fingern gehorcht, daß das Gewebe eine Gestalt gewinnt, daß die Blumen im Muster so

und nicht anders werden, wie er es ersann, dies lohnt ihm seine Geduld, darüber vergißt er seine unbequeme den Körper oft verunstaltende Stellung. Dieser Genuß ist inniger und vollkommener je edler die Werke des menschlichen Fleißes sind. Vorzüglich bemerkbar ist er im Entzücken des großen Künstlers, wenn derselbe in Erz und Marmor, oder auch in glühenden Farbenmischungen so treu und wahr versinnlichte Gedanken darzustellen, so täuschende Nachahmungen der Natur aus leblosem Stoff hervorzubringen weiß, daß er selbst und andre Menschen seine Seele in seinen Werken leben, handeln, denken sehen.

So groß wäre der Lohn den die Kunst ihren Anhängern schenkt, und die Wissenschaft sollte nicht die ihrigen in eben dem Maße befriedigen? Das Vorrecht alle Kräfte des Geistes, die d.r Lehrer im Zöglinge wahrnimmt, nach seinen Begriffen zu entwickeln, ihrer Wirksamkeit Richtung zu geben, sie zu rühmlichen Endzwecken zu befördern oder zu hemmen — dies königliche Vorrecht — sollte ihm nicht vielmehr die reinste und vollkommenste Art des Seelengenusses zusichern? Ja! wir dürfen es nicht bezweifeln; die Freude glückliche Menschen und rechtschaffene Bürger gebildet zu haben, übertrifft eine jede andre an Süssigkeit und Dauer, so oft sie Sterblichen zu Theile wird. Aber ach, wie selten ist dieses Glück! Welche zahllose Hindernisse streiten gegen den muthvollen, thätigen Eiferer, der sich's erringen will! Der Stoff den er bearbeiten soll, verhält sich nicht blos leidend wie jener des Künstlers, sondern es regen sich eigenthümliche Triebe darin, die mehrentheils in einer seinen Bemühungen schnurstracks entgegengesetzten Richtung wirken, und nur zu oft alle seine Hoffnungen vereiteln. Nie, oder äußerst selten rüstet man ihn mit jener so unentbehrlichen Vollmacht, alle Hülfsmittel zu gebrauchen, die Erfahrung und Einsicht ihm an die Hand geben, und deren Anwendung die Umstände gebieten. Wie darf man doch von seiner Sorgfalt die Bereicherung des Verstandes fordern, wenn jede Bemühung das sittliche Gefühl zugleich auszubilden, den Anschein eines gefährlichen Eingriffs in väterliche Vorrechte gewinnt? Wie darf man einigen Erfolg von seinen Lehren hoffen, wenn der Gedanke der Unabhängigkeit bei dem Zögling nicht blos geduldet, sondern wohl gepflegt, und bis zur Verwegenheit erhärtet wird? Ist es auch nur denkbar, daß der Erzieher mit einiger Theilnehmung, mit einiger Hoffnung den Lohn seines Fleißes zu sehn, den Lehrstuhl besteige, wenn

falsche Zärtlichkeit, auf einmal seine gehoffte Ernte versengt? Laßt den Künstler, der alle Schwierigkeiten besiegt zu haben glaubt, in dem Augenblick da er den Rücken wendet, durch einen fremden Pinselstrich, durch einen Meiselschlag von ungeübter Hand, sein Werk und seinen Ruhm vernichtet sehen, und fragt ihn dann ob Liebe zu der angefangenen Arbeit ihn fernerhin beseelen könne? In der That ist keine Selbstverläugnung stark genug diese Probe zu bestehen, und nicht vielmehr in Mißmuth und Gleichgültigkeit überzugehen, wovon die Folgen zum Nachtheil des Staats, wiewol ganz ohne Schuld des Erziehers, unausbleiblich sind.

So gewiß, so einleuchtend ist es also, daß, wo das Erziehungsgeschäft getheilt werden muß, die Mitwirkungen aller Derjenigen die daran Antheil haben, zum glücklichen Erfolg auf keinerlei Weise entbehrt werden kann. In einer wohleingerichteten, öffentlichen Erziehungsanstalt wußte daher die Weisheit des Regenten genau die Grenzen zu bestimmen innerhalb welchen die Führung der heranwachsenden Nachkommen der Einsicht, Willkür und Gewalt der Lehrer überlassen werden sollte. Auf einer hohen Schule, wo die Milde hessischer Landesfürsten dem Unterthan Gelegenheit verschaffte, seine Söhne zur wissenschaftlichen Erziehung auf Universitäten vorbereiten zu lassen, ward es daher zur Bedingung gemacht, daß die Lehrer den Plan der künftigen Studien des Zöglings, nach Verhältniß seiner Bestimmung entwerfen, dessen Ausübung durch Prämien belohnen, dessen Nichterfüllung aber bestrafen, und Niemand ohne ein auf Wohlverhalten gegründetes gutes Zeuguiß ihrer Aufsicht entlassen und zur Akademie befördern sollten. Mehr als ein Bewegungsgrund fordert die Bürger Hessens, und dieser Hauptstadt insbesondere auf, zur genauen Befolgung dieser weisen Verordnung aus allen Kräften beizutragen; ich nenne darunter nur die Pflicht, das wahre Wohl ihrer Nachkommenschaft nie aus den Augen zu verlieren, den patriotischen Trieb für des Vaterlandes Flor zu wachen, die Billigkeit gegen Männer die sich der Beschwerde des Lehramts willig und nicht als bloße Miethlinge unterziehn, endlich auch die Dankbarkeit gegen einen huldreichen Landesfürsten, der nicht nur dieses Institut unterhält und mit einer großen Anzahl von würdigen Lehrern in jedem wissenschaftlichen Fache besetzt, sondern auch aus besondrer landesväterlicher Fürsorge, den fleißigen und verdienstvollen hessischen Jüngling nach

abgelegter Probe seines rühmlichen Eifers, zur Erlangung wissenschaftlicher Kenntnisse auf Universitäten fürstlich unterstützt.

Die großen Vortheile, welche unser Collegium Carolinum der lehrbegierigen Jugend in Cassel darbietet, hat mein würdiger Vorgänger in dem Amte, welches ich jetzt antrete, bereits ausführlich erwähnt, und zu einer Zeit, da ihre Aufzählung besonders zweckmäßig scheint, und rechte Beherzigung verdient, den Vätern und Vormündern schon dringend an das Herz gelegt. Allein, so wie es die Obliegenheit eines jeden Lehrers mit sich bringt, für die Bereicherung des Kopfs und Herzens seiner Zuhörer zu sorgen, so ist es meine besondre, mir nunmehr gnädigst anbefohlene Pflicht für den Flor unseres Instituts, und auf Alles was mittelbar oder unmittelbar zur Erhaltung desselben abzwecken kann, wachsam zu sein. Mit denselben Gesinnungen, womit mein hochgeschätzter Herr College sein rühmlich geführtes Amt, während dessen Dauer ihn noch andre patriotische Bemühungen beschäftigten, so eben beschlossen hat, und mit dem eifrigen Wunsch darin nach der Absicht des gnädigsten Landesherrn nützlich zu sein, übernehme ich daher das Prorectorat und in derselben guten Absicht gebe ich es nochmals als einen hinreichenden Stoff zum Nachdenken und zur Selbstprüfung den Vätern dieser Jugend anheim, wie oft und in welchem reichlichen Maße die unsterblichen Landgrafen Carl und Friederich, für den Unterricht und die Aufklärung ihrer Unterthanen gesorgt, und nichts gespart haben, um ihnen sowol durch den Mund gelehrter Männer, als auch durch lehrreiche Sammlungen aller Art jene Vortheile zu verschaffen, deren so viele, selbst der ansehnlichsten Städte Deutschlands noch entbehren müssen. Sollten dies Gemeinplätze scheinen deren Wiederholung ermüdend ist, so wird es mir erlaubt zu fragen sein, wann war es je das Amt der Lehrer nur Neues zu sagen, und nicht vielmehr bekannte Wahrheit, die wegen ihrer Folgen nicht oft genug wiederholt werden kann, dann am nachdrücklichsten zu empfehlen, wann die Gefahr daß sie vergessen, und als veraltete Waare beiseit geworfen werden möchte, sein Gewissen dazu aufzurufen scheint. Soll demnach das Carolinum Illustre seinen ehemaligen Ruhm behaupten, und dem Staate brauchbare Bürger liefern, so bleibt nach so vielen wiederholten Merkmalen der fürstlichen Vorsorge für dasselbe, kein Wunsch mehr übrig, als daß der Plan der Studien, den die Lehrer jedem ihrer Untergebenen nach Maßgabe seiner

künftigen Bestimmung vorschreiben, kraft der väterlichen Autorität genau in Ausübung gebracht werde, und nur dem fleißigen Jüngling der Weg zu Vorzügen und Unterstützungen offen stehe, welche die Huld des Landesherrn ihm allein bestimmte.

Auch Ihnen, junge, hoffnungsvolle Mitbürger unseres Carolinums, kann es heilsam sein, wenn sie sich oft der Vortheile erinnern, die unser gnädigster Beschützer Ihnen hier angedeihen läßt. Sie befinden sich hier in seiner Residenz, also unmittelbar unter den Augen des Landesherrn und seiner hohen Räthe, die einst aus Ihrer Mitte zum Dienst des gemeinen Besten geschickte Subjekte wählen und Sie für diesen Dienst belohnen werden. Gewiß ein wichtiger und edler Grund für Sie, durch Fleiß und Anstrengung nach dem Beifall Ihrer Vorgesetzten zu ringen, der einzig und allein Ihr Schicksal bestimmen wird. Ich fordre Sie also hiermit auf, die kostbare Zeit, deren ganzen Werth wir Menschen vielleicht nie gehörig zu schätzen wissen, während Ihres Hierseins ungesäumt zu benutzen, und sich von mir bei der Uebergabe meines Amts das beste Zeugniß zu verdienen.

Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit.

Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia sumta pudenter.
Hor.

Deutsches Museum 1789.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In diesem Spottgedichte, wo er die Träume der Philosophen über den Sitz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehspitzen in den neugebildeten Körper dringen und allmälig in verschiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf steigen zu lassen.

Statt des Beweises, beruft er sich auf die Erscheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beispiel kann nach seiner Meinung nirgend anders, als in seinen Füßen wohnen; denn mit diesen stößt und zappelt er schon lange, ehe er kriechen und andere Theile seines Körpers bewegen lernt. Auch beim Knaben verweilt sie noch in diesen Extremitäten. Sieht man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Rastlosigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick still zu stehen, daß seine Beine in

einem fort seinen Willen bestimmen? Allein es kommt die Zeit, wo die Seele höher steigt: andere Organe bilden sich zu ihrem Thron, von wannen sie den ganzen Körper beherrscht; und alle seine Handlungen beziehen sich auf die Bestimmung und Kraft dieser Theile. Kindisches Spiel und rasches Umhertreiben ergötzt den blühenden Jüngling nicht mehr; ein neuer Trieb erfüllt sein ganzes Wesen, richtet alles Wirken seines Geistes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Charakteristik des männlichen und höhern Alters.

Die Ausführung dieser Phantasie, die zwar etwas unfein und desultorisch, in Prior's eigener Manier, gerathen ist, hatte wenigstens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergessenen gelehrten Streites aufzudecken und scherzhaft zu züchtigen. Jetzt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergessen; denn die neuere Philosophie hat wichtigere Sorgen, als diese, dem Wohnorte der Seele nachzuspüren. Sie stehet am Rande jenes kritischen Abgrunds, den Milton's Satan einst durchwanderte. Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der Körper soll ihr neulich abhanden gekommen sein. Wenn es so fortgeht, und Alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos sie eben so freundschaftlich wie den Höllenfürsten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Grenzen, Ausdehnung und Gegenstand, wo Zeit und Raum unmöglich sind," — sich zu orientiren! Doch zurück von dieser Nacht des Ungrunds, des Zwists und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Lesern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Lust zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder gelesen, so reihte sich in meinem Kopfe ein ganzes System der sogenannten Geschichte der Menschheit daran. Das Bindungsglied war jener so bekannte als gemißbrauchte Vergleich der verschiedenen Lebensepochen des einzelnen Menschen mit den Stufen der Cultur bei ganzen Familien und Völkern. Ich weiß, wie viel ich wage, indem ich diese Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Besondern wieder hervorsuche. Wie leicht sind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? Die Weisheit der alten Base entdeckt bei jedem jungen Ehepaare gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach

ihrer Physik, zu wechselseitiger Neigung die erste Veranlassung gab. So bemerkt sie auch an jedem älteren Ehepaar immer fortschreitende Verähnlichung, und wundert sich, daß dessen ungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre sich merklich vermindert. Sollten, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, die Resultate meiner Wahrnehmungen mit dieser ehrwürdigen Matronenphysiognomik eine unglückliche Verwandtschaft verrathen, so werde ich mich gleichwol, mit dem unvermeidlichen Schicksal aller meiner Vorgänger, die den Ereignissen im Gebiete der Humanität nachgeforscht haben, wie es einem Philosophen ziemt, zu trösten wissen.

Ohne Prior's dichterischen Apparat zu benutzen, und ohne mich, mit wem es auch sei, über die Art und den Namen des wirkenden Princips im Menschen zu entzweien, halte ich mich zuvörderst an die Erfahrung allein, und betrachte Erscheinungen oder Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen.

Die ersten Organisationskräfte, man nenne sie plastisch mit den Alten, Seele mit Stahl, wesentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. s. w. wirken im Menschen dahin, daß er sich selbst erhalten, und sein individuelles Dasein hier gegen alle äußern Verhältnisse behaupten könne. Die wesentliche Bedingniß zur Erreichung dieses Endzwecks, ist Wachsthum des Körpers, Festigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich sind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflösung, bemerkt man daneben einen allmäligen Uebergang aus einem vollkommen flüssigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung festen Zustand der meisten Organe, und in eine zähe Verdickung der meisten Säfte. Die Federkraft des organischen Stoffes nimmt so lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältnisse zwischen ihren festen und flüssigen Urstoffen besteht. Zuerst also ist der Wirkungskreis der Kräfte, die eine menschliche Gestalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwickelung eingeschränkt. So wie die ganze Organisation mehr Consistenz erhält, erweitert sich die Sphäre ihrer Wirksamkeit auch jenseits ihrer körperlichen Grenzen, vermittelst der willkürlichen Bewegung; doch hat sie außer der Selbsterhaltung, und

der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organisationen, noch keinen bestimmteren Zweck. Bewegung ist der Genuß des Knabenalters: sie entspringt aus einem Gefühle der Kräfte, und ist Wirkung ihres inneren Reitzes; auch befördert sie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwickelung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums ist aber die Ausbildung der Organe und Absonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derselben Form des Daseins in andern Individuen unentbehrlich ist. Der Mensch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu seiner bestimmten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet ist, ehe die Knorpel alle geschwunden sind. Mit der Entwickelung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet sich ein starker Reiz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organisationskräfte, die auf ein Wirken außer sich, und zwar nicht mehr auf Zerstörung, sondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menschen, die frohe Zeit des berauschenden Genusses, der im Tausche der Empfindungen und wechselseitiger Hingebung besteht, ist jedoch, wie jede Blüthezeit, ein kurzer, schnell vorüber eilender Augenblick.

Nach der Erscheinung des Geschlechtstriebes erreicht der Körper sein volles Wachsthum, seine höchste Reife. Der Widerstand der Theile kommt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchsten Grad ihrer Festigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers seinen Kreislauf fortsetzt, ist nicht nur in größerer Menge vorhanden, sondern wird feuriger, in sich selbst lebendiger und belebender, als zuvor. Man ist daher geneigt, schon im voraus eine wichtige Revolution im Menschen, bei diesem Stillstand in seinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewisser Theile der bildenden Kraft nun Grenzen steckt, und keine Ausdehnung mehr Statt finden läßt, so würde bald das Blut in allen Adern stocken, falls es kein Mittel gäbe, dasselbe in dem Maße, wie es aus den Speisen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieses Mittel bietet aber die Abnutzung der Organe dar, welche jetzt um so schneller vor sich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltsamer Anstrengung, zur Thätigkeit im Aeußern reizt.

Nie trug der Körper größere Lasten, nie regten sich die Glieder mit geringerer Erschöpfung, nie vermochten die gespannten Muskeln mehr als jetzt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell so leicht von Statten geht. In der That steigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menschen jetzt auf den höchsten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb, außer sich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er sich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenschaft verstärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalte zu ahnen, ein Sclave der coexistirenden Dinge wird. Nach dem Rausche eines Augenblicks kehrt das Gefühl der freien Selbstheit zurück, zum Gebrauche der inwohnenden Kraft; aber milder ist doch der Genuß in dieser langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht seines Wirkens fühlt.

Das feuchteste, weichste, zarteste, eindrucksfähigste Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtseins, mit einem Worte das Hirn, empfängt und sammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenstände, vermittelst der Sinneswerkzeuge und des ganzen Nervensystems. Seine Masse bleibt weich, und erlangt erst im späteren Alter eine gewisse, jedoch immer sehr geringe Festigkeit. Kein Wunder also, daß erst in der Periode des Stillstands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchste Regsamkeit äußern, und durch die von solchen Aeußerungen unzertrennliche Reaktion die Klarheit des Bewußtseins erhöhen. Wenn bereits die Knochen spröde, die Muskeln steif, die Sinne stumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden sind, erhält sich noch die Wirksamkeit dieses bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus seinem größeren Wirkungskreise, bleibt alsdann der Mensch sich selbst noch übrig und findet in dem zarten Gewebe seines Hirns das Weltall wieder, wenn es außerhalb desselben kaum mehr für ihn existirt. Herrlicher Genuß auch dieser! und vielleicht der herrlichste von allen, dieses erhöhte Bewußtsein des Menschen, der in sich selbst eine erhöhte Welt beschaut, und solchergestalt die letzten Höhen seiner Ausbildung ersteigt!

So sind also die Hauptbestimmungen des Menschen, Selbsterhaltung, Fortpflanzung, Wirksamkeit außer, und Rückwirken in sich selbst, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verschiedener Organe abhängig, und im genauesten Verhältnisse

mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillstandes und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in so fern also sind diese Funktionen mit den besondern und ausschließenden Bestimmungen der Menschheit nicht zu vergleichen. Das Dasein des Einzelnen und der gesammten Gattung hinge gleichwol an einem gar zu schwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geschlechtstriebes nicht vor der höchsten Entwickelung der Thätigkeit nach Außen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müssen wir sein; sodann erst können wir auf eine bestimmte Art und Weise unsere Kräfte äußern. Da indessen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortschreitet, (wiewol das zarteste früher ausgearbeitet erscheint); da nun die Zeitpunkte ihrer höchsten Wirksamkeit, ihrer Reife, verschieden sind; da auch das Handeln und Denken schon während der Epoche des Wachsthums seinen Anfang nimmt: so darf man in gewisser Hinsicht behaupten, daß unsere Existenz zu keiner Zeit bloß thierisch ist.

Was scheint nun wol natürlicher, als die Voraussetzung, daß zwar keine Anlage im Menschen unbenutzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Kosten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? Die Natur bindet sich jedoch nirgends an diese Regel. Wäre sie unabänderlich, so wüßten wir nicht, wie weit sich die Perfectibilität jedes einzelnen Organs erstreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft sich darin äußern kann, sobald sie sich ganz darauf concentrirt und die übrigen Organe vernachlässigt. Nun wird aber diese Kraft durch geringe Anomalien der Bildung und hinzutretende äußere Verhältnisse so bestimmt, daß einzelne Theile durch sie im Körper gleichsam herrschend werden, daß Alles sich auf diese zu beziehen scheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigste Kraftgefühl, die unersättlichste Salacität, die heftigste Leidenschaft und der göttlichste Tiefsinn können nimmermehr in einem Menschen vereinigt sein; sondern eine von diesen Eigenschaften, sobald sie in ihrem Grade hervorsticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüstling Sardanapel konnte nicht die Gesetze des Zusammenhanges ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltsamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochsen getragen,

u. s. f., Gleichgewicht unter jenen Eigenschaften ist also das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruhet auf einer sehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonien und Excentricitäten.

Die Ursache dieser Abweichungen von einer gleichförmigen Entwickelung entzieht sich unseren Blicken. Verkettungen des Schicksals aufsteigend in unabsehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltsam, das Maß der Empfänglichkeit der neuen Organisation in allen ihren Theilen zu bestimmen; ein geringfügiger, dem Anschein nach unbedeutender Umstand, durch eine eben so lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt durch einen unmerklichen Stoß dieser Maschine eine Richtung, die sie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daseins folgen sich schnell diese Stöße und verrücken die Kreise die unsere Philosophen in Gedanken ziehen.

Diese allgemein bekannten Erfahrungen scheinen sich mir auch in der großen Masse des Menschengeschlechts zu bestätigen, und ganze Völker scheinen jene verschiedenen Stufen der Bildung hinanzusteigen, die dem einzelnen Menschen vorgezeichnet sind. Die Natur scheint anfänglich auch bei diesen Haufen nur für Erhaltung zu sorgen; späterhin, wenn sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kommt der Zeitraum ihrer Vermehrung; sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herrschaft und Genuß; endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf sind die ersten Fertigkeiten des Wilden, der sich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt. Er fühlt seine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude stampft er unwillkürlich die Erde mit seinen Füßen; Alles an ihm ist unbändiger Knabenmuthwille und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den sanfteren Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungestörte Nachbarschaft, und wer mag bestimmen, welcher andere Zusammenfluß von Organisation und äußeren Verhältnissen beschleunigte das Wachsthum sowol der Chinesen und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren

Geschlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte sie zu den volkreichsten Nationen der Erde. Allein Erschlaffung ist das Loos einer zu üppigen Verschwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieser Völker schlief die belebende Kraft, oder zuckte nur convulsivisch. Zur Knechtschaft geboren, bedurften sie, und bedürfen noch der Weisheit eines Despoten, der sie zu den Künsten des Friedens anführt, und mechanische Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Despotismus, auch wenn eine milde Hand sie regiert, kann jedoch nur das Menschengeschlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor sich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderische Kraft in ihm hervorrufen. Was ist der höchste, aber geschmacklose und keiner Vervollkommnung fähige Kunstfleiß noch werth, bei jener starren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finstern Schwärmerei einer herz- und sinnlosen Religion, jener schwerfälligen, kindischen Vernunft der asiatischen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umständen begünstigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Besitz des Eigenthums eine starke Bevölkerung nach sich zog, die Entwickelung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenschaften, die schon im rohen, Zerstörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium schufen sich eine Verfassung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Edelmuth, Ehrgeiz und Herrschsucht, schon lange bevor noch ein Strahl von wissenschaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieses Löwenherz voll Kraft, konnten nicht jenes hohen Gefühls, nicht einer jener Heldentugenden fähig sein.

Nur solche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wollust glücklich entgangen, und in den Armen der Freiheit zu männlicher Stärke heran gewachsen sind, können und müssen zuletzt den höchsten Gipfel der Bildung ersteigen, wo die ganze Energie unseres Wesens sich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verstandes am thätigsten erweiset. Nur dreimal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Gestalt, erblickte die Welt das Schauspiel dieser letzten Ausbildungsstufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerst sein stolzes Haupt, da blühende Phantasie und reiner Schönheitssinn in ihm die Erstlinge der Kunst und Wissenschaft erzeugten. Rom war

nicht mehr frei, und die Beute der halben Welt hatte daselbst bereits das zügelloseste Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer attischer Cultur in seinen Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit, als durch hohen Schwung des Genies, für seine künftigen Ueberwinder sie aufbewahrte. Schon war der sanfte Frühlingszauber von Duft und Blüthe dahin, und die Periode römischer Aufklärung glich einem schwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beschließt. Uns endlich, der Nachkommenschaft eines glücklich organisirten Barbarenstammes, bei dem hernach das romantische Feuer des Rittergeistes so schön aufloderte, uns bleibt der Herbst mit seinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unsre Scheuern, der Himmel weiß, für welchen bevorstehenden Winter! —

Doch es sei für heute genug geträumt von diesen vier Stufen der muskularischen, spermatischen, heroischen und sensitiven Cultur. Die mancherlei Schattirungen, welche zwischen einige dieser Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und lassen sich leicht klassificiren. Ich verspare die Ausführung meines Systems für ein dickes Buch, wozu ein Ocean von Citaten in Bereitschaft liegt, der bei seiner Ueberschwemmung alle Einwürfe, wie unsichere Dämme zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht selten sehr glücklich gegen den Menschenverstand. Die meisten alten Eintheilungen der Menschengattung sind ohne dies schon längst verworfen. Noah's Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, schwarz, gelb, kupferroth: — wer denkt noch heut zu Tage an diese veralteten Moden? Ein anderes ist es freilich um eine metaphysische Eintheilung! Dem kühnen Versuch, alle Völker der Erde von einem guten und einem bösen Princip abstammen zu lassen, fehlt nichts als — ein Beweis, — so streicht meine Hypothese die Segel, und ihr Urheber muß sich noch glücklich schätzen, daß er kein geborner Teufel ist.

Die Kunst und das Zeitalter.

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.
Hor.

Thalia. Heft 9.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste, ist die Blüthe der Kunst. Vor dem Entfalten scheint ihre Knospe nur ein dunkles Chaos, welches sich mühsam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, ist nur entseelte Gestalt. Vergebens wünscht man, diesen glänzenden Moment zu verlängern oder festzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen steht in menschlicher Hand. Unter einem glücklichen und in seiner Art einzigen Zusammenflusse von Umständen erhoben sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerstörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menschengeschlechts erschienen ist, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunst seine Fackel zu zünden versuchte. Allein was bleiben die Kunstepochen des alten und des neuen Roms, die späteren Frankreichs und Großbritanniens, sobald Griechenland seine Modelle zurückfordert, und ihnen nur

ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaße, welches Polyklet in seinem Kanon oder Parrhasius als anerkannter Gesetzgeber der Malerei gebot, jeder ungriechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab. Gibt es nur eine erträgliche Statüe neuerer Zeiten, wozu die griechische Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältnisse, griechisches Costüme nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo ist ein Schnirkel unserer Baukunst, wenn er das Siegel des Schönen an sich trägt, dessen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen stammt? Warum endlich steht Raphael einzig unter den Neueren? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden lasse, so viel Anlage zum großen Maler? Weil jener die hohe Idealisirungskunst der Alten besaß, und dieser nach ihren schönsten Werken kopirte.

Unermeßlich ist die Entfernung in welcher die moderne Kunst hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet sich die Kluft zu messen, die das Wahre von dem Falschen trennt? In dieser schneidenden Bezeichnung scheint etwas Hartes, vielleicht sogar Unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunstwerke, so wird man uns eine strenge Wahrheit hingehen lassen, für welche die Rekriminationen des Publikums und der Künstler selbst uns Bürgschaft leisten. Die Norm des Schönen liegt schon im Innersten unseres Wesens; sie bestimmt des Künstlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieses, der menschlichen Natur angeborne Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberresten antiker Kunstgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Gestalt den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerke der Neuern fast gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beschuldigung, daß Gewinnsucht und Stolz den neueren Artisten beherrschen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeisterung des Schönheitssinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künstler über Kälte der Zeitgenossen, über Verfall des Geschmacks, über Vervollkommnung mechanischer Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunst entbehrlich machen, indem sie einem Luxus Genüge leisten, der keines erhabenen Schwunges fähig ist? Zu welchem andern Endzwecke tritt auch die Schiedsrich=

terin Philosophie hervor, um den Streit des Zeitalters mit den Künstlern zu schlichten? Beschuldigt sie nicht den rauheren Himmelsstrich mit seinen verkrüppelten Gestalten, seinen reizlosen Verhüllungen und der steifen Ehrbarkeit seiner gleißenden Sitten? Ja, sie beschuldigt auch jene finstere Schwärmerei, die aus Furcht vor dem Mißbrauche sich von allen Naturbestimmungen lossagen, und aus Menschen sinn- und seelenlose Maschinen schaffen möchte; sie beschuldigt endlich noch jenen weltlichen Despotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt, und, wenn dieses stockt, sie alle stocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Ursache sucht, muß wenigstens vorhanden, und ihre Existenz von allen Seiten anerkannt worden sein. Nähere Bestimmung des Begriffes, den wir mit dem Endzwecke der Kunst verbinden, und Winke von demjenigen, was der heutige Künstler uns gewährt, werden unsere Behauptungen in ein helleres Licht setzen.

Das Kunstwerk im Verhältniß zu seinem Urheber ist die Schöpfung seiner individuellen Kräfte in einer schon gegebenen Materie; Umwandlung derselben nach den Bildern, welche seine Phantasie, vom Anschauen geschwängert, als ihre geistigen Kinder gebar; empfangener Eindrücke Darstellung im Aeußern. Dieser sittliche Bildungstrieb ist, wie der physische, in jedem einzelnen Menschen von höchst verschiedener Intension, und überdies entwickelt er sich anders in jedem, nach der mannigfaltigen Verschiedenheit des äußeren Verhältnisses. In manchem Griechen ging vielleicht ein Lysander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenosse die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; da hingegen auch mitten im Genusse des attischen Ideenreichthums ein schwacher Kunsttrieb in fruchtbarer Ruhe dahin starb. Intension der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äußern und innern Sinnes und höchste Perfektibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmaßen, mit einem Worte, die sittliche und physische Vollkommenheit des Künstlers, ist folglich nur das erste Erforderniß der Kunst. Er empfinde lebhaft, empfange zahllose Eindrücke und setze sie schöner zusammen, seine künstliche Hand gehorche willig dem schaffenden Triebe, und ihr materielles Gebilde versinnliche treu und vollkommen das Geschöpf seiner Phantasie: wenn die Natur, aus welcher er schöpfen muß, ihm ihre schönsten Formen vorenthält, verloren ist dann alle seine Mühe.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was Schön genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Grenze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns eben so wenig, wie die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz, und schmolz in namenlosem Entzücken. So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Dem zu folge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine inneren und äußeren Beziehungen unserer Vernunft vor allen anderen richtig ist. Also nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Gestalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schooß; selbst thierisches Leben nicht, des Daseins unbewußt, an inneren Beziehungen arm; sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwol außer sich nur Correlate seiner inneren Harmonie erblickt, — der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.

Was man auch über den Ursprung der Menschengattung wähnen mag; es sei, daß jedes Land seine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamme hervorgehen ließ, oder daß von einem gemeinschaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Ureltern das ganze Heer der Nationen entsproß und sich allmälig über alle Weltgegenden verbreitete: so mußte doch bei der vielfältig verschiedenen Beschaffenheit der Länder und ihrem wirksamen Einfluß auf innere und äußere Bildung, die Gegend

irgendwo zu finden sein, wo die menschliche Organisation mit der Lage, den Erzeugnissen, dem Himmelsstriche, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zusammenstimmte, sie zur höchsten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht schwer halten, nach den Merkmalen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die schönsten Formen der Menschengattung einst entstehen mußten. Das milde gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwickelung der Kräfte und Vermehrung der Kenntnisse so bequeme Lage, die Freiheit der Verfassungen, das daraus entstehende schöne Gleichgewicht der physischen und sittlichen Cultur, der Gedankenreichthum bei der höchsten Reizbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf das Ziel.

Hier also vereinigten sich jene Bedingnisse, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes unentbehrlich sind. Der Künstler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um sich her Gestalten, die seinem Sinne für das Schöne entsprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anschaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtisch bei der einzelnen Form; von mühsamer Nachahmung schwang er sich empor zur edlen Freiheit der Wahl; das Schönste erkor er unter dem Schönen. So stellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus ihren verschmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leisen Mißton ist keine, selbst nicht die lieblichste, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetste irdische Wesen nur ein Accord ist jenes großen Zusammenklanges, in dessen Rauschen unser Geist versinkt!

Eine Stufe war noch zu ersteigen übrig, und auch zu dieser erhob sich die griechische Kunst. Das Gefühl des Künstlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen sich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen schönen Leichnam zu formen; den schönen Körper belebte die schönere Seele, und vor seinem Marmorbilde ahnete der Zuschauer zum erstenmale, wie größere Menschen empfinden. „Diese Stirn birgt hohe Weisheit,“ rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthselt die Zukunft;

Ueberredung fließt von solchen Lippen! Den Schleier der Gestalten durchschimmern hier Leiden und Genuß, aber sie stören nicht das schöne Ebenmaß ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: so leidet und so genießt der Held und der Weise!" Von gehaltener Wirkung ist jeder Charakter, wenn Schönheit seinen Ausdruck begrenzt. Die ernste Jungfräulichkeit scheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reizenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, sondern flößen das stille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. List und Trug werden im Sohn der Maja zur anschmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit ist nur Frohsinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verschwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künstlerphantasien, berauscht von den Göttergesängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich ist. Entfesselt von dem gröberen Körper, allwirksam, stand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätherischen Umrissen noch sichtbar, wie sie im Ichorstrom die schöne Form erfüllt. An der furchtbaren Grenze, wo die Schönheitslinie wieder in Mißgestalt übergeht, ergriffen sie die möglichen Gestalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in sich faßt, und schufen ahnungsvoll das hohe Ideal!

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder eben so vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehn. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edlen, großen, umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie. Das reifere Alter ist selten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannigfaltigen, indem sie das Selbstbewußtsein schärfte, hat ihm seine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen seinen Handlungen her; Selbsterhaltung ist ihr Zweck und Selbstverherrlichung. Der Genuß des eignen Daseins

schließt jedes Wirken aus, wobei die Individualität verläugnet werden muß; die Vernunft usurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Gesetze beschränken die Thaten des Herzens.

Wessen Blick durchdringt die dunkle Ferne verflossener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen so zu fassen und in einem großen Zusammenhange vor sich aufgedeckt zu überschauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schicksale vom Entstehungspunkte an, von jener ersten Wildheitsepoche der fälschlich so genannten Willkür, wo sinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen spielte, bald um die Herrschaft mit ihnen rang und bald mit unumschränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erlischt und der Mechanismus ihrer Vorschriften allein übrig bleibt, in dessen lange gewohnten Banden die geschwächte Organisation maschinenmäßig oscillirt, gleichfern von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es Jemand, diesen Analogien mit dem Einzelnen noch weiter nachzuspüren, und die Dauer der gesammten Menschengattung als Einheit betrachtet, mit den Stufen unseres individuellen Wachsthums und unserer Abnahme zu vergleichen, des Kindes thierische Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernst und des Greises Gewohnheitsspiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigstens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen die Punkte des Werdens und der Auflösung bestimmen, oder mit den Phänomenen der Geschichte ein hypothetisches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es ist mehr als Hypothese; dem Forscher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeisterung die Menschheit ergriff, ihr Sinn sich aufschloß dem Schönen, sich nährte von den Rhapsodien des Dichters und des plastischen Künstlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunst ward die Pflegerin der Wissenschaft. Das schöne Ebenmaß ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Mensch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabsehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künstler innig gefühlt, kühn geahnet und glücklich dargestellt hatte, dort bestimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinstimmung, dort abstrahirte er die ganze Kritik der Kunst.

Jetzt also demonstrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichschöne, welches man bis dahin in dem Rhytmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menschliche Geist sich seiner freiesten Thätigkeit, und insbesondere die Vernunft sich ihrer höchsten Entwickelung nahte, ging unvermerkt die ästhetische Empfänglichkeit verloren. Der geistreichste Schriftsteller unseres Jahrhunderts hat irgendwo so fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein scharfsinniges folgen kann, und modernes Verdienst nur in der Zergliederung des Verdienstes der Alten besteht.

Griechische Weisheit hat sich daher erhalten bis anf uns, indeß griechische Kunst, wie der Blüthenschnee des Frühlings, dahin schwand. Die Weltbeherrscherin Rom verbreitete in ihren entferntesten Provinzen denselben Geist der Gesetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenlande aus die ganze abendliche Welt überzog, verschmähte nicht den Mantel der griechischen Philosophie. Der Sturz des Reiches, der eine unvermeidliche Folge des erstickten Schönheits- und Tugendsinnes war, vermochte nicht die Fortschritte der Vernunft zu hemmen; selbst Gothen und Sarmaten, Araber und Kreuzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung griechischer Wissenschaften beitragen, bis die erschöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunst ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfassung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung versetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwischenraum der Ruhe und des Wohlstands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten sich zugleich wieder die ersten Keime des künstlerischen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunst das Unglück, daß die Wissenschaft ihr längst zuvorgeeilt war, und anstatt daß man ehemals von dem Kunstwerke Regeln entlehnte, ward jetzt der Künstler verurtheilt, in den Fesseln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene echte Kunst der Alten, die jetzt auf den Brandstätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenlose Zweige trieb. Die seelenvolle Tochter der Begeisterung und des Gefühls war verschwunden, an ihrer Stelle wankte mit unsicherm Tritt eine Truggestalt, die Geburt des Bedürfnisses und der Besonnenheit.

Wie Asträens Sendung an die Menschheit vollendet war, sobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Worte des Gesetzes im Richterstuhle saß, so war auch die erhabene Bestimmung der Kunst, die Lehrerin und Bildnerin der Menschen zu sein, in jenem Augenblick erfüllt, da die Philosophie dieses Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmlische so früh der Schwester nachzog auf den Olymp, daß sie sich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menschen herabwürdigen ließ, und seiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorstellen, welches noch von unserm Apparat des logischen Wissens weit entfernt, aus unmittelbarem Anschauen Belehrung und Weisheit schöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menschheit in jenem Volke betrachten, das mit umfassendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantasie die frischgesammelten Bilder verwebte, mit zartem Menschengefühl und hoher Einfalt des Geistes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeschwächtem Triebe die Empfindung in That sich äußern ließ; endlich, wenn wir dort, ehe noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen bestimmte, ehe noch die Theorie ersonnen ward, welche Kunst in Mechanismus verwandelt, dort die zahllosen Kunstgebilde erblicken, die jene Kraft instinktähnlich, zu Meisterwerken stempelte; zu Meisterwerken, denen nicht etwa nur ein selbstsüchtiger Lucull in seinen Palästen huldigen ließ, sondern die mit dem Enthusiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahnung des Sittlichschönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemisch von Ehrfurcht und Vertrauen zu seinen menschenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieser reizende Augenblick im Leben der Menschengattung wie die Blüthezeit der Rose vergänglich sein, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie flossen die Erstlinge griechischer Kunst so sanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthischen Jünglinge die Hand, als er das erste Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künstler das Herz, als er die edle Gestalt in Metall oder Marmor zuerst verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahneten besseren Wesen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte,

schuf die erste Bildsäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menschheit. Jetzt ergriff diese edle Schwärmerei das staunende Volk, es belohnte die Tugend seiner Feldherren, seiner Gesetzgeber, seiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen, es ließ den delphischen Tempel und das Pöcile von Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm seinen Donnerer und seine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnasien und Tempel, die der Stolz der Baukunst waren, erhoben sich auf jener bezauberten Erde; der Pinsel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der asiatische Luxus mit lydischen Schätzen aufwog, die Künstler und das Volk überließen sich der Reizbarkeit des Gefühls, und beeiferten sich in die Wette das Verdienst ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der sich am gemeinschaftlichen Genusse nicht genügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das stolze Athen an die Verschönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feste mit jugendlichem Leichtsinne Millionen verschwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunst hatte einen andern Ursprung und ein anderes Schicksal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher Alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bei dem gänzlichen Mangel des ästhetischen Sinnes, durch feudalische Tyrannei und immerwährende Kriege, zur thierischen Lüsternheit, zur eigennützigen Selbstsucht, zu allen niederen Leidenschaften tief hinabgesunken. Scholastisches Scheinwissen, unheilbarer als Unwissenheit, thronte in den Lehrstühlen; gekettet an den todten Buchstaben vertiefte man sich in logische Spitzfindigkeiten und metaphysische Grübeleien und führte unversöhnlichen Wortstreit, indeß der Weg der Anschauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten Schleier um die besten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geschmacklose Ueppigkeit und kleinliche Selbstsucht in den Sitten, Thorheit in den Wissenschaften, und Wahn im Volksglauben, auf die Phantasie des modernen Artisten, und lähmten den Fittig, womit er sich, stolz auf bessere mechanische Hülfs-

mittel und beseelt vom Anblick attischer Trümmer, den Alten nachzuschwingen erkühnte.

Ein Gefühl ist es, aus welchem die Kunst und die Tugend entspringt; aber der kalte Hauch des Despotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeistern, der kein Vaterland hatte, sondern einen Herrn. Kein befreites Athen winkte dem Künstler, seinen Harmodius für die Nachwelt zu bilden; keine Amphyktionen erwiesen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbundes. Im Stahl der Rüstung, unter den unförmlichen Wolken der nordischen Kleidung suchte sein forschender Blick vergebens den Menschen; die Helden seines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in diesen barbarischen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und schöner in ihre Tugend gekleidet. Selbst im Heiligthume der Tempel wartete des Künstlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der griechische Anthropomorphismus entzückte. Im Schönsten und Besten alles Sichtbaren, in der menschlichen Form, deren erhabenste Reize die griechische Kunst den Göttern verlieh, in idealischen Verhältnissen, die den Glauben an mehr als menschliche Vollkommenheit versiegelten, sah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Qual des gefolterten Dulders bleibt die Darstellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit diesen Spielen der Phantasie, aus dem Jugendalter der Menschheit; hinweg mit jedem kindischen Versuche den reinen Vernunftbegriff in sinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott ist ein Geist! gepredigt wird, entweihet ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeistiges Urwesen verehrt.

So stieß die alternde Menschheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborne Kunst in die Sphäre der Dienstbarkeit hinab. Dennoch streben Viele hinan den steilen Pfad zum Künstlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wissenschaft dürfen sie herrannahen zum Tempel der Kunst. Nach tausend erlernten Regeln wählen sie ihren Gegenstand, ordnen Stellungen und Figuren, charakterisiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuschung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobspruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen ist, im Chaos der unverdorbenen

Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abstraktion zu geleiten und die Ahnungen des Wilden, womit er sich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menschenähnlicher Wesen träumte, in die reizende wohlthätige Hülle der idealischen Schönheit zu kleiden.

Die schönen Stunden des unbefangenen Genusses sind auf ewig entflohen! Traure, wer seiner Jugend nicht froh geworden ist! Hohnneckend triumphire der finstre Freudenstörer, der nie empfand! Tröste sich der Weise, der in dem Wechsel der Dinge das Ziel herannahen sieht. *)

---

*) Die Unvollkommenheiten dieses flüchtigen Aufsatzes wird man vielleicht eher entschuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die ersten Ansichten der Phantasie über einen Gegenstand enthält, dessen vollständige und bestimmte Ausführung metaphysischen Ernst erheischte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftsteller oft unwillkürlich für diese oder jene Art der Composition bestimmen, und wissen, daß im Augenblick der Begeisterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnen glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erscheinen darf. Allein es sei fern, daß die Kleinigkeit auf eine Kritik Anspruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag sie bei den Lesern anfragen, ob sich Jemand unter ihnen finde, dessen Gefühl sich in ihren Gesichtspunkt versetzen kann? Der Verfasser hat es nur versucht, sich selbst das Phänomen seiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, selbst das gepriesenste Kunstwerk kalt und gleichgültig läßt, sobald es keine Spuren jener Idealisirung an sich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zusammenstellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geschicklichkeit hat er nur raisonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

Fragmente aus Georg Forster's Nachlaß.

1.

Ueber die Vernunft,

in Beziehung auf das Glück der Menschheit.

Der Zeitpunkt, in dem wir leben, ist, wie mich dünkt, besonders dadurch merkwürdig, daß die Verhältnisse der Menschen unter einander sich vervielfältigen, daß die Extreme durch dazwischen gebrachte Mittel sich besser verbinden lassen, und daß, indem sich das Heterogene nähert, ein Gedränge entsteht, wodurch die Heftigkeit des Stoßes, welcher sonst so zerstörend wirkte, jetzt gebrochen wird. Dafür scheint aber vermittelst der Menge schnell auf einander folgender Berührungen und Attritionen jene milde genialische Wärme sich zu erzeugen, welche die verborgensten Kräfte der Menschheit entwickelt und neue Ansichten der Dinge eröffnet. Die Organe des Empfangens und des Mittheilens sind jetzt beide mit ihrer höchsten Reizbarkeit begabt, nie galt das große mechanische Gesetz der Stärke weniger, nie vermochten die intellektuellen Kräfte so viel; nie empfand man inniger die süße Wollust, über die Gemüther zu herrschen, indem man ihre Phantasie mit den Bildern der seinigen erfüllte, und nie wußte man besser, welche süße Wollust es sei, mit harmonisch gestimmter Phantasie die Geschöpfe einer andern ganz zu fassen. Es ist vielleicht unmöglich zu errathen, was diese allgemeine geistige Gährung in der Masse des Menschengeschlechts für Folgen haben, welche neue Mischungen sie gebären, wie sie, gestört oder auch durch die Fortdauer in ihrem Grade verstärkt,

anstatt die Läuterung des Ganzen zu befördern, seine endliche Auflösung vielleicht hervorbringen könne. O, mein Freund! über diesen unerschöpflichen Gegenstand unseres Nachsinnens habe ich so manches Traumbild in der Seele, das ich gern auch vor der Ihrigen hinaufzaubern möchte! Ich will wenigstens versuchen, mich verständlich zu machen. Sie wissen, an der Grenze, wo die menschliche Vorstellungsart sich nur als eine Modifikation offenbart, dort bleibt uns nur Ahnung, nur Stückwerk, vielleicht gar nur Täuschung. Aber wenn die menschliche Natur so rührend sich ein Ziel ersehnt, nach welchem sie hinarbeiten könne; wenn der Gedanke, daß diese blaue Ausdehnung, in welcher wir schwimmen, nach allen Richtungen hin unendlich, unermeßlich sei, mit unwillkürlichem Schauer uns ergreift, und der Glaube an Zusammenhang und moralische Consequenz dieses sichtbaren Schöpfungsapparats ein so heiliges Bedürfniß wird, daß ohne ihn die meisten Menschen sich selbst als sittliche Bestandtheile eines solchen Ganzen nicht ehren, und noch weniger so geberden würden: dann lassen sie uns wenigstens der heilsamen Wirkung dieser Täuschung huldigen.

2.

Ueber die öffentliche Meinung.

(Fragment eines Briefes.)

— — Sie sehen also wohl, liebster Freund, auch ich klammere mich aus allen Kräften an die tröstliche Vorstellungsart eines zwar nicht absoluten, aber doch bedingten Optimismus und einer wahrscheinlich weisen Causalverbindung der Schicksale unserer Gattung. Gut sein, weil das Gegentheil unserer Empfindung und unserm stolzen Bewußtsein zuwider läuft, sei immerhin die Vollkommenheit des durch Philosophie gereiften Mannes; der leidenschaftliche Jüngling, und mit ihm der gewöhnliche Mensch, will ein Ziel, worauf er hinarbeite, den Glauben an Zusammenhang und moralische Consequenz dieses sichtbaren Schöpfungsapparats, um sich selbst als sittlichen Bestandtheil eines sittlichen Ganzen ehren zu können, und so geberden zu

müssen — und wenn das Täuschung ist, so lassen sie uns wenigstens ihrer heilsamen Wirkung huldigen.

Die so oft gemachte, so langweilig gewordene Beschuldigung, daß wir keine Nation, daß wir nur Oesterreicher und Preußen, nur Ober- und Niedersachsen, oder gar nur Mainzer, Frankfurter, Leipziger, Berliner, Hannoveraner, Göttinger, u. s. w. sind; ach! sie ist leider so wahr, daß sie mich zwingt, einen Gesichtspunkt aufzusuchen, wo eine solche Vereinzelung wenigstens für die Zukunft vortheilhaft ins Ganze zu wirken scheint. Eine große Hauptstadt, die den Ton angibt, kann zwar die Reife ihrer Nation befördern, allein wol schwerlich anders, als auf Kosten ihrer reinen Universalität; Rom, Paris, London, geben den Beweis. Die getheilte, rivalisirende Cultur der griechischen Städte, wenn sie auch zu dieser extensiven Vollkommenheit nicht gelangte, blieb schon darum der Natur getreuer, weil sie immer etwas hatten, wonach sie ihre Abweichungen corrigiren konnten. Die Vortheile unserer geographischen Lage müßten uns billig noch weiter bringen; wir sind zur vollendeten politischen Einheit gleichsam geschaffen, und sie verblühten schon in ihrer wetteifernden Periode.

Das einzige, was mich irre macht, ist der unläugbar weite Abstand, in welchem wir hinter den Ländern mit großen Hauptstädten zurückgeblieben sind, und die beinahe unverbesserliche, mit selbstgenügsamem Dünkel verknüpfte Verwahrlosung, worin wir schon zu versinken scheinen; schon haben wir siebentausend Schriftsteller, und dessen ungeachtet, wie es keinen deutschen Gemeingeist gibt, so gibt es auch keine deutsche öffentliche Meinung. Selbst diese Wörter sind uns so neu, so fremd, daß Jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert, indeß kein Engländer den andern mißversteht, wenn vom public spirit, kein Franzose den andern, wenn von opinion publique die Rede ist.

Reminiscenzen.

Fragment.

1.

San Jago.

Neuer Himmel und neue Erde! Mit gierigen Blicken saug' ich die neue Schöpfung ein. So glühet uns keine vaterländische Landschaft! Unmittelbarer von der Sonne ergoß sich dieses Licht um mich her; ich ahne es mit dem Sinne, der sonst zu Hause den Schimmer des Frühlings und des Herbstes unterschied.

Vergebens zeigt das Thermometer schon zwanzig Grad von Hitze; ich empfinde sie nicht; ich athme mir die Brust voll heitrer, frischer Morgenluft, so reich an Lebensbalsam wie ein milder Maimorgen auf unsern Hügeln, der uns stärkt, des Tages Last zu tragen.

Willkommen erstes Land, das ich jenseits der Sonnenwende betrete!

2.

Die Kokospalme.

Dunkelblau, wie der Saphir, ist des Meeres unendliche Fläche; lichter blau sind die ewigen Räume des Aethers, von der blendenden Sonne durchglänzt. Ein rascher Ostwind kühlt

die Luft, und füllt die Segel. Brausend und zischend bricht der Rand der aufgeregten Wellen zu schneeweißem Schaum. Die tausendfarbige Dorade schießt pfeilschnell am Schiffe vorüber, schwimmt rund umher und holt es wieder ein. Jetzt stößt sie auf ein schüchternes Heer von kleinen Fliegefischen, die das Meer mit der Luft vertauschen. Ueber des Mastbaums höchster Spitze schwebt, die schwarzen Fittige weit ausgebreitet, der Fregattvogel, und staunt das segelnde Fahrzeug wie ein fremdes Ungeheuer aus seiner sichern Höhe an. Mit langen, schmalen Steuerfedern schimmert der rosenfarbige Tropikvogel in der Sonne, und spielt im vollen Genusse seiner Kräfte durch die höheren Regionen der Luft. Aber das ersehnte Land sucht unser Blick noch vergebens ringsum am Horizonte.

Jetzt reihen sich über dem unermeßlichen Meere kleine Punkte wie Wölkchen in gleicher Höhe. Jedes Wölkchen, durch das Fernglas, scheint oben in kleine Strahlen getheilt. Körperlicher als gesammelte Dünste pflegen, schwebt es dennoch ohne Stütze in der Luft. Jetzt erblick' ich am Rande des Meeres, wo es sich vom helleren Himmel scheidet, einen dunklen Strich; — es ist Land!

Ein flaches Koralleneiland ist es, und die darüber schwebenden Wölkchen sind die Gipfel der Kokospalmen. Noch seh' ich ihre zarten schlanken Stämme nicht; vom Lichte des Tages umflossen, verlieren sie sich darin, wie des Mondes schwach erleuchtete Hälfte vor unsren Augen verschwindet.

3.

Gastfreundschaft.

Pamani[1]). Wer ist der wohlgekleidete Mann, der in jenem Schwarm von Begleitern das Thal hinaufgezogen kommt? Ist es ein Erih[2])?

Nuna[3]). Nein, es ist Oradi, der reichste Landeigenthümer[4]) im Thale Matawi. Er hat dem Befehlshaber Eurer Schiffe Geschenke gebracht, und kehrt nach seiner Wohnung zurück. Seht Ihr das schöne Mädchen neben ihm? Es ist seine Tochter.

Oradi (mit seiner Gesellschaft). Tayo[5])! Teori[6])! lieber

Teori! komm mit uns! komm in meine Hütte, auszuruhen bei Kokosnüssen und Brodfrucht! Teori! Pamani! kommt!

Teori. Wer kann den freundlich Bittenden widerstehen? So müde wir sind, müssen wir schon bei ihnen bleiben. Können Sie es dem offenen Blicke des ehrlichen Oradi versagen? Ich gebe mich den kühnen Augen des Mädchens gefangen. Oradi! wir gehen mit Dir.

Pamani. Es wird ja so gar weit im Thal hinauf nicht sein, da es hier schon so enge wird; und vor Nacht erreichen wir auf jeden Fall den Strand. Zudem geht es sich hier auf ebenem Boden und im Schatten lange nicht so mühsam als dort, auf dem nackten, steinigen Berge, wo uns die Sonne auf die Scheitel brannte.

Das Mädchen. Ich führe Dich, Teori; gib mir Deine Hand.

Teori. An Deiner Hand, Tedua [7]), bin ich nicht mehr müde.

Das Mädchen. Nenne mich Imiroa.

Oradi. Ist es weit weg bis nach Eurem Britannien?

Teori. Zweimal kann der Brotbaum Früchte tragen [8]), ehe wir den Weg dorthin zurücklegen.

Oradi. Hat Euer König viele so große Schiffe, wie jene zwei, die dort unten an der Spitze Matawai liegen?

Teori. Eine große Anzahl, und diese hier sind von den kleinsten. Hast Du wol ihre Kanonen gesehen?

Oradi. Wol hab' ich, und die Kugeln, die sie schießen.

Teori. Wir haben Schiffe mit hundert und mehr Kanonen, in drei Reihen über einander, zu beiden Seiten des Schiffes; und alle sind sehr viel größer als die Du sahest. Die Kugeln dazu sind so groß wie eine Brotfrucht.

Oradi. Damit schösset Ihr wol ganz Otaheiti in den Grund?

Imiroa. Teori, nicht wahr, Du schießest uns nicht?

Teori. Dein Freund! und schießen?

Oradi. Ist das auch ein Feuergewehr in Deiner Hand?

Pamani. Meine Vogelflinte.

Oradi. Ich möchte doch die Wirkung sehen.

Pamani. Sehr gern, sobald Du mir einen Vogel zeigst.

Ein Taheitier. Pamani! sieh! dort sitzt einer, ein Kukuk [9])!

Imiroa. Meinen Eatua [10])! Ich bitte Dich, Pamani, tödte ihn nicht. Was gebe ich Dir doch gleich? — Lieber Teori, nur den Eatua nicht!

Weiber. Tödtet nicht den Eatua!

Ein Taheitier. So geht doch mit Eurem Eatua! Schieß ihn [11]), Pamani!

Teori. Thun Sie's lieber nicht. Du schenkst dem Vogel das Leben, schöne Imiroa, und damit Du weiter nicht sorgst, — hier, Nuna! trage mir die Flinte. — Wie? lohnt man auch in Taheiti mit einem Händedruck? Diese Hand, welche die meinige an ihr Herz führt, ist beredter als der Mund.

Imiroa. Weh! was ist das? Du hast ja einen wehen Finger!

Teori. Der Nagel war gequetscht; das wird wieder besser.

Imiroa. Sieh! meine Nägel sind alle glatt und lang. Warum sind die Deinen so kurz? Bist Du kein Freigeborner [12])?

Teori. Tuti ist mein Oheim [13]). Bei uns beschneidet sich Jedermann die Nägel; der König selbst.

Imiroa (zu ihrem Vater). Er ist Tuti's Neffe! — Ich wußte das nicht, lieber Teori. Deine Hand ist auch so weiß, und meine so gelb, und Du hast keine solche schwarze Pünktchen drauf. Bist Du noch nicht tatauirt? Sieh, ich bin es schon [14]).

Teori. Keiner von uns Allen ist es, er sei jung oder alt. Aber Deine Hand ist dennoch schön. Die langen niedlichen Finger! Weißer bist du auch als Deine Landsmänninnen. Das Tattauiren ist keine so üble Erfindung; Eure Haut sieht dabei noch einmal so weiß aus: zumal hier die schöne Hüfte mit dem breiten, schwarzen Streif. Das that wol sehr weh?

Imiroa. Kinder weinen, wenn sie's schmerzt [15]). — Moyadua, gib her den Korb mit Ewih-Aepfeln [16]). Nimm, Teori! Nein, den nicht! diesen gelben, glatten, mit den zarten Tüpfelchen. Ich schäl' ihn Dir.

Teori. Die langen Nägel sind also doch zu etwas gut. Eine herrliche, saftreiche, erquickende Frucht! Guter Pamani, kosten Sie doch auch; sie schmecken fast wie Ananas. Wer nur auch otaheitisch zu danken wüßte! Doch ich verstehe schon diesen Blick: genießen ist danken. Ich sollte meinen, in der Sprache der Götter, die wir nicht verstehen, ist es das Nämliche.

Pamani. Das Mädchen hat Recht; man muß den Apfel schälen; die Schale brennt auf der Zunge, wie Feuer.

Oradi. Tragt die Fremden über den Bach. Ihre Füße sind bekleidet; sie könnten naß werden.

Imiroa. Ich trage Dich, Teori.

Teori. Oder ich Dich, willst Du sagen.

Imiroa. Du? Auf den schlüpfrigen Steinen kannst Du ja nicht fußen. Laß mich! Siehst Du? da heb' ich Dich auf wie nichts, und hüpfe mit Dir davon.

Teori. Tolles Geschöpf!

Imiroa. Halt' Dich fest an meinem Halse.

Teori. O festwachsen soll meine Hand an diesem Busen!

Imiroa. So wären wir herüber! Gelt, ich bin stark, Teori? Ohne mich wärst Du nicht trocken herüber gekommen. Du bist vom Gehen ermüdet und erhitzt; Deine Kleider sind vom Schweiße durchnäßt. Mir thut die Hitze nichts; meine Haut ist trocken. Nur noch ein wenig Geduld! Siehst Du jenen Kranz von hohen Kokospalmen, und das blühende Gesträuch dazwischen, und links am Fuße des Berges die gelben Pisangpflanzungen? Sobald wir durch das Gebüsch sind, kommen wir an den Rasenplatz, auf welchem unsere Hütte steht. Dort will ich Dir die Müdigkeit vertreiben.

Teori. Ist das naiver Muthwille oder Frohsinn der glücklichen Wildheit.

Erläuterungen.

1. Pamani, der Name Sparrmann, taheitisch ausgesprochen.
2. Erih, ein Oberhaupt.
3. Nuna, ein taheitischer Knabe, der die Wanderer begleitete.
4. Landeigenthümer, otaheitisch: Manahaune, sind Leute die Grund besitzen, aber zu Lehen tragen.
5. Tayo, Lieber oder Freund, ein Bewillkommungsausruf.
6. Teori, Georg.
7. Tedua, jedes Frauenzimmer von Stande, etwa wie bei uns Madame.
8. Früchte tragen, dies thut der Brotbaum von acht zu acht Monaten, daher heißt das taheitische Jahr Pa=ure, die Brotfruchtzeit, und dauert sieben Monate.
9. Kukuk, nicht der europäische; eine eigene Gattung.

10. Eatua, eigentlich e=Atua; Gott, göttlich, Gott heilig. Es gibt Vögel, Reiher, Kukuk, Eisvogel, u. a. m., die für göttlich oder unter dem Schutze der Gottheit stehend, gehalten werden.
11. Schieß ihn. Nicht alle haben denselben Eatua, die Männer spotten oft über die Eatuas der Weiber.
12. Freigeborner. Die arbeitende Klasse von Menschen sind Leibeigene, nur die Freien haben lange Nägel: denn sie arbeiten nicht.
13. Oheim. Teori's Vater hielt Jedermann in Otaheiti für Tuti's, d. i. Cook's Bruder.
14. Tattauirt sein, oder unter der Haut, vermittelst einer schmerzhaften Operation, schwarze Flecken bekommen haben, die nicht vergehen, ist bei den taheitischen Mädchen das Zeichen ihrer Mannbarkeit, worin sie eine Ehre suchen. Daher zeigen sie gern diese Punkturen, zumal die breiten schwarzen Streifen auf den Lenden.
15. Sie rühmen sich des überstandenen Schmerzes.
16. Ewih=Aepfel, eine Frucht, welche den botanischen Namen Spondias dulcis führt.

De la Félicité des Etres physiques.

Discours, prononcé à l'assemblée extraordinaire de la Société, le 16 Février 1782.

S'il est incontestable, que le prémier objét d'une étude réellement philosophique doit être celui d'approfondir le vrai bonheur de l'homme, et d'en établir les principes sur une base inébranlable, c'est sans doute aux physiciens qu'il appartient d'apprécier au juste la mesure des forces humaines; et aux historiens de modérer ce calcul, en nous apprenant l'usage qu'on a fait de ces forces dans tous les tems et dans tous les lieux. Quelles lumières, en effet, plus propres à nous conduire dans cette recherche que les résultats de deux sciences réunies, qui ne s'occupent que de faits et de vérités! D'abord le physique de l'homme développé; ses organes, ses facultés, son intellect approfondis; tous les rapports saisis, qui le réunissent aux habitans de la terre et du ciel, en un mot, à la Nature entière et à son Dieu. De l'autre part, tous ces ressorts mis en action, les forces mécaniques du corps et les puissances vives de l'ame, bien ou mal appliquées; le produit de leurs diverses combinaisons, — l'esprit multiforme, le génie gigantesque, le goût indéfinissable, tout à la fois les sources des jouissances du genre humain, et des tristes intervalles de ses peines; —

ces deux tableaux, à côté l'un de l'autre ne cesseraient jamais de s'éclairer, de s'expliquer mutuellement. Quittant cette infinité de théories malconçues, qui n'ont fait qu'échouer successivement, on jetterait les fondemens du seul Système de Félicité, qui serait immanquable dans l'exécution; — à travèrs ce labyrinthe de routes trompeuses, l'on parviendrait enfin à tracer l'heureux sentier du milieu, l'objét des vœux de tous les ages, que malgré leurs efforts, ils n'auraient pas su découvrir.

Mais, serait-il bien vrai, qu'il ait fallu au genre humain l'expérience de soixante siècles, pour qu'il trouvât enfin une définition bien précise de sa félicité, de la quelle il s'est pourtant occupé depuis le berceau jusqu'aux approcher de la vieillesse; c'est à dire par toutes les révolutions qu'il a essuyées depuis sa sortie de la tente patriarchale?

Quel moyen de faire accueillir une idée si humiliante pour l'antiquité, lorsqu'en tournant la vue vers ses sublimes efforts, on sent le cœur s'animer d'admiration, s'enfler de joie, et partager en idée la gloire des grandes actions, qui semblent couvrir d'honneur tout le genre humain? Quel moyen de prononcer le sombre arrêt, qui doit condamner tous nos devanciers à l'erreur ou à l'ignorance, lorsque le flambeau de l'histoire repand le jour sur les sages héros de tous les temps, et découvre à nos yeux leurs travaux couronnés des plus brillants succès; lorsqu'on voit les Cyrus, les Solon, les Périclés, les Philippe, les Numa, les Auguste, les Charles, les Joseph et les Frédéric, former les peuples, donner le jour aux arts et aux Sciences, déployer toutes les facultés de l'homme, éveiller le génie et diriger son vol vers les grandes vertus, commander, pour ainsi dire, à la destinée, et revêtir successivement la Grèce, la Perse, la Macedoine, l'Empire Romain, la France et l'Allemagne du lustre éclatant de la prospérité?

Tous ces objéts, puisés dans l'examen des siècles, semblent nous reduire, ou à quitter une idée qui paraît en contradiction directe avec l'expérience; ou à prouver, qu'il reste à nos contemporains l'espoir bien fondé de parvenir au comble de la félicité, de pénétrer jusques dans le sanctuaire intérieur, tandisque tous nos ancêtres se sont arrêtés au seuil du temple.

Si en présence de l'élite des hommes, il est permis au physicien de s'écarter de la poursuite uniforme des faits, pour entrer en lice sur le vaste champ du raisonnement, et faire son coup d'essai devant les juges et les maîtres de l'art, ce n'est qu'en implorant toute leur indulgence, qu'il osera s'arrêter un instant aux difficultés épineuses de cette espèce de dilemme. Quelques réflexions détachées, — quelques doux rêves, dont l'imagination se berce peut-être trop facilement; voilà tout ce qu'il sait offrir dans ce moment; heureux, s'il pourrait indiquer un point de vuë intéressant, et digne d'une assemblée, qui rappelle bien vivement aujourd'hui la mémoire de ces siècles à jamais regrettés, lorsque les divins habitans de l'Olympe daignèrent quitter leur céleste séjour, pour demeurer avec les mortels et repandre sur eux les rayons d'une lumière bienfaisante.

Parmi le grand nombre d'écrivains modernes, il s'en est trouvé quelques-uns, qui en réflêchissant sur la nature de l'homme, ont cru trouver la cause de ses plus grands malheurs dans l'état de Société. On ne désire jamais, ont ils dit, ce qui est inconnu; ainsi ce qu'on ne désire pas, ne peut être un besoin; or, heureux celui dont les besoins sont circonscrits au possible! Je ne dirai point, que cette espèce de Sophisme accuse la Nature d'injustice, parce qu'il prouverait, que la condition des hommes en général, soit policés, soit sauvages, est inférieure à celle des animaux. Il prouverait effectivement bien davantage, car il mettrait l'insensibilité à la place du bonheur; et l'huitre dans cette acception serait la plus heureuse de toutes les créatures. Il n'est donc pas question de justifier la Nature, contre un raisonnement si puérile, qui porte en lui même sa réfutation. Mais s'il est évident, que ces écrivains ont peu connu la marche sublime de cette mère de toutes les formes de l'univers, un coup d'œil plus ferme et plus perçant, jetté sur son vaste empire, aura de quoi rassurer l'homme sur sa prétendue dégradation, et lui indiquera le rang qu'il doit tenir dans l'enchaînement des Etres.

La main de la Nature, d'ailleurs toute puissante, ne peut revêtir les corps grossiers de l'immortalité. Les parties

intégrantes de la matière, trop hétérogènes pour rester unies par des liens indissolubles, subissent une circulation continuelle. Dans les êtres organisés cette même puissance vive qui les anime, qui met en mouvement les fluides, qui supplée aux ravages d'une décomposition perpétuelle, travaille insensiblement à la dissolution finale du corps qu'elle dirige: plus elle sera active, plus elle aura précipité le moment de la mort. Mais ces forces opératives de la Nature font germer en même temps des êtres nouveaux, qui viennent remplacer partout une génération surannée.

Quelle profusion, quelle magnificence dans toutes ces opérations! La beauté et la perfection de l'ensemble en sont le but universel. La frêle charpente des individus oppose des vains obstacles à ces vues de la Nature; par un effort digne de sa puissance, elle tire de son sein une foule de formes nouvelles: à son gré la face de la terre se rajeunit, les êtres languissans disparaissent, l'abondance et la beauté y regnent sans interruption. La Saison des fleurs est le triomphe de la Nature; c'est alors qu'elle semble défier les ravages de la mort, en lui prodiguant des victimes: mais après des millions de nouveaux germes engloutis, elle en conserve un nombre plusque suffisant pour réparer toutes ses pertes, pour repeupler l'univers; sa corne d'abondance ne s'épuisse jamais, et la mort se trouve vaincue au milieu des victoires.

Cette apparence de prodigalité dans la propagation des espèces, n'est en effet qu'une sage économie de la Nature. Toujours maîtresse de cette multitude de formes qui servent à décorer son empire, elle ne l'est pas également des moyens de les placer, de les faire paraître, de les incorporer à la matière. Cependant, toute limitée par les entraves des corps, toute humiliée qu'elle puisse être sous le joug que les tems lui imposent, elle sait combattre et surmonter ces difficultés avec un courage infatigable, et réussir, par sa fermeté étonnante, à remplir la tâche, que le Créateur lui a départi. Forcée d'abandonner la plûpart de ses germes au hazard, il ne lui restait qu'un seul moyen d'en garantir la préservation; ce fut d'en multiplier le nombre à l'infini. Aussi de toutes les espèces vivantes, il n'en a disparu qu'un nombre peu considérable, quoique tous leurs individus aient

constamment subi la loi qui leur est préscrite, en prenant de l'accroissement, se multipliant, et passant ensuite à la décomposition.

La vie est donc l'accomplissement de la loi universelle. La vie passagère des êtres organisés, est leur acte de surmonter la resistance de la matière, de l'unir et de la façonner au gré de la loi particulière de leurs formes individuelles. La réaction de la matière ainsi modifiée, produit le sentiment de la jouissance. Lorsque, par cette puissance incompréhensible, que la Nature a cachée sous son Voile mystérieux, elle accorde aux formes incorporées, le droit précieux de donner un nouveau maître à la matière, le sentiment qui en resulte est le transport de la liberté.

Animer, inspirer, donner la vie, c'est le seul acte de la Nature, qu'elle persiste à vouloir accomplir dans tous les tems, et dans toutes les parties de l'univers. Elle fait paraître la vie sous le plus grand nombre de modifications possible, elle réunit tous les efforts, pour la conserver intacte, pour la rendre douce et désirable. Rien de plus touchant que le spectacle de la vie; rien de plus glorieux pour la Nature, que cette bonté presque divine, avec laquelle elle repand l'allegresse et le bonheur dans tout son empire. Au milieu de cette douce contemplation, souvenons-nous toujours que ses moyens sont bornés, que les composés sont fragiles. Quoique la multitude des formes pourrait être infinie, *la quantité de la matière est déterminée.* Pour décorer la terre, du phénomène d'une vie perpétuelle, pour introduire successivement toutes les formes dans la matière, il fallait donc en élaguer de temps en temps les sujets qui commençaient à languir, et mettre en action de nouveaux ressorts.

Mais si la Nature, malgré cette charité maternelle qui l'intéresse au sort de ses enfans, ne peut empêcher, qu'une mort prématurée ne lui en ravisse de peuplades entières dans l'embryon, elle est bien plus éloignée de pouvoir garantir les Etres actuellement vivans, *des maux* qui sont attachés à leur existence. Tout change sur la Terre, je le repète encore, tous les composés sont sujéts à un dépérissement continuel, et ce n'est qu'aux dépens de cette décomposition successive, que les formes actuellement incorpo-

rées peuvent accomplir toutes leurs fonctions, que de nouvelles puissances vives peuvent s'unir à la matière et maintenir l'ordre universel de la Nature. Donc, si le besoin de restituer ce déchet insensible mais non-interrompu, si le désir de pourvoir à la préservation des espèces, se fait vivement sentir aux formes des individus; il est évident que toutes les fois qu'elles se trouveront dépourvuës de moyens d'appaiser ces clameurs de l'instinct, et qu'elles ne pourront régir la matière rebelle, ce sera leur sort *de Souffrir.*

Oui! la vie passagère de tous les êtres organisés est assujétie à cette dure condition; elle est de l'essence du composé. On pourrait même soutenir, que les espèces du regne végétal n'en sont point exemptes à proportion du dégré de leur sensibilité. Si nous n'entendons pas les soupirs du palmier, lorsque les zéphirs tardent à lui porter les fécondes exhalaisons de sa moitié; si l'arbre de Jupiter ne gémit pas, lorsque les Aquilons le ménacent de tout leur courroux et parsément la terre de ses glands; dumoins la modeste Sensitive, blessée du plus léger attouchement, semble expirer de douleur à nos yeux.

La contemplation des Etres organisés nous vaut encore cette vérité évidente, que tous leurs maux sont proportionnés à leur dégré de Sensibilité, à leur façon d'exister: c'est à dire que les espèces les plus exposées aux dangers sont, ou munies d'un extérieur moins subtil, ou de facultés plus éveillées, ou d'organes extraordinaires; ou bien, elles sont formées seulement pour une apparition momentanée et prêtes à succomber à la moindre injure. Je dis prêtes à succomber; car dans toute l'étendue de la Nature la mort des individus n'est point un mal, ni pour l'ensemble, qui est toujours repeuplé, ni pour la forme qui doit évacuer sa terrestre demeure, pour rentrer dans l'immense réservoir des puissances physiques, — que sçais-je? — pour en resortir bientôt peut-être, animée de nouveaux feux, plus perfectionnée par les mains de la Nature, plus capable en un mot de faire plier la matière, et de ressentir les agrémens de la vie.

C'en est assez, ce me semble, pour faire rougir les ingrats detracteurs de la Nature. Semblable à la Vénus-Uranie de l'ancien Olympe, cette mère universelle de tous les êtres

repand ses bienfaits sur eux d'une main toujours féconde; trop tendre pour faire durer les souffrances de ses enfans, elle ne leur accorde la vie qu'autant qu'elle est un bien; dèsqu'ils gemissent sous le poids de la matière, elle leur fait trouver un prompt remède à leurs peines: les prisons terrestres s'écroulent, et les formes délivrées s'envolent dans les airs.

Loin de négliger le moindre de ces êtres qui lui doivent l'existence, loin de mériter à l'égard du plus vil d'entr'eux en apparence, le nom outrageant de marâtre, elle agit envers tous avec une inflexible impartialité. Elle n'est pas moins juste dans la distribution dès graces, que dans la répartition des maux passagers qui naissent de toute *union par contrainte.* Quoique ces maux fussent légers en comparaison du nombre et de la durée des jouissances, et qu'ils ne troublassent le repos de la vie, qu'à de grands intervalles; encore la tendresse maternelle a-t'-elle su les adoucir. L'empreinte d'une réaction matérielle qui se fait ressentir malgré la loi de la forme, cette empreinte, que nous nommons *douleur*, porte en elle même une espèce de lénitif, puisqu'elle assoupit la Sensibilité: jamais de deux chocs réitérés de la même force, le second pourra se faire sentir aussi vivement que le prémier; il n'y a que la prémière impulsion qui coute, et le mal d'habitude a changé de charactère et cessé d'être réel.

Munis de tous les argumens que la vue de la Nature a pu nous fournir, revenons enfin à l'homme, qui d'un côté ressemble si fort à tous les êtres organisés, et partage le même sort avec eux. Sa vie, depuis sa naissance jusqu'à la mort, se passe précisément de la même manière. La Nature, tout aussi juste vis-à-vis de lui, qu'elle l'est envers les animaux, a partagé son existence corporelle, dans la même proportion que la leur, entre lès jouissances et les douleurs. Mais à moins d'être injustes à nous-mêmes, nous ne pourrons nier que la forme de l'homme, plus puissante et plus durable en elle même, quoique plus finement dessinée, plus souple, plus richement pourvuë d'organes, lui donne un avantage décidé sur le reste de la création animée.

Je ne crains point de tomber dans les contradictions. Vivre sans empêchement, sera toujours un état de bienêtre,

lors même que les différentes *manières* de vivre pourraient rendre cet état plus ou moins parfait. Par exemple: puisque les fonctions de la vie librement exécutées, produisent toujours une Sensation agréable, il est clair, que de deux êtres actifs, et par conséquent heureux, celui qui accomplirait le plus grand nombre d'actions dans un tems donné, serait sans contredit le plus parfait des deux. Tel est l'homme, vis-à-vis de la plupart des animaux, et rien ne serait plus facile, que de prouver, par la correspondance de ses autres rapports, qu'il est l'être physique le plus parfait que nous connaissions.

Une gradation semblable doit avoir lieu entre les perfections des différentes peuplades, depuis les sauvages, jusqu'aux Sociétés civilisées, tandisque la proportion des peines et des plaisirs de la vie, est à peuprès égale chez toutes les nations.

Les alarmes des Sauvages toujours en guerre avec leurs voisins, l'abandon dans lequel leurs vieillards languissent souvent pendant les tristes années de la décrépitude, l'intempérie des saisons à laquelle ils sont presque toujours exposés, la cruelle disette qu'ils éprouvent de tems en tems; — ce sont des maux réels, qui balancent tous les prétendus avantages de leur licence indolente, si souvent pronée comme le comble de la félicité. Insensibles à tous ce qui peut rendre leur subsistence moins précaire, ils ne sont heureux, que parceque l'imbecillité les roidit contre la faim dévorante, et contre les horreurs d'une guerre sans pitié. En supposant, que les maux qui retombent sur les habitans des états policés servient même assez affligeans, pour souffrir une comparaison avec la misère des Sauvages, pourrait-on balancer un moment à donner la préférence aux prémiers? Il est vrai, que les travaux pénibles ne sont pas également répartis dans les sociétés; mais puisque le travail, l'activité, la difficulté vaincue est un bien, on pourra dire avec raison, que les laboureurs et les manufacturiers sont heureux. Il ne peut y avoir beaucoup d'hommes souffrans, sinon dans les gouvernemens indolens, et déréglès: ou, parcequ'ils négligent les moyens d'occuper les sujéts, et font regner partout le mortel ennui de l'oisiveté; ou, parce qu'ayant trop appesanti leur joug, ils les ont jetté dans un épuisement

qui les rend incapables de pourvoir aux besoins présens et à venir.

Nous avons vû, que la vie de tous les Etres, est sujette à quelques maux passagers dans une proportion à peuprès constante et égale pour toutes les espèces; mais nous nous sommes aperçus en même tems, que non obstant cette égalité de bonheur, la condition des espèces doit être plus désirable et plus parfaite, à mésure que leurs fonctions se multiplient en nombre et en variétés. Or il est des ressources dans la nature humaine, qui annoncent une perfectibilité étonnante, laquelle se développant par dégrés dans les sociétés, y elève les hommes, pour ainsi dire, au dessus d'eux-mêmes, les monte d'échelons en échelons, et les mène au temple de la gloire.

Cette étincelle éthérée, qu'il plût au Dieu d'amour et de bonté de départir à l'homme, quels éclats de vive lumière ne repand-elle pas à l'entour, lorsque chérie d'une main soigneuse, elle embrase les esprits de sa divine ardeur! À sa première lueur une création nouvelle, un monde jusques-là inconnu, commence à paraître; le sentiment du vrai, du beau, du juste et du sublime, la symmétrie universelle, l'harmonie des nombres, des formes, des couleurs, des accens, — c'est l'immortel ouvrage de *la raison.* Exciter cette flamme bénigne, perfectionner l'intelligence, féconder l'imagination, exercer la sensibilité morale, voilà le but de ces grands hommes, que j'ai nommé à l'entrée de mon discours, qui par des soins infatigables ont fait éclorre dans Rome et dans Athènes les plus belles fleurs de l'humanité; voilà enfin la marche sublime des grands Souverains, qui saisissant la lampe sacrée de ce noble enthousiasme, érigent aujourd'hui la patrie, trop longtemps assoupie, en contre lumineux des arts, des sciences et des vertus héroïques.

Qu'il est beau ce zèle ardent pour le perfectionnement de l'humanité! Qu'il est digne des éloges et des applaudissemens des siècles! Qu'il mérite des succès plus illimités que la condition toujours bornée de l'homme ne semble lui promettre! — — Hélas! Combien s'en faut-il, que le génie des législateurs soit parvenu à développer cette immensité de puissances intellectuelles, qui reposent dans le sein de leurs concitoyens? Le phénomène d'un état florissant ne

fut-il pas toujours l'effet d'un très-petit nombre de ces êtres privilégiés, dont les facultés, heureusement, avaient eu le tems de germer, de s'épanouir, d'arriver à la maturité parfait? La multitude ouvrière ne fut-elle pas toujours abandonnée à son sort? Un grand nombre d'individus capables de monter aux premiers rangs de la perfection, ne furent-ils pas confondus à jamais dans la foule, et condamnés au mécanique maniement de la charrue et du fuseau?

Cette dissonance qui détruit l'harmonie de la civilisation semble l'accuser d'injustice et de tyrannie, et justifier les prétendus défenseurs de la liberté et de l'égalité agreste. Quel moyen d'appaiser leurs clameurs odieuses? En effet, quel moyen de contenter l'enthousiasme d'un cœur noble, qui voudrait transformer tout le genre humain, et revêtir tous les hommes d'une perfection transcendante? — C'est en vain qu'il cherche à lever une imperfection qui tient à l'essence même des sociétés; loin de pouvoir invertir l'ordre des choses, il ne sait trouver même le moindre dédommagement pour cette classe de ses frères, qui capable de perfectionnement comme lui-même, lui paraît condamnée à ne jamais se développer.

Mais il existe, ce moyen de restorer l'équilibre, et d'égaliser les hommes; il existe entre les mains de la Divinité. Nous n'avions examiné les rapports de l'homme jusqu'ici, qu'en tant qu'il tient à la Nature, et qu'il est son premier sujét. Il est plus; il participe à son empire. Une liaison miraculeuse le rapproche de son créateur. Il ne fallait pas moins que la voix divine, prononcée avec les indices majestueux de la Toute-présence, pour graver dans le cœur des hommes le précepte d'un Amour éternel et tout puissant, seul dispensateur de la félicité incorruptible. Heureuses les nations, où l'empreinte de cette voix divine se conserve encore dans tous les cœurs comme le plus précieux dépôt de l'antiquité; où les tendus soins et l'exemple du législateur les conduisent à la Réligion! Heureux les hommes, s'ils tachent d'entretenir toujours cette liaison sacrée qui leur inspire les sentimens de douceur et de paix, qui les rapproche de tous leurs semblables par cette charité universelle qui est la base de toutes les vertus. Heureuse l'ame tranquille, où les caractères „divins sont gravés en traits de flamme, dont

l'éclat perce au loin, et brille à tous les yeux sans les offenser: bien différens de l'éclat de la gloire qui toujours nous frappe par éclairs et souvent nous aveugle, celui de la Vertu n'est qu'une lumière bienfaisante qui nous guide, qui nous éclaire, et dont les rayons nous vivifient."

Que n'ai-je ici le don de l'éloquence! Que ne sais-je puiser dans les trésors d'une langue qui m'est étrangère, de couleurs assez brillantes pour achever ce tableau! Que ne puis-je donner à cette humble offrande la dignité sévère, la vérité lumineuse, qu'exigent la grandeur et la majesté de ces objèts!

Mais je supprime ces vaines douleurs, pour me livrer tout-entier aux sentiments d'une joye pure et respectueuse qui regne dans ce sanctuaire, où l'hospitalité vient emprunter à mes cotés l'organe de l'éloquence *), pour se féliciter du bonheur de cette journée.

---

*) L'organe de l'Eloquence, c'est la voix du Sécr. perpétuel, M. de Luchet, qui lut son discours après moi.

Observations sur le Temple de Diane à Ephése.

Mémoires de la Société des Antiquités de Cassel.
1780.

Ces observations se bornent à concilier ensemble quelques passages contradictoires de Pline, au sujet du Temple de Diane à Ephése. Le premier de ces passages se trouve dans le VII. Livre Chap. 38. (37.) et ne contient que ces mots :

„Ctésiphon le Gnossien s'est rendu célèbre par la construction admirable du Temple de Diane à Ephése."

Le second endroit est celui du Livre XVI. c. 79. (40.) Il est conçu en ces termes:

„Les bois d'ébène, de cyprès et de cédre sont les plus durables; on en a fait l'expérience dans le Temple de la Diane Ephésienne, bâti il y a *quatre cens ans* aux fraix de toute l'Asie, et dont les solives du toît sont de bois de cédre. L'on ne sait pas précisément de quel bois est faite l'image de la Déesse. Plusieurs prétendent qu'elle est d'ébène; mais Minucius qui a été trois fois Consul, après l'avoir vû de près, dit qu'elle est taillée d'un cep de vigne, et qu'elle n'a jamais été changée quoique le Temple ait été rebâti sept fois. Il ajoute que ce bois fut choisi par Pandémion. Je m'étonne qu'on a préservé le nom de

cet Artiste, puisqu'on attribue à cette piéce une plus haute antiquité que celle de Bacchus et même de Minerve. Il dit encore que cette image est percée de quantité de petits trous, et qu'on y versait de l'huile de nard, pour entretenir les jointures; mais il est fort singulier à mon avis qu'il y ait des jointures à un se petit ouvrage. Les battans des portes sont de bois de cyprès, et paraissent tous neufs encore, quoiqu'il y a prés de quatre cens ans qu'ils ont été placés. Cependant il faut remarquer, qu'ils avaient été trempés dans de la colle pendant quatre ans.“

Un troisième passage enfin L. XXXVI. Ch. 21. (14.) renferme ces mots:

„On admire avec raison la splendeur du Temple de Diane à Ephése qui fut construit il y a *deux cens vingt ans*, aux fraix de toute l'Asie. On en jetta les fondemens dans un endroit marécageux pour le garantir d'être endommagé par les tremblemens de terre, et pour empêcher qu'il n'en reçut des crevasses. Mais un édifice de cette importance ayant besoin d'une base solide, l'on commença d'abord par mettre une couche de charbon crépi, et par dessus une couche de toisons. Le Temple avait quatre cens vingt-cinq pieds de longueur et deux cens vingt pieds de largeur. Il était décoré de cent vingt sept colonnes de soixante pieds de haut, lesquelles furent ajoutées aux dépens de plusieurs Rois; il y en avait trente-six de sculptées, dont une était l'ouvrage de Scopas. L'Architecte Chersiphron dirigea les ouvrages. Il est étonnant qu'on a été capable d'élever des épistyles de cette grandeur. On y parvint en entassant une quantité de sacs pleins de sable, les uns sur les autres en pente douce au dessus des chapiteaux des colonnes; de sorte qu'en vuidant les sacs les plus bas, l'entablement s'affaissa par dessus les colonnes et prit sa juste position. La plus grande pierre fût placée au dessus du portail. D'abord elle ne voulut pas tomber dans sa place; et l'Architecte au désespoir, resolut de s'arracher la vie. Il s'endormit la nuit, accablé de cette sombre idée. Alors, Diane à ce qu'on prétend, lui apparut et l'encouragea à vivre en l'assûrant qu'elle avait arrangé la pierre. Effectivement, le lendemain on trouva la pierre à sa place, sans doute que son propre poids l'y avait portée.“

Il paraît d'après ces extraits que Pline dit d'abord qu'on avait travaillé à ce Temple depuis *quatre cens ans*, et qu'il fixe ce tems dans un autre endroit à *deux cens vingt* ans; que dans l'un de ces passages il appelle l'Architecte *Ctésiphon*, et dans l'autre *Chersiphron*.

La ressemblance de ces noms pourrait faire soupçonner que l'un ou l'autre ait été défiguré par quelque Copiste. Mais on retrouve chacun de ces deux noms chez les autres anciens Ecrivains.

Vitruve, L. X. dit expressément que l'Architecte Ctésiphon et son fils Métagène ont bâti ce Temple; et Strabon au contraire attribue ce travail à Chersiphron. Cependant le passage de Strabon ne manque pas de nous donner déjà quelques éclaircissemens; le voici:

„Chersiphron l'Architecte fut le premier qui fonda le Temple de Diane en cette ville (d'Ephése), qui a été aggrandi depuis par un autre dont le nom est inconnu. Ce Temple ayant été brûlé par Hérostrate, il en fut élevé un autre plus magnifique et plus beau, les femmes d'Ephése se dépouillant de leurs parures et de leurs bijoux, pour fournir les fraix de cette entreprise. — Ce nouveau Temple eut pour Architecte Chironocrate, le même qui a éternisé sa mémoire par la fondation de la ville d'Alexandrie." Liv. XIV.

Avant d'aller plus loin, j'observerai que ce nom de *Chironocrate* paraît être mal-écrit, parceque Solin, Pline, Marcellin, Valerius Maximus et plusieurs autres Ecrivains s'accordent à nommer *Dinocrate* l'Architecte d'Alexandrie, le même qui conçut l'idée gigantesque de tailler le Mont Athos en statue, et de placer une ville dans l'une de ses mains.

Strabon distingue ici, comme nous venons de le voir, deux époques très différentes de la construction du Temple, ce qui semble s'accorder avec l'expression de Pline, qu'il a été sept fois rebâti, *septies restituto Templo*. Pour mettre à ce sujet toute la discussion possible, il ne sera point hors de propos de donner ici le résumé des événemens qui ont rapport à ce Temple.

Selon le témoignage universel de tous les Anciens le premier peuple qui érigea un Temple à Diane dans l'en-

droit où la ville d'Ephése fut bâtie dans la suite, ce furent les Amazones *). Ce Peuple si remarquable par le gouvernement des femmes établi chez lui dès les premiers tems, était sans contredit l'un des plus anciens dont il soit resté quelques notices. L'abbréviateur de Trogue Pompée nous apprend, que les Amazones étaient originaires de Scythie, et ce fut là le sentiment général de l'Antiquité. Or les Anciens parlent toûjours des Scythes comme de la Nation primitive qui existait dans le monde avant toutes les autres.

Il ne paraît pas étrange que les Amazones eussent établi un culte à Diane, puisque les attributs de cette Déesse s'accordent assez avec la façon de penser de ces femmes dénaturées et féroces. Diane insensible et farouche, qui ne trouvait du plaisir qu'à lancer ses javelots aux cerfs et aux sangliers, c'était en même tems la Déesse conservatrice de la nature vivante; son sein déployait plusieurs rangs de mammelles, emblémes de la fécondité et de la nutrition universelles; sœur du Soleil elle regnait pendant la nuit, comme lui pendant le jour; à sa volonté la terre buvait la rosée, les nouveaux Etres se développaient; elle fournissait les germes, et le Soleil les faisait éclorre, elle était présente aux couches des femmes et leur prétait du secours; en un mot, tout renaissait sous ses auspices. Me tromperais-je beaucoup si je croyais que les premiers traits de ce caractère héterogene ne nous présentent dans la Déesse qu'une Amazone insociable; tandis que les derniers font un portrait assez juste du principe féminin dans la nature? Mais je quitte la conjecture, car l'usage où étaient tous les anciens Peuples d'adopter la Religion de ceux mêmes qu'ils avaient conquis, nous laissera toûjours en doute, si la Diane d'Ephése était originairement une Divinité des Amazones, ou si elles ne l'avaient pas empruntée des Cariens et des Léléges, habitans de l'Asie mineure, qui y ont demeuré dès les premiers siècles. C'étaient des soldats mercenaires qui servaient dans les guerres des autres Nations, et lesquels par conséquent l'on

---

*) Denys le Périégète v. 927. et Solin c. 43.

avait coutume de ranger en face du plus grand danger, d'où vient le proverbe: *in Care periculum!* *)

La Nation errante des Amazones, sortie des contrées élevées de la Scythie, parut très anciennement dans l'Asie mineure ou l'Asie proprement dite. Un passage de Tacite (Annal. l. III. c. 61.) nous apprend que les Amazones s'y étaient établies même avant l'expédition de Bacchus, puisqu'après avoir été vaincues par ce conquérant, elles s'attroupèrent autour de l'autel de Diane, lui demandèrent la vie, et furent assez heureuses pour le fléchir. Il existait déjà de ce tems, selon Pline, une statue de la Déesse, parcequ'il prétend qu'elle était plus ancienne que Minerve et Bacchus, et que c'était la même à laquelle on rendait encore un culte du tems de Minucius. La description qu'il en donne, ne semble point démentir cette opinion. C'était une idole creuse, composée de plusieurs petites piéces de bois, et percée partout de petits trous où l'on versait de l'huile. Cette conformation démontre bien, que les Arts étaient d'une rudesse extrême lorsqu'elle fut faite.

Dans la suite le courage des Amazones et leurs déprédations répandirent la terreur jusqu'en Europe, de sorte que l'on demanda à Hercule, comme une chose impossible, d'ôter les armes à leur Reine. Celle-ci étant partie pour ravager quelques pays, Hercule arriva inopinément dans ses établissemens, et fit ses sœurs prisonnières **). Les Amazones épouvantées, se refugièrent encore comme le raconte Eustathe dans ses parecboles (in Dionys.) auprès de l'autel de Diane. Cela s'accorde assez avec la notice succincte qu'on trouve dans Tacite à ce sujet, (Annal. Lib. III. Cap. 61.) où il dit qu'Hercule, lors de sa conquête de Lydie donna la permission de construire un Temple, et d'en augmenter le culte qu'on rendait déjà à la Déesse. Donc ce premier Temple de la Diane d'Ephése existait déjà à peu près cinq cens ans avant le commencement des Olympiades. Denys

*) Cicero pro Flacco. — On soupçonne qu'il est fait mention des Cariens comme de mercenaires, même dans l'Ecriture Sainte. 2 Samuel XX. 2. 3. — 2 Reg. XI. 4. 19.

**) Justin. Lib. II. Cap. 3.

le Périégète dit (v. 827.) qu'il était bâti sur des troncs d'ormeaux, c'est-à-dire que les colonnes en étaient de bois.

Malgré les revers que les Amazones avaient essuyé, elles pénétrèrent jusque dans l'Attique sous le regne de Thésée (1223 ans avant notre ère) et quoique repoussées vigoureusement, elles furent assez acharnées contre les Grecs, pour se ranger du côté des Troyens, sous Penthésilée leur Reine; durant ce siége si célébré dans les Poëmes d'Homère. Mais il paraît aussi que ce fut là leur dernier effort, car on n'en trouve presque point de notices, jusqu'aux tems d'Alexandre, qui les rencontra dans une petite vallée du Caucase. Si la visite de Thalestris avait flatté la vanité de ce conquérant, toute fois le présent qu'il lui fit d'un fifre, me paraît être une marque du souverain mépris qu'il sentait pour elle; comme l'admiration démésurée et sauvage qu'elle témoigna de ce présent, prouve effectivement, combien elle était méprisable *).

Je reviens de cè petit écart. Ce fut environ 1094 ans avant notre ère, que Codrus, Roi d'Athénes, s'immola pour la patrie. Médon, son fils, lui succéda dans le Gouvernement de l'Attique; mais Androclus et ses frères prirent avec eux les Joniens, et allèrent s'établir en Asie, d'où ils chassèrent les Cariens et les Léléges. (Strab. Lib. XIV.) Si la ville d'Ephése n'existait pas encore, ce sont eux qui lui ont donné naissance. Cependant Justin (Lib. II. Cap. 3.) met l'origine de cette ville au nombre des ouvrages des Amazones. Quoiqu'il en soit, les Grecs auront apparemment ajouté de nouvelles décorations au Temple de Diane, qui avait été bâti de l'aveu d'Hercule deux cens ans auparavant.

L'Histoire ne fait aucune mention des événemens qui ont eu rapport à ce Temple dans le grand intervalle des 340 ans qui se sont écoulés depuis l'arrivée de cette Colonie grecque jusqu'à la nouvelle construction du Temple en pierres de taille, dont les Anciens ont préservé les faits suivans. Un berger nommé Pyxodore découvrit par hazard

---

*) Martian. Capell. Lib. IX. de nupt. Philol. — Freinshemius in Curtium.

une carrière de marbre sur le Mont Prion dans le voisinage d'Ephése. La joye que cette découverte répandit dans la ville fut assez vive, pour qu'on appelât le berger *Evangelus*, et qu'on lui permit de faire des sacrifices sur le Mont Prion, privilége affecté aux Héros de ce tems là. Le marbre qu'on tira de cette carrière facilita infiniment la construction d'un nouveau Temple qui fut commencé dans la sixième Olympiade. C'est vraisemblablement de ce nouvel édifice que l'Architecte Chersiphron (mentionné par Pline et Strabon) dessina le plan, et dont il dirigea les travaux. Car Chersiphron était contemporain de Rhoecus et Théodorus, fameux Artistes Samiens, qui inventèrent l'Art plastique, *bien longtems*, dit Pline, avant que les Bacchiades furent chassés de Corinthe, ce qui arriva l'an 657 avant notre ère. Il y a même assez de raison à croire que ces hommes célèbres, qui vécurent au commencement des Olympiades, et qui durent être versés dans les opérations chymiques inséparables de la fonte des métaux, pourraient avoir enseigné à Cherisiphron que le charbon resiste à la putrefaction. C'est pourquoi il s'en servit dans le sol humide où le Temple devait être placé. Nous observerons seulement, que Pline, compilateur rapidement laborieux et toûjours séduit par sa mémoire, a brouillé le passage où il parle de l'Architecte Chersiphron, en y ajoutant la description du nouveau Temple qui fut bàti après l'incendie occasionnée par Herostrate, c'est-à-dire quatre cens ans plus tard.

Le passage de Strabon que j'ai cité ci-devant, fait mention d'une réparation ou d'un aggrandissement intermédiaire de ce Temple, par un Architecte dont le nom lui est inconnu. Il n'est guéres douteux que l'événement suivant n'ait donné lieu au renouvellement de cet édifice. Dans la XXXVI. Olympiade il y eut une grande migration des Peuples dans le Nord de l'Asie. Les Scythes, dit Strabon, tombèrent sur les Cimmériens qui demeuraient alors des deux côtés du Bospore, qu'on nomme aujourd'hui le détroit de Kaffa. Ceux-ci se réplièrent sur les habitans des côtes de la mer noire, et continuèrent leurs ravages jusque dans l'Asie mineure. La rapidité de leur course, semblable au débordement d'un grand fleuve, entraîna tous les objets de résistance, et désola toutes les contrées où ils mirent le pied.

Sous Lygdamus leur Général, ils s'avancèrent bientôt jusqu'aux bords de la Mer de Jonie et s'emparèrent de Sardes capitale de Lydie, à l'exception de la Citadelle, ainsi que de la ville d'Ephése. Le Temple de Diane ne pût échapper à ces barbares; ils le pillèrent et y portèrent le feu.

Trente ans après, les Lydiens eurent à combattre un nouvel ennemi; c'étaient les Médes qui s'avancèrent du côté de l'Orient. La bataille se donna (l'an 604 avant J. C.) lors du moment même de l'éclipse totale du soleil, prédite par Thalès. Elle fut décisive et glorieuse pour les Lydiens. Alyatte leur Roi, si célèbre dans l'Antiquité à cause de ses richesses, chassa les Cimmériens de l'Asie l'année suivante. Il n'est pas vraisemblable qu'on ait pensé à rebâtir le Temple de Diane, tandis que ces Tyrans nomadiques restèrent dans le pays. Strabon ne dit pas que le Temple fut entièrement reduit en cendres; il rapporte seulement qu'un Architecte dont il ne sait pas même le nom, l'avait aggrandi. Aussi la statue de la Déesse avait été préservée, puisque du tems de Pline c'était encore la même qui avait existé avant Bacchus et Minerve.

Environ l'an 560 avant notre ère, Crœsus Roi de Lydie assiégea la ville d'Ephése. Les habitans, dit Hérodote, attachèrent les murs de la ville avec des cordes au Temple de Diane, et là-dessus Crœsus leur donna la liberté. Soixante ans après, les Athéniens et les Joniens brulèrent la ville de Sardes, qui faisait alors partie de l'Empire Persan. Ce fut l'origine de la guerre de Darius contre les Grecs. L'an 480 avant notre ère, Xerxes se mit en marche et porta le feu à tous les Temples en Ionie; mais celui de la Diane d'Ephése eut le bonheur d'échapper à son courroux, à cause de sa beauté, comme le rapporte Solin C. 34.

L'ambition, le désir de s'immortaliser fit commettre une action à Hérostrate, où la haine et l'esprit de vengeance contre les Grecs n'avaient pû porter le despote persan. L'an 356 avant J. C. il brûla le Temple de Diane; c'était le moment même de la naissance d'Alexandre le Conquérant. Timée, dans Ciceron, s'avise de dire â cette occasion, que Diane ayant porté des secours à Olympias en Macédoine, ne pouvait être en même tems chez elle pour garantir son Temple contre l'attentat d'Hérostrate. (Cic. de

Nat. Deor. Lib. II.) Mais Plutarque renchérit sur lui, en disant que cette plaisanterie était assez glacée pour éteindre l'incendie du Temple. Ce sont des exemples assez frappans, que l'esprit des Anciens s'amusait souvent aussi frivolement que celui de nos contemporains.

Les Gres en Asie, assujettis à l'Empire Persan, n'eurent ni assez de liberté, ni des facultés nécessaires pour ériger un nouvel édifice à leur Déesse. L'an 334 avant notre ère, Alexandre entra dans la ville d'Ephése après la victoire du Granique; il vit les ruines du Temple et s'offrit à le faire rebâtir plus superbe qu'il n'avait jamais été, pourvû qu'on lui permit d'y inscrire son nom, avec cette addition, qu'il l'avait élevé à la Déesse à ses dépens. L'amour-propre des Ephésiens fut piqué de cette proposition; ils représentèrent au jeune ambitieux, qu'il n'était pas d'usage, qu'un Dieu érigeât des Temples à une autre Divinité, et ils assouvirent par cet encens l'excès de sa vanité. C'est alors, comme le dit Strabon, que les femmes contribuèrent si généreusement leurs bijoux et leurs riches ornemens, que bientôt leurs concitoyens se virent en état de commencer la construction d'un nouveau Temple, dont Dinocrate le Macédonien forma le plan et jetta les fondemens. Mais Alexandre ayant appelé cet Architecte en Egypte trois ans après (l'an 331 avant J. C.) pour y bâtir la ville d'Alexandrie, il fut obligé de quitter son premier travail, dont la surintendance fut confiée alors à Ctésiphon le Gnossien, et puis à Métagène son fils, comme le disent Pline et Solin. Il me semble que voici la meilleure façon d'expliquer la disconvenance entre les passages de ces deux Auteurs qui font mention de Ctésiphon, et celui de Strabon, qui attribue la construction de ce Temple à Chironocrate, qui est le même que Dinocrate. Le texte de Pline n'exige donc point de correction dans ce qui regarde les Architectes, pourvû qu'on distingue les époques pendant lesquelles ils ont travaillé au Temple de Diane. Chersiphron aura construit le premier Temple en pierre de taille, dans la sixième Olympiade (l'an 754 avant J. C.); mais environ quatre cens vingt ans plus tard Dinocrate aura commencé le nouvel édifice, dont Ctésiphon et son fils se seront chargés, lorsque Dinocrate fut appellé pour bâtir Alexandrie. Il ne reste plus qu'à parler du tems qu'on

a employé à bâtir ce Temple, et dont il y a dans Pline les deux variantes alléguées ci-dessus.

Pline écrivit son Histoire Naturelle environ l'an 77 après la naissance de Jesus-Christ. Il dit que les battans des portes du Temple étant de bois de cédre, avaient déjà duré près de quatre cens ans, et qu'il y avait quatre cens ans que cet édifice existait. Ces dates nous ramenent très exactement au moment où l'on commença à rebâtir le Temple du tems d'Alexandre. Il est donc évident, que l'endroit où Pline a dit, que le Temple avait été bâti depuis quatre cens ans, se rapporte à la dernière construction de cet édifice. Mais dans le passage où il fixe un tems de deux cens vingt ans, il est clair par la mention qu'il y fait de Chersiphron, qu'il parle du premier Temple de pierre qui fut bâti à la Diane d'Ephése avant l'irruption des Cimmériens, c'est-à-dire huit cens vingt ans avant les tems de Pline. Or dans les manuscrits antiques rien n'est si sujet à être altéré et falsifié que les chiffres. Ce ne serait donc pas trop hazarder que de croire, que le chiffre originaire DCCCXX, aurait été changé en CCXX par l'inadvertance du Copiste.

Qu'il me soit permis, avant de quitter ce sujet, de relever encore une variante dans le texte de Pline. Il est dit dans la description du dernier renouvellement du Temple Ephésien, qu'il avait cent vingt-sept colonnes dont trente-six étaient sculptées, parmi lesquelles il y en avait une travaillée par Scopas, *una a Scopa.* Mais il y a plusieurs manuscrits, qui par le changement d'une seule lettre attribuent toutes ces 36 colonnes à Scopas, *uno a Scopa.* Ce célèbre Artiste était déjà connu dans la LXXXVII Olympiade (Plin. Hist. Nat. Liv. 34. Chap. 8.), et l'on prétend qu'il fut employé par Artémise pour décorer le tombeau de Mausole son époux, Roi de Carie, qui mourut dans la seconde année de la CVI Olympiade, c'est-à-dire soixante et dix-huit ans plus tard. S'il est vrai que Scopas s'était déjà acquis quelque reputation dans la LXXXVII Olympiade, on ne peut lui attribuer moins de vingt ans à cette époque; et il en resulterait, qu'il aurait été âgé de quatre-vingt-dix-huit ans à la mort de Mausole. Le Temple de Diane ne fut commencé qu'en la CXI Olympiade; c'est-à-dire vingt ans plus tard. Il est dit au surplus que les colonnes étaient des présens que les dif-

férens Rois avaient faits au Temple; mais les successeurs d'Alexandre ne prirent le titre de Roi, qu'environ la CXVII Olympiade, l'an 312 avant notre ère. Scopas, s'il avait vecu encore dans ce tems-là, aurait été âgé de cent quarante ans; encore les colonnes ne furent-elles pas données par un seul Roi, mais successivement *a singulis regibus factae.* En voilà assez, ce me semble, pour faire rejetter la variante qui attribue trente-six colonnes du Temple Ephésien à Scopas. C'est même beaucoup hazarder que de croire qu'il en ait sculpté une seule. A l'âge de cent dix-huit ans, qu'il devait avoir lorsque les fondations du Temple furent jettées par Dinocrate, il n'est pas vraisemblable qu'un Artiste laborieux et dont l'Art est si pénible, fût encore en état de sculpter une colonne. Il me vient, à la vérité, une idée qui n'est peut-être pas destituée de vraisemblance; c'est-à-dire que les Ephésiens pourraient avoir acheté quelque part, un chapiteau de colonne, sculpté par Scopas longtems auparavant. Mais on s'apperçoit bien, que ceci n'est que pure conjecture, et que Pline si fréquemment en contradiction avec lui-même, ne mérite pas qu'on se donne la peine de garantir chaque mot sorti de sa plume. La quantité énorme de Volumes qu'il avait lus, renfermait souvent des assertions très contradictoires; il n'est donc pas étrange que ce savant homme en composant ses propres ouvrages, fût très souvent dans le cas de transcrire ces Auteurs, sans avoir le tems de s'appercevoir de la différence qui se trouvait entre leurs récits. Comme il avait un poste dans l'Armée navale des Romains, il n'avait du tems pour l'étude, que pendant les heures de récréation; sous ce point de vue, son Histoire Naturelle est sans doute un monument étonnant de ce que peuvent faire l'assiduité et l'industrie des hommes en fait des Lettres.

Du Phénix.

Mémoires de la Société des Antiquités de Cassel.
1780.

L'EXTRÊME antiquité des mythologies, et le ton naïf et simple de ces contes merveilleux, ont si bien préservé tout leur intérêt jusqu'à nos jours, qu'ils forment encore le canevas ordinaire de tous les poëtes. Ce serait pourtant une question bien digne d'être discutée, si des fictions aussi entièrement depourvuës de vraisemblance auraient été mises en possession de blesser impunément le sentiment, de chocquer le sens commun, de pécher enfin par toutes leurs parties, si elles n'avaient eu d'autre mérite que celui d'être bien racontées.

La plûpart des Antiquaires, faisant reflexion à l'état de l'homme dans ces ages reculés qui produisirent la fable, n'ont point manqué d'attribuer à la barbarie, à la grossièreté des mœurs et de la nourriture cet assemblage d'absurdités, ce cahos bizarre d'idées gigantesques et mesquines, obscures et brillantes, qu'on y voit si souvent confondues ensemble. Mais, sans compter, qu'il s'en faut beaucoup, que l'expérience ait constaté cette hypothése, et qu'il n'est guères croyable, qu'en retournant aujourd'hui au gland et à la chair boucannée, nous pussions inventer de nouvelles Mythologies, nous n'en sommes pas plus avancés dans l'explication de la

question que j'ai proposée. On aurait beau admettre, que la fable nacquit de l'oisiveté des prémiers sauvages, qui peuplèrent le monde, on n'en comprendrait pas mieux, comment une postérité plus éclairée, au lieu de repousser avec dédain les folies de ses pères, se soit obstinée à les embellir de tous les fleurons de l'imagination, et à les perpétuer même aux dépens de son propre bien être?

Posons, par exemple, que l'histoire du jeune Atys, qui se priva de sa virilité dans un accès de fureur, fut de l'invention de quelque Phrygien barbare, est-il bien vraisemblable que les prêtres de Cybèle se soient prêtés à une opération très-réelle, pour conserver la mémoire d'une chanson? Ceux qui attribuent toutes les cérémonies du culte payen à la malheureuse ambition de vouloir regner, à l'envie de fasciner le peuple par la fraude religieuse, nous persuaderont difficilement, qu'on ait jamais acheté cette jouissance au prix d'un sacrifice, qui dépouillait l'homme de tous les rapports qu'il pouvait avoir avec la Nature. Oserait-on soutenir de bonnefoi, que pour être ambitieux, il faut cesser d'être homme, et ne serait-ce pas là comme dit le satyrique Iuvenal: *propter vitam, vivendi perdere causas?*

Je tombe d'accord, que le fanatisme qui a causé tant d'énormités, pouvait produire entr'autre un phénoméne plus innocent, c'est à dire qu'il pouvait armer la main de ces prêtres contre eux mêmes, pour consoler leur Déesse éperdnë; mais il s'agit de trouver un motif assez puissant pour exciter ce fanatisme, et pour le déterminer en actions qui repugnent à la Nature. Car dire que les hommes sont les esclaves-nés de l'erreur et du préjugé, c'est trancher la question, et non la resoudre. S'il est vrai que, malgré le grand nombre d'hommes qui se laissent aveugler, il n'y en a pas un seul, qui n'ait pour but de rejetter l'erreur et de chercher la vérité partout, il faut bien aussi que celle-ci soit quelque part, et que, comme tout est double icy bas, ainsi la vertu y soit toujours opposée au vice, et la vérité au mensonge.

On se tromperait également à croire, que l'aventure d'Atys sous un point de vue simplement historique, put avoir eu des suites aussi funestres pour tous les prêtres, qui eurent soin d'honorer sa mémoire. Les annales du monde sont

remplies d'exemples, que les hommes se sont laissé mutiler, brûler, tailler en pieces, pour soutenir ce qu'ils ont appellé vérité et félicité; sans qu'on puisse dire qu'ils en aient jamais fait autant, pour un fait historique qui ne tirait point à conséquence, qui n'était pas assez merveilleux pour exiger des preuves aussi sanglantes, et qui enfin n'en était rien moins que prouvé.

Effectivement, plusieurs savans n'ont pas tardé à voir que la mythologie, prise à la lettre, soit comme une invention poëtique, soit comme un recueil d'anciens monumens pour servir à l'histoire, était trop ridicule pour avoir jamais occupé sérieusement des hommes raisonnables. Dès lors ils y ont découvert *(Blackwell's letters on mythology)*, une espèce d'instruction déguisée sous le voile d'un conte, laquelle, sans se borner à la simple narration, se sert quelquefois de signes, de Symboles, de cérémonies et de réprésentations matérielles pour enseigner des vérités physiques, morales et métaphysiques.

En lisant les anciens auteurs avec attention, il est impossible de ne pas observer, qu'ils attribuaient à leurs théogonies un sens allégorique, au moyen duquel toutes les difficultés s'applanissent, et les monstres mythologiques sont transformés en idées brillantes et harmonieuses. Parmi les modernes le Chancelier Bacon, et ses deux compatriotes Blackwell et Gale, ainsi que M. Basnage, l'Abbé Conti, l'Abbé Bergier, M. Court de Gébélin et beaucoup d'autres ont été de ce sentiment. L'illustre Lord Verulam surtout, s'exprime à ce sujet avec beaucoup d'énergie.

„L'antiquité primitive, dit-il, relativement au temps, mérite la plus haute vénération; relativement à sa manière d'enseigner elle exige notre admiration, puisqu'elle renferme dans *l'Allégorie*, tout ce que les Sciences ont de plus précieux, et devient par cette philosophie la gloire du genre humain. Quoiqu'aujourd'hui nous l'abandonnions aux enfans, je regarde cependant ces Allégories comme la connaissance la plus excellente après la religion, et comme la source de la politique, dont l'étenduë est si vaste. Les fables anciennes furent allégoriques dès leur origine; elles renferment des leçons importantes et l'on y apperçoit un rapport si sensible avec l'objét réprésenté, et dans le tissu même de la Fable,

et dans la valeur des noms qu'y portent leurs personnages, qu'il est impossible de se refuser l'idée que leurs inventeurs avaient réellement ces objéts en vue. Et si quelqu'un, ajoute-t'il, s'obstine néanmoins à n'y vouloir rien appercevoir de pareil, nous ne le tourmenterons point pour penser comme nous, mais nous le plaindrons d'avoir la vue si trouble, et l'entendement si bouché et si lourd.“ *(Bacon, Lord Verulam, of the Wisdom of the Ancients.)*

Comme je ne fais point ici un traité de l'Allégorie, je laisse ces mots du célèbre Anglais sans aucun commentaire, èt tout l'effet que j'attends de cette citation, se borne à vouloir me concilier l'indulgence de cette illustre assemblée pour le déchifrement d'une allégorie que j'aurai l'honneur de soumettre à son arbitre.

Depuis que MM. Bailly et le Gentil nous ont donné leurs excellens ouvrages, il est démontré sans contredit, que les hommes primitifs doivent avoir possédé, même dans ces siècles obscurs, dont l'histoire n'est point parvenue jusqu'à nous, une connaissance profonde du cours des Astres, avec un calendrier très perfectionné, et fondé sur un calcul des plus précis et des plus minucieux. Nous ne pourrions aujourd'hui déterminer avec plus d'exactitude la précession des équinoxes, et les anomalies des apogées de la Lune, qu'on n'a fait dans ces prémiers temps, puisque les périodes luni-solaires des Chaldéens dont Josephus et Géorge Syncelle nous ont laissé la notice, correspondent presque exactement avec les observations astronomiques des modernes, qui ont sur les anciens l'avantage d'être munis d'instrumens incomparablement plus perfectionnés que les leurs. Et ce qui achéve de prouver la haute antiquité de ces connaissances, c'est qu'on retrouve actuellement chez les Bramins de l'Inde ces mêmes périodes, et apparemment cette même méthode Chaldéenne de calculer les eclipses et le calendrier. Or ces hommes, bornés pour l'ordinaire, ne font autre chose que se servir machinalement des régles qui leur furent préscrites par leurs ancêtres, ayant entièrement perdu la trace des véritables principes sur lesquels ce calcul est fondé.

Mais il résulte de cette découverte un avantage trèsdécidé pour l'éclaircissement de la mythologie; puisqu'on ne peut pas manquer de s'appercevoir tout en même temps,

que les prétendues Chronologies Chinoises, Indiennes, Chaldéennes et Egyptiennes qui se perdent dans les milliers des siècles, bien loin d'être des piéces d'histoire, ne sont que les formules multiplicatives des periodes et des cycles, dont chacune de ces nations se servait en son particulier. *(Voyez M. Bailly Hist. de l'Astronomie.)* C'est donc avec justice que M. Desguignes *(Hist. de la Chine)* a rejetté les origines fabuleuses de l'histoire de la Chine, et que M. le Gentil, connu par son Voyage dans les mers de l'Inde, a reformé également les annales de ce pays, en retranchant les trois époques fabuleuses, qui tenaient non pas à l'histoire mais purement à l'astronomie, et qui rendaient à peu près le même service que la période Iulienne dont se servent nos Chronologistes. C'est encore à M. le Gentil qu'on est redevable d'une solution très satisfaisante d'un paradoxe dans l'histoire de Babylone où il est parlé de dix Rois avant le déluge, qui doivent avoir regné selon Bérose pendant 432 mille ans, durée pareille à celle que les Brames de nos jours donnent à la quatrième époque du monde. Il démontre à ne pouvoir s'y méprendre que ce nombre prodigieux d'années se rapporte également à l'Astronomie des anciens Chaldéens.

Les Egyptiens, comme on voit dans l'Abrégé de Manéthon, nommèrent les époques fabuleuses de leur histoire, les regnes des Dieux et des Astres; or ce nom même porte un caractère évident que ce n'était qu'un morceau allégorique, que l'on mettait à la tête de l'histoire, comme pour dire que les revolutions du temps étaient plus anciennes que les monumens historiques qu'on pouvait communiquer aux lecteurs ordinaires. Il est connu, que les Egyptiens s'étaient occupés comme tous les peuples Orientaux à revêtir les sciences d'une drapérie allégorique, au moyen de laquelle ces doctrines que les prêtres envisageaient comme les dons de la Divinité, comme un depôt sacré qu'il était criminel de profaner, ne sortirent jamais de l'enceinte de leurs temples. L'écriture hieroglyphique, le langage mystérieux, le serment des initiés, ce furent autant de moyens pour ensevelir à jamais la clef de leurs connaissances secrettes. Ce n'est donc, qu'après avoir porté les Sciences au point de perfection où nous les voyons à présent, que les savans se sont mis à

portée d'éclaircir les tenèbres de l'antiquité et de répandre le jour sur ces objèts dignes de leur attention.

C'est à ces principes mystérieux, sans doute, qu'il faut attribuer l'invention de l'histoire du *Phénix,* si ridicule et incroyable lorsqu'on voudrait s'en tenir au sens litéral, et si remplie de beautés, lorsqu'on s'attache à devoiler ses rapports avec le calendrier des Egyptiens. Il me suffira de rapporter ici ce qu'Herodote, Pline, et Tacite ont écrit au sujét de ce merveilleux oiseau, pour montrer combien l'Allégorie était judicieusement conduite dans ce beau monument de la science des anciens. „Les Egyptiens, dit Herodote, *(liv. II.* 73.) ont un oiseau sacré, nommé le *Phénix*, dont j'ai seulement vû la représentation en peinture, car il y est si rare qu'il n'y arrive *(selon les habitans d'Héliopolis)* qu'une fois en 500 années, et c'est toujours après la mort de son père. Si le portrait que j'ai vu, était ressemblant, cet oiseau doit avoir les plumes rouges et dorées avec la figure et la grandeur d'un aigle. Ils en racontent un trait singulier qui ne me paraît pas digne de foi; pourtant le voici. À la mort de son père, le jeune phénix fait un grand œuf de myrrhe, creux en dedans, et dont la pesanteur n'excéde point ses forces; il y ensevelit son père, et après avoir bouché l'ouverture de l'œuf avec de la nouvelle myrrhe, il part de l'Arabie, lieu ordinaire de sa demeure, pour le porter en Egypte, où il le dépose au temple du Soleil.“ Pline, le célèbre compilateur *(l. X. c.* 2.), ajoute à ces circonstances, qu'il n'y a jamais qu'un seul phénix à la fois dans le monde, et qu'on le voit rarement; que son plumage est doré sur le cou, mais azur et rose à la queue, et qu'il porte une huppe et une crête. Il dit, qu'il est consacré au soleil, et qu'étant parvenu à son terme, il fait son nid de petites branches de myrrhe et de casse, qui repandent une bonne odeur, et il y acheve sa vie. De la moëlle de ses os, on prétend qu'il nait d'abord une espèce de ver, qui se change en oiseau dans quelque tems. C'est à la naissance de cet oiseau que commence la grande année ou époque lorsque les saisons et les constellations retournent au même point, ce qui arrive à midi, le jour que le soleil entre dans le signe du Bélier. Tacite, dans ses Annales *(l. VI.)* rapporte, que le Phénix arriva en Egypte sous le regne de

Tibère, pendant le Consulat de Paullus Fabius et L. Vitellius, et il nous apprend à cette occasion que malgré l'opinion vulgaire, qui ne lui donnait qu'une vie de 500 ans, il y avait quelques uns, qui lui en comptaient 1461.

Sans examiner encore lequel de ces deux calculs est le plus vraisemblable, nous devons commencer selon l'indication de Pline, par approfondir ce qu'il nomme le retour de la grande année *(magni anni conversio)*. Les astronomes anciens qui commencèrent naturellement par les observations des phases de la Lune s'en formèrent d'abord une année de 360 jours, laquelle n'étant point conforme à la revolution annuelle du soleil, il s'ensuivit qu'il ne pouvait y avoir rien de fixe dans leurs saisons et par consequent, qu'ils ne pouvaient régler les travaux de l'agriculture selon leur calendrier lunaire. Ils apprirent donc de très-bonne heure à ajouter 5 autres jours, pour compléter le nombre de 365, et celui-ci les mena insensiblement à des observations encore plus exactes, d'après lesquelles ils découvrirent la nécessité d'intercaler encore un jour tous les quatre ans; et ce fut à cause de cette intercalation que les prêtres égyptiens appelèrent la quatrième année *Θεου ενιαυτος, l'an de Dieu.* Au moyen de cette addition les quatre années formaient le nombre juste de 1461 jours; or pour reduire les années communes à l'équation avec les années complettes, il était tout simple d'observer que 1461 années, qui n'avaient que 365 jours, en faisaient justement 1460 à 365¼ jours; et ainsi qu'au bout de ce Cycle de 1460 années toutes les constellations se retrouveraient, comme le dit Pline, aux mêmes points de la sphère céleste.

Cette discussion prouve assez clairement que la grande année dont parle Pline comme étant la mésure de l'age du Phénix, était un cycle de 1461, et non pas de 500 ans; aussi je pense qu'il n'est guères important de savoir ce que deviendra ce dernier nombre, qui pourrait bien n'être qu'une variante dans le texte d'Herodote, où le copiste aurait omis les mots: *ὥσει χιλιῶν*, avec lesquels le passage de cet ancien auteur indiquerait au lieu de 500, un nombre rond de 1500 ans.

Qui dit que le grand Cycle des Egyptiens, ou la grande revolution de la sphère célcste, était la mesure de l'Age du

Phénix, n'a qu'un pas à faire, pour dire que *le Phénix* était l'emblême de cette revolution. Horus-Appollo dans son explication des hiéroglyphes nous le dit en termes exprès. Les médailles de Constantin et de ses enfans, qui portent frequemment le phénix, font voir qu'on le regardait simplement comme un être allégorique, et c'est surtout dans ce sens qu'on l'explique sur le revers d'une médaille *(au Cabinet du Roi)* d'Antonin *(Pius)* frappée en Egypte, qui montre un phénix avec le mot *ΑΙΩΝ* ou *Eternité.* La Table Isiaque dans le IId volume des Antiquités de Montfaucon représente Hercule portant un Phénix. Mais cet Hercule des Egyptiens n'était lui-même qu'un emblême du soleil ou de la grande divinité physique de ce peuple, qui lui donnait tant de noms differents selon les différentes fonctions qu'il lui connaissait. Les Grecs, qui ignoraient les rapports de ces noms à l'agriculture et aux saisons, crurent qu'ils indiquaient des divinités différentes, et multiplièrent ainsi les dieux de l'Egypte à l'infini. Hermapion, par exemple, dans son explication des hieroglyphes sur l'Obélisque de Ramessès nomme le soleil: *δεςποτης χρονῶν le Souverain du temps*, traduction verbale du mot *Sesoeish*, dont les Grecs ne manquèrent point de faire le nouveau dieu *Sésoossis.* Il en est de même d'Osiris ou *Oeishiri* qui veut dire le *Pere* ou le *Faiseur du temps*, autre appellation très convenable au soleil, qui regle en effet les divisions du temps. Selon le temoignage de plusieurs anciens, Hercule n'était également que le soleil personifié par sa force vivifiante et vegetative. Macrobe nous dit expressément dans ses Saturnales *(l. I. c.* 20.). „Sed nec Hercules à substantia solis alienus est: quippe Hercules est Solis potestas, quae humano generi virtutem ad similitudinem praestat deorum.“ Plutarque dans son traité d'Isis et d'Osiris nous apprend que, selon les Egyptiens, Hercule placé dans le Soleil faisait le tour de l'univers. L'ancien hymne Orphique donne à Hercule les noms de Titan, *Κρονοῦ πατερ,* Pére du temps, *Παγγενετώρ*, qui produit tout, etc. Nonnus, poëte Grec natif de Panopolis en Egypte, addresse également un hymne à Hercule en le nommant Roi du Feu, Prince du Monde, Soleil, celui qui porte l'année ou *la fille du temps.* On dirait que Nonnus avait en vue cette figure énigmatique de la table Isiaque dont je viens de parler, où

Hercule est représenté portant le Phénix; d'autant plus que la derivation égyptienne de ce mot nous raméne encore à la même idée, car *Sphenoeish* dont les Grecs ont formé Phénix, veut dire precisement *le fils du temps.* Ainsi le Soleil, le pere du temps, était Hercule ou bien en Egyptien *Semmanouthi*, la force divine.

Je n'abuserai point de la patience des Savans, pour multiplier les preuves du Génie allégorique des anciens, qui se manifeste si clairement dans la Fable d'Hercule. Il suffira que je renvoye ici les curieux à l'ouvragé intitulé: *Monde primitif,* dans lequel notre savant confrère M. Court de Gébelin fait voir les rapports continuels de ce fameux héros au Soleil. Je concluë donc, qu'on aurait très bien fait de ne pas perdre son tems à chercher inutilement le Phénix parmi les êtres vivants de la Nature, à en faire tantôt une espèce d'Aigle, et tantôt l'oiseau de Paradis, à le placer en Arabie, aux Indes, aux îles Molucques, et à se donner la torture pour trouver des exemples d'oiseaux d'une vie tenace de plusieurs siècles. En prenant le Phénix pour l'emblême des revolutions du temps, tous les caractères qu'on lui attribue sont d'une justesse admirable. Il est seul de son espèce: c'est qu'il ne peut y avoir qu'un cycle à la fois; il provient d'un petit vermisseau, qui au bout de quelques jours se change en Oiseau: les moments s'écoulent successivement dans une progression aussi insensible que celles des vers; mais bientôt un jour suivant l'autre on s'apperçoit que leur mouvement est en effet un vol rapide. Le phénix est donc oiseau à juste titre; mais il est le fils du Soleil, il est unique de son espèce; dès lors, c'est l'aîgle, le roi des oiseaux couronné de ses pannaches. Son plumage est or et cramoisi, azur et rose, c'est la couleur de l'aurore, et du ciel. Il nait en Arabie, c'est à dire à l'orient de l'Egypte; il meurt et renaît sur un nid d'epiceries dont on se servait pour preserver les corps de la putréfaction, c'est donc encore un emblême relatif à la durée des siècles. Il porte ce nid sur l'autel du Soleil, parceque le Soleil est le pere du temps; et dans la ville du Soleil (Héliopolis) séjour des prêtres astronomes, pour indiquer que les Cycles étaient de leur institution.

Ueber historische Glaubwürdigkeit.

(Vorrede zu Benjowsky's Memoiren.)

— Splendide mendax —

Der englische Herausgeber dieses Werks hat über den Grad der Glaubwürdigkeit, den die darin enthaltenen Nachrichten verdienen, nach den vor ihm liegenden Urkunden und Belegen, Manches angeführt, was den Leser in den richtigen Gesichtspunkt versetzt. Sehr weislich unterscheidet er die innere Glaubwürdigkeit von jener äußeren, die aus Nebenzeugnissen hergeleitet werden kann; und mit großer Behutsamkeit führt er den Beweis, daß die vorhandenen Nebenzeugnisse die eignen Nachrichten des Grafen Benjowsky entweder bestätigen, oder da, wo sie ihnen zuwider zu laufen scheinen, wirklich mangelhaft und in so fern also verwerflich sind.

Von der inneren Evidenz kann man nur alsdann urtheilen, wenn man dem Verfasser durch alle Labyrinthe seines Schicksals gefolgt ist; und weil die Verwickelungen hier so mannigfaltig sind, dürften auch wol die Urtheile sehr verschieden ausfallen, ob es mir gleich nicht ganz unmöglich scheint, sie auf etwas allgemein Befriedigendes zurück zu führen. Nähere, bestimmtere Nachrichten von Ländern, die wir noch wenig kennen, allenfalls auch Dokumente aus Rußland und Frankreich, können über das Ganze der hier erzählten merkwürdigen Begebenheiten künftig ein neues Licht aufstecken. Bis dahin müssen wir uns begnügen, nach der Analogie dessen, was wir schon von jenen Gegenden wissen, das vor uns Liegende zu prüfen, und, je nachdem uns unsre Vorkenntnisse und unser Vertrauen stimmen, entweder es an-

zunehmen oder zu verwerfen. Ein Datum indessen, worauf man bei der Bestimmung der inneren Glaubwürdigkeit vorzüglich Rücksicht zu nehmen hat, ist der Charakter des Verfassers, der sich selbst aus seinen Schriften entwickeln läßt.

Die Männer von Benjowsky's Art sind zuverlässig in unserm Zeitalter ungewöhnliche Erscheinungen. Wir nehmen nur die unbezweifelten Hauptpunkte seines Lebenslaufs, die sich auch durch alle Nebenzeugnisse bestätigen, zusammen: daß er in Polen ein Partheigänger der Conföderirten war, in russische Gefangenschaft gerieth und nach Kamtschatka verwiesen ward; dort im Bunde mit mehreren Verbannten das kühne Vorhaben nach China zu entrinnen, mit gewaffneter Hand und gegen unzählige, leicht begreifliche, aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten ankämpfend, vollführte; sodann in französischen Diensten eine Niederlassung auf Madagaskar ins Werk richtete, und endlich, mit dem ungeheuern Plan, diese große Insel zu einem unabhängigen, gesitteten Staate zu organisiren, dahin zurückkehrte, und als Märtyrer seines emporstrebenden Geistes fiel: so haben wir schon einen Maßstab, womit man wahrlich keine Zwerge mißt. Das Beharren und Ausdauern, neben der rastlosen Geschäftigkeit, der Unerschöpflichkeit an Rettungsmitteln und neuen Entwürfen, dem Feuereifer für seine Absichten, der beständigen Rücksicht und Sorge für Anderer Wohl, dem zum Anführer stempelnden public spirit, der Gewandtheit im Betragen, der Unerschrockenheit in Gefahren, der Strenge und dem gebietenden Uebergewicht: — diese Eigenschaften zeugen von einem seltenen Kraftmaße, welches zu großen Aeußerungen, zur Bezwingung solcher Hindernisse, die dem gewöhnlichen Menschen Ziel und Schranken setzen, bestimmt zu sein schien.

Ich läugne es nicht, daß die wahre Größe noch einen Hauptzug an ihrer Stirne trägt, den wir an den Männern von dem hier geschilderten Charakter vermissen; ich meine jenes einfache, reine, edle Gefühl, welches die Selbstachtung nicht nach besiegten äußerlichen Hindernissen abmißt, sondern in das Bewußtsein einer unbefleckten Reinheit der Absichten und einer nicht minder belohnenden Reinheit in der Wahl der Mittel setzt. Diese gehaltene Größe ist es nur, die immerdar wie die Sonne wohlthätig leuchtet, und, wie sie, von ihrer gemessenen Bahn nie entweicht, da hingegen die rohe Kraft dem Orkane gleicht, der seinen Weg mit außerordentlichen Wirkungen bezeichnet, in seiner

excentrischen Richtung unaufhaltsam, zerstört was sich ihm widersetzt, und brauset und tobt, bis er plötzlich verschwindet. Allein weit weniger als der große Mann bei sich selbst zu verantworten hat, darf die Welt an ihn fordern, und wo er sich selbst verurtheilt, muß sie ihn vielleicht noch bewundern. Darum wäre es auch ungerecht, von jenen minder großen Menschen, die das Gefühl ihrer eigenen Kraft nicht zügeln können, sondern von ihm zu leidenschaftlichen Handlungen angefeuert werden, ein allzu strenges Urtheil zu fällen. Vieles rechtfertigt, Manches entschuldigt wenigstens, die Lage, in welche sie gerathen können. Wir sind nur allzusehr geneigt, die Regel, die uns zur Richtschnur dient, auch jenen, von einem unbändigeren Geiste getriebenen Menschen vorzuschreiben, und sie darnach zu richten, wenn wir nicht gar so unbillig sind, nach positiven Gesetzen, die wir selbst nicht befolgen, ihre Handlungen abzuwägen. Sollten wir nicht vielmehr bedenken, daß verschiedene Mischungen und Organisationen auch ganz verschieden wirken müssen, und daß in der Schöpfung das Feuer so unentbehrlich wie ein jedes anderes Element ist, wenn schon seine Verwüstungen furchtbarer sind?

Es ist hier nicht der Ort, den Nachtheil, welcher für die Menschheit aus der allzugroßen Ausdehnung des Positiven im Handeln und Denken entspringt, weitläuftig aus einander zu setzen, ob es gleich zu keiner Zeit nöthiger war, als eben jetzt, an diese wichtige Wahrheit fleißig zu erinnern. Je fester wir uns durch immer mehr ins Kleine gehende Bestimmungen an einen Mechanismus binden, desto mehr von unserer Eigenthümlichkeit geht verloren; je weniger Spielraum unserer Spontaneität übrig bleibt, desto matter werden ihre Wirkungen, auf denen doch einzig und allein die Würdigkeit eines jeden Einzelnen beruhet. Wir empören uns gegen die Fesseln, welche die Theokratien und Hierarchien unserem Geiste schmiedeten; allein die minutiöse Gesetzgebung ist dem eigenen Handeln, und eine jede dogmatisirende Philosophie dem eigenen Denken nicht minder gefährlich. Wie kleinlich und verächtlich erscheint uns nicht der Charakter der Chinesen, weil sie ihr Leben mit der Erlernung einer bis auf die unbedeutendsten Armseligkeiten vorherbestimmten und zur allgemeinen unverbrüchlichen Observanz vorgeschriebenen Lebensordnung hinbringen müssen? Welche Geistesgröße ist da noch möglich, wo es Niemandes Willkür überlassen bleibt, wie tief er sich bücken, zu welcher Stunde er fröhlich oder traurig,

in oder außer dem Hause sein soll, und was des thörichten conventionellen Zwanges mehr ist! Können wir es uns verhehlen, daß der gänzliche Stillstand aller eigenthümlichen Wirksamkeit, der sogar in der Behandlung mechanischer Künste dort sichtbar ist, aus diesem Maschinen bildenden Zwang entsprießt? Gleichwol eilen unsere Gelehrten unvermerkt demselben Ziele zu, indem sie uns von allen Seiten her durch genauere Bestimmungen enger einschließen und die eigene Urtheilskraft durch allgemein gültige Formeln in Schlaf wiegen wollen. An unser kleinfügiges Fachwerk gewöhnt, das unserer Thätigkeit, unserer Denkkraft, unserer Phantasie die Flügel beschneidet, mit denen sie sich ins Unermessene ausbreiten konnten, gelangen wir dann dahin, alles Größere für ungeheuer, alles Ungewöhnliche für unglaublich zu halten. Ich habe Leute von Kopf gekannt, die an Wilson's Schiffbruch und Rettung auf den Pelew-Inseln einen Roman zu lesen glaubten, weil die einfache Güte der Menschen, die darin geschildert wird, ihres Bedünkens außer den Grenzen der Wirklichkeit lag; ich habe in London selbst an der Wahrheitsliebe des ehrlichen Kapitains Bligh zweifeln hören, weil man sichs nicht zutraute, wie er und seine Leute hungern zu können; ich habe Philosophen dort gesprochen, die sichs nicht überreden konnten, daß Bruce in Abyssinien gewesen sei, weil sie meinten, das Verdienst müsse nun allemal bescheiden sein. Allein, was wir können und nicht können, ist gewiß ein trüglicher Maßstab für die Möglichkeit fremder Thaten.

Dem Grafen Benjowsky wird es nicht besser, als den Herren Wilson, Bligh und Bruce ergehen. Schon ersehe ich, aus den verschiedenen über seine Schrift gefällten Urtheilen, daß ein Jeder etwas Anderes für das Unwahrscheinlichste darin hält. Der Eine findet die Liebesgeschichte mit der schönen Aphanasia problematisch; der Andere zweifelt, ob der Erzählung seiner Flucht aus Kamtschatka zu trauen sei; ein Dritter wundert sich, daß ihm die Propheten überall so günstig sind; ein Vierter will nicht glauben, daß ihm Alles in Japan, Formosa und Madagaskar so glücklich von Statten gegangen sei. Wenn es aber nun wahr ist, daß Aphanasia mitgegangen, daß die Flucht nach einem gewaltsamen Kampfe der russischen Truppen zu Bolscherezk bewerkstelligt worden, daß endlich die madagaskarischen Völker den Grafen zu ihrem Oberhaupte gewählt haben, — und dies Alles läßt sich nicht bezweifeln, — so dürfte man mit einiger Wahr-

scheinlichkeit schließen, daß der erste Kritiker vielleicht in Liebespein unerfahren, die Wirkung einer heftigen Leidenschaft nicht habe berechnen können, der zweite sich den Muth nicht zugetraut habe, Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur den Kopf zu spalten, der dritte von der Redlichkeit der Propheten zu vortheilhafte Begriffe gehabt, und der vierte in seinem Leben mehr vereitelte als gelungene Plane gezählt habe.

Groß und außerordentlich, wenngleich nicht von der ersten, erhabensten Größe, bleibt, nach allem bisher Gesagten zu schließen, Benjowsky's wilde Laufbahn. Sein feuriger Geist, sein starker Wille, seine Entschlossenheit, liegen als so viel unwiderlegliche Beweise einer Alles überwältigenden Selbstheit in seinen Tagebüchern klar aufgedeckt. Er nimmt sich nicht die Mühe, scheint es seiner Aufmerksamkeit nicht werth zu achten, sich anders als er war, zu zeigen, und ist nirgends darauf bedacht, sich dem Vorwurf einer allzu sorglosen Wahl der Mittel zu seinen Zwekken zu entziehen. Wenn man ihm vorwerfen kann, daß er die Vorurtheile und Schwachheiten Anderer benutzt, hingegen sich selbst über alle Bedenklichkeiten leicht hinaussetzt, daß er immerfort sich huldigen und Eide ablegen läßt, zugleich aber mit seinen eignen Eidschwüren nur sein Spiel zu treiben scheint; daß er, je nachdem es seine Absichten erheischen, bald diese, bald jene Gestalt annimmt, jetzt polnischer General, jetzt Fürstendiener, jetzt besoldeter Schachspieler, jetzt wieder unabhängiger, von allen gesellschaftlichen Verträgen losgebundener Mensch ist: so ist ja der Stoff zu allen diesen Beschuldigungen aus seinen eignen unverholenen Aeußerungen entlehnt. Rousseau beurtheilte seine eigenen Fehltritte mit unerbittlicher Strenge; bei dem Bewußtsein gegen besseres Wissen und Empfinden gehandelt zu haben, suchte er eine Beruhigung darin, seine Vergehungen öffentlich und reumüthig zu bekennen. Wir bewundern diese Offenherzigkeit: uns entzückt und besticht das Zutrauen, womit die große Seele sich uns Preis gibt, und sollte er uns auch auf jeder Seite seiner Geständnisse deutlich merken lassen, daß er in diesem Werke seiner Eigenliebe gerade das größte Opfer bringt. Ist denn nun einem Manne, der in der Subtilisirung seiner Gefühle noch nicht bis zu der Entdeckung gekommen war, daß man sich über alle anderen Sterblichen hinausschwingt, indem man sich selbst zu lästern und herabzuwürdigen wagt, ist dem nicht wenigstens Glaube

beizumessen, wenn er Thaten von sich erzählt, deren Moralität uns zweideutig, ihm aber nicht einmal verdächtig scheint?

Nehmen wir nun die Gründe zusammen, die im Vorhergehenden entwickelt vor uns liegen: einmal, daß das Alltägliche, woran wir gewöhnt sind, uns nicht verleiten muß, etwas Außerordentliches, bloß darum, weil es nicht von uns und unseres Gleichen geschah, zu bezweifeln; sodann, daß Benjowsky's Charakter wirklich schon nach dem bloßen Umriß seines Lebenslaufs zu urtheilen, für die Möglichkeit ungewöhnlicher Thaten bürgt, und drittens, daß in seiner Freimüthigkeit, die sogar ein nachtheiliches Licht über die Moralität seiner Handlungen verbreitet, ein neuer Grad von Wahrscheinlichkeit liegt: so hätte, wie mich dünkt, die innere Glaubwürdigkeit seiner Erzählung ein nicht geringes Gewicht erhalten. Ich bin indessen weit entfernt, jedem einzelnen Zuge seiner Denkwürdigkeiten ein gleiches, und am wenigsten ein unbedingtes Zutrauen zu erbitten, oder auch nur selbst zu bezeigen. Dieselbe Lebhaftigkeit seines Geistes, die ihn als Schriftsteller von vorsätzlicher Untreue bei mir losspricht, läßt mich vermuthen, daß Manches seiner Feder entflossen sein könne, was theils seine Phantasie bis zur Selbsttäuschung gefaßt, theils sein Gedächtniß ihm unvollkommen aufbewahrt haben kann. So hat schon der englische Herausgeber angemerkt, daß der Graf an einer Stelle die Begebenheiten dreier Tage in einen zusammendrängt, und so erkläre ich mir auch hin und wieder das Wunderbare, was Manchem noch außer den erweiterten Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen, die ich hier abstecke, zu liegen scheinen wird. Mich dünkt, eben diese Billigkeit hätte das Publikum bereits gegen Benjowsky's berühmten Pendant, den Wunderthäter Trenk bewiesen, dessen Schicksale mit denen unsers Grafen wirklich eben so viele Analogie verrathen, als sich in ihrem Temperament, Kraftmaß und Charakter Uebereinstimmendes findet. Man kennt mehre Beispiele von Männern, die mit einer äußerst lebhaften, starken Einbildungskraft begabt, gewisse Bilder und Dichtungen so innig empfingen, daß sie ihnen zuletzt auch objektive Realität zugestanden; man weiß, daß die muntern Erzähler gewisser Abenteuer nach öftrer Wiederholung endlich an ihrer historischen Wahrheit nicht länger zweifeln, und der angenehmen Unterhaltung ist es der bescheidene und gesittete Zuhörer schuldig, wenigstens zu bewundern, was er nicht glauben kann. Trenk's übermenschlichen Leiden und Thaten

hat man noch mehr als Bewunderung dargebracht; man hat ihnen Glauben beigemessen, man hat ihnen Thränen gezollt — ja sie haben die Kritik selbst entwaffnet, und einem jener Ungläubigen, der Benjowky's weit wahrscheinlichere Wunder und die Prophezeihungen der Negerinnen bezweifelt, die unbedingteste, schwärmerischste Theilnahme entlockt! Ich untersuche sorgfältig, was einen so großen Unterschied in der Beurtheilung zweier sich so ähnlichen Männer veranlaßt haben könne, und finde nur die Verschiedenheit des Schauplatzes, die dabei in Anschlag kommt. Allerdings: wo von zwei Männern, einer am entferntesten Rande von Asien und Afrika, der andere hingegen vor unsern Augen, mitten in Deutschland erlebte Begebenheiten erzählt, da scheint dem Letztern ein Grad der Glaubwürdigkeit mehr schon aus der leichter möglichen Widerlegung zukommen zu müssen, wenn man ihm nicht etwa eine dreistere Stirn zuschreiben mag.

Ich würde indessen gegen den Grafen Benjowsky nicht einmal mit gewöhnlicher Billigkeit verfahren, wenn ich unerörtert ließe, von welcher Art die Stellen sind, wobei man seiner Einbildungskraft vielleicht Schuld geben möchte, daß sie der Wahrheit ihre verschönernden Farben verliehen habe. Der Theil seiner Erzählung, welcher geographische Data enthält, die Beschaffenheit der verschiedenen von ihm besuchten Länder und ihrer merkwürdigsten Produkte beschreibt, die Sitten der Menschen schildert, mit einem Worte, das eigentlich so genannte Nützliche seines Werkes erweckt auch nicht den mindesten Verdacht einer andern Unrichtigkeit, als derjenigen, welcher alles menschliche Beginnen unterworfen ist, nämlich einer solchen, die aus der Unvollkommenheit unseres Wissens und den mangelhaften Berichten Anderer entspringt. Benjowsky irrt sich zum Beispiel, wenn er glaubt, bis in die Meerenge gekommen zu sein, welche das nordöstliche Asien von dem nordwestlichen Amerika trennt, indem er sich, durch einen in jenen Nebelländern sehr verzeihlichen Irrthum, wirklich nur zwischen dem Lande von Asien und den Clerkes-Inseln befand. Seine historischen Nachrichten von den verschiedenen Unternehmungen der russischen Rauchhändler in Kamtschatka, das feste Land von Amerika und die vor demselben liegenden Inseln zu entdecken sind unvollständiger als diejenigen, welche Core bereits nach authentischen Quellen geliefert hat, weil die Archive zu Bolscherezk und vielleicht auch die Kürze seines dortigen Aufenthalts dem Grafen zu einer mehr befriedigenden

Ausarbeitung nicht behülflich waren. Was er hingegen von Rußland, Sibirien und Kamtschatka erzählt, stimmt mit den bereits seit langer Zeit bekannten Nachrichten von diesen Ländern so gut überein, daß man sogar vermuthen möchte, er habe seine Beschreibung von Kamtschatka aus dem Krascheminikof entlehnt. Seine Nachrichten von Japan, mit Kämpfer und Thunberg verglichen, die von Madagaskar zusammen gehalten mit Drury, Cauche, Flacourt, Megiser und Andern, halten ebenfalls die Probe, und das Neue, was man daraus lernen kann, hat die ganze innere Wahrscheinlichkeit für sich.

Das Auffallende in Benjowsky's Tagebüchern, was aus einer oder der andern der angeführten Ursachen einige Leser befremden möchte, betrifft lediglich seine persönlichen Beziehungen auf die verschiedenen Gesellschaften und Völker, mit denen er Verkehr hatte. Seine Handlungen und nicht seine Beobachtungen sind es, die allenfalls den Verdacht erwecken können, als hätte der feurige Mann zuweilen sie so niedergeschrieben, wie er sie sich dachte, unbekümmert, ob sie wirklich so geschahen. Die Entdeckungen neuer Inseln, die Beiträge zur Menschenkenntniß und zur vollständigeren Bekanntschaft mit den verschiedenen Erzeugnissen der Erde bleiben unangefochten, stehen wahr und brauchbar da, wenn auch einst sichs zeigen sollte, daß der Graf hier und dort sich seine Thaten zu hoch angerechnet, oder im Glück und im Leiden sich zu sehr in sein Schicksal verliebt haben könnte. Wo aber und wann war dieser Fehler nicht verzeihlich, oder, daß ich mich richtiger ausdrücke, wo und wann beging man ihn nicht? Gleichviel von welcher Art die Selbsttäuschung sei; konnte sich ein Rousseau von der Eigenliebe hintergehen lassen, so bleibt kein Biograph seiner eigenen Thaten davor sicher. Allein ich gestehe es gern, noch am liebsten habe ich dann mit dem zu thun, der seine Wahrheitsliebe nicht stets im Munde führt.

Ich muß befürchten, daß diese lange Untersuchung über die innere Glaubwürdigkeit der Benjowsky'schen Erzählung zuletzt den geduldigsten Leser ermüden könnte, und daher wage ich es kaum, Alles herzusetzen, was der so nahe verwandte Stoff, von der historischen Wahrheit, noch Bemerkenswerthes darbietet. Mögen unsere Aristarchen es verantworten, daß sie dieser Sache mit ihrer ernsthaften Amtsmiene eine größere Wichtigkeit beigelegt haben, als sie verdient. Sollte man nicht ein wenig

lächeln dürfen, wenn sie die Kunst zu tadeln so lässig treiben, daß überall der Punkt, auf den es bei der Beurtheilung eigentlich ankommt, gänzlich aus der Acht gelassen, der Unterschied zwischen kalter Beobachtung und Handlung übersehen wird, und gleichwol jeder wähnt, er habe seine Pflicht gethan, indem er die Leichtgläubigen warnt! Ja wol ist es leichter so zu warnen, als den gordischen Knoten zu lösen, was wahr zu nennen sei oder nicht? So lange die Schöpfung in Mannigfaltigkeit besteht, ist eine Uebereinstimmung, was diesen Punkt betrifft, nicht möglich; es sollte mir sogar um Alles, was ich für wahr halte, leid thun, wenn gerade über die Evidenz von Benjowsky's Abenteuern nur eine Stimme wäre. Ob aber dieses Buch darum nun minder brauchbar, minder lehrreich ist? Auch das ist eine von der Zeitungskritik unberührte Frage. Den Gemeinplatz, daß nur das Wahre nützlich sei, weisen wir hier zurück; denn schwerlich genügt uns hier mit einem Wahren von ihrer Mache. Eins gibt es noch, wovon so selten bei der mechanischen Gelehrsamkeit die Rede ist: das Wahre, welches unser Gefühl sich aus Allem, aus der Natur wie aus der Dichtung entwickelt, und welches besonders da so anziehend wird, wo die Schicksale eines merkwürdigen Menschen wenigstens die Grundfäden seiner Erzählung ausmachen. Es ist ein Beweis der Einseitigkeit, wohin das abstrakte Denken endlich doch, wie alles Andere führt, daß man philosophische Köpfe gegen den herrschenden Geschmack an Reisebeschreibungen und Abenteuern deklamiren hört. Sie setzen diese allgemeine Begierde ganz auf Rechnung der Langenweile, die nur Unterhaltung sucht, und vergessen es ganz und gar, daß gerade dieser Trieb nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, wenn schon die Geisteskräfte, während daß man ihn befriedigt, nur zu spielen, gleichsam sich kitzeln zu lassen scheinen, zu den edelsten Anlagen unseres Wesens gehört, und auch dann noch, wenn Vergnügen der Zweck ist, die höheren Absichten der Natur und unserer Bestimmung erfüllt. Bei der großen Masse des Menschengeschlechts kann Lektüre, kann Bereicherung mit Ideen aller Art, nicht als Endzweck, sondern bloß als Unterhaltung und Nebensache getrieben werden. Der Gelehrte und derjenige, der auf den höchsten Stufen der Bildung steht, diese nur können Belehrung um der Belehrung selbst willen suchen; sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, ihr Gedächtniß anzustrengen, weil der natürliche Trieb nach allem Wahren sich in ihnen durch das

Bewußtsein veredelt und in ein vernünftiges Streben verwandelt hat. Nun geschieht es zwar oft, daß über dem Mittel der Zweck verloren geht, daß der gelehrte Stoppler die ungeheure Vorrathskammer seines Gedächtnisses anzufüllen bemühet ist, und sich die Zeit nicht läßt, nur eine Wahrheit vom eigentlichen Organ des Wahren, dem inneren Sinne, auffassen und mit seinem Wesen sich vereinbaren zu lassen. Allein das ist der Vortheil des Mechanismus, der sich in allen äußeren Formen der Wissenschaft offenbart, daß in Zukunft der weisere Mensch von der schweren Arbeit des literarischen Tagelöhners Gebrauch macht, daß er diesen in seiner Hand wie eine Maschine betrachtet, womit er in wenigen Augenblicken ausrichtet, was ihm sonst Jahre gekostet hätte, daß er das reine Gold der Wahrheit, welches der Fleiß des mühseligen Wortgelehrten nur aus dem Schacht förderte, zum Nutzen, zur Zierde, zum Genuß anwenden kann. So wird dann auch dieser Handwerksgelehrte ein nützlicher und brauchbarer Mensch, wenn er gleich oft, wo er von Dingen urtheilt, die außer seiner memorirenden Sphäre liegen, eine possierliche Rolle spielt. Gewiß wäre es aber übel um das Menschengeschlecht bestellt, wenn es auf keinem andern, als dem den Gelehrten vorgezeichneten Wege zum Wahren gelangen könnte. Der schlichte Menschenverstand zeigt auch schon zum Ueberfluß, daß ein solcher Weg für Ungelehrte noch offen steht, und die von Philosophen selbst so oft anerkannte Nothwendigkeit, sich wieder bei diesem schlichten Menschenverstande zu orientiren, wenn sie sich zu weit in die ungemessenen Räume des Vernünftelns verirrt haben, scheint diesem Wege, wenigstens in gewisser Rücksicht, einen Vorzug vor jenem einzuräumen.

Es verhält sich mit den Operationen des Verstandes, wie mit den Uebungen des Körpers. So lange sie einfach sind, lassen sie uns unsere ganze Unbefangenheit: wir wirken und handeln, wir empfinden und denken, und behalten den Zweck dieser Beschäftigungen im Auge; sobald aber ein zusammengesetzter Mechanismus unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert, verlieren wir leicht das Bewußtsein der Beziehung, in welcher wir dies oder jenes thun, und es wird unser höchster Zweck, nur die Regeln der Zusammensetzung genau zu befolgen. Da nun die letzten Unterscheidungsgründe des Wahren und Falschen sich schlechterdings nicht anders entwickeln lassen, als indem wir die Norm dazu in unserm Gefühl, in einer unserm Wesen ange=

eigneten Art zu sein, in einer durch unseres Wesens Beschaffenheit schon gegebenen Beziehung voraussetzen: so ist es klar, daß dieser Sinn für das Wahre, der in jedem Menschen, vollkommen oder unvollkommen, entwickelt oder vernachlässigt, daliegt, ebenfalls leichter aus einfachen Empfindungen und Gedanken das Wahre auffassen könne, als aus verwickelten Abstraktionen, wobei die sämmtlichen Geisteskräfte, und insbesondere das Gedächtniß, in einer zerstückelten Spannung sind. Derselbe Mensch, der bei einer scholastischen Spitzfindigkeit, oder auch nur bei der ersten etwas verwickelten philosophischen Thesis, nicht wissen würde, wie er es anzufangen hätte, um damit aufs Reine zu kommen, wird, von Gefühl und Erfahrung geleitet, wissen, wie er in vorkommenden Fällen handeln soll, entscheiden können, ob eine Erzählung glaubwürdig sei, oder nicht, und in einer Dichtung nicht minder, als in der authentischsten Geschichte die treffenden Züge anerkennen, die der Künstler unmittelbar der Natur abborgte. Man müßte in der That den Dichtern allen Einfluß auf die Bildung des Menschengeschlechts absprechen, und ihre Schöpfungen für unnütz und zwecklos erklären, das heißt also, man müßte der Billigkeit und der besseren Ueberzeugung entsagen, wenn man läugnen wollte, daß ein jedes Gedicht aus wahren Elementen besteht, die nur nach der besonderen Einbildungskraft des Dichters modificirt, und von ihr zu einem Ganzen vereinigt sind. Dieses Wahre, nicht der Einkleidung und Form, sondern der einzelnen Bestandtheile, ist es was das Lesen der Geschichte sowol als der Dichtungen, der Romane und Abenteuer, beides unterhaltend und lehrreich macht. In tausend Fällen für einen gilt diese Wahrscheinlichkeit mehr, als die apodiktische Wahrheit. Von tausend Menschen, die Cäsars Geschichte lesen, ist schwerlich Einer im Stande, die historische Wahrheit, auch nur eines Factums, sich selbst kritisch genugthuend zu entwickeln. Ein Jeder nimmt sie auf Treue und Glauben an, und weiß gewiß keinen Grund anzugeben, warum er dem Cäsar in Shakespear's Trauerspiel nicht eine gleiche Ehre mit jenem des Ferguson erweisen sollte? Die historische Wahrheit existirt also gar nicht für die große Masse des Menschengeschlechts, sondern die Wahrscheinlichkeit tritt an ihre Stelle, worüber Jeder nach seinen Begriffen und Erfahrungen, wie nach seinem eigenen Gefühl urtheilen kann. Ob Brutus Cäsar's Sohn war oder nicht, wird uns wol eher gleich gelten können, wenn uns nur die reine, große, wahre

Empfindung bleibt, daß ein Römer auf den Verräther des Vaterlandes seinen Dolch zückt, und in dem Augenblick kein Band, selbst nicht das Band der Natur, für den Schuldigen sprechen läßt! Ob diese That dem Wahren der Natur und der Menschheit gemäß sei, oder nicht, das bürgt einem Jeden von uns nur sein Gefühl, nur jener innere, beziehungsvolle Maßstab, der in unsrer physisch-moralischen Bildung schon gegeben ist, und womit wir Alles, was auf uns wirkt, in demselben Augenblick messen. Der Blitz, der bei der Lesung einer solchen That unser Innerstes durchleuchtet, entscheidet schnell und gewiß über ihre Sittlichkeit, ihre innere Wahrheit und Naturgemäßheit, indeß die überzeugendste Gewißheit, daß Brutus sie begangen oder nicht begangen habe, zu dieser Würdigung auch nicht das mindeste beitragen kann. Nirgends, um noch ein Beispiel zu erwähnen, nirgends liegt uns die Anwendung dieses Satzes näher, als bei der Prüfung der Sittenlehre irgend einer Religion. Ein Zwischenraum von 1000, 2000 oder mehren 1000 Jahren hat die kritische Beleuchtung, welche die Stiftungsgeschichte einer jeden Religion erfordert, bereits in dem hohen Grade erschwert, daß oft in ganzen Weltgegenden, in großen Königreichen, kein Einziger vorhanden ist, der sich selbst über diesen Punkt Genüge leisten könnte; ja, mit Gewißheit läßt es sich behaupten, daß unter der unglaublich geringen Anzahl von kompetenten Richtern an keine Uebereinkunft zu denken sei. Wehe also der theologischen Sittenlehre, wenn historische Wahrheit ihre einzige Stütze ist! Hätten die Anhänger des Xaka keinen andern Beweggrund zur Folgeleistung gegen seine Vorschrifen, als diesen, weil er es gesagt oder gethan hat, so wäre es ja um ihren Glauben geschehen, sobald Jemand beweisen könnte, daß er es nicht gesagt, und nicht darnach gehandelt, oder gar, daß kein Xaka je existirt habe. Nein! die Tyrannei der Autoritäten kann nicht ewig dauern; das Wort des Meisters kann nicht, bloß weil es Meisterwort war, ewig gelten, ewig den Geist, die Empfindung und die Vernunft in Fesseln halten, und in Triumph gefangen führen. Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre übrig bleibt, und sogar die Existenz des Lehrers problematisch wird; alsdann unterscheidet unser Wahrheitssinn über den inneren Werth der Vorschrift, gleichviel ob Brama oder Konfuzius, Xaka oder Mohammed sie uns ertheilte.

So mag denn auch die Wahrheit in dem Kunstwerke des

Dichters und Schriftstellers bestehen, und Gutes und Großes in uns wirken, wenn es gleich ausgemacht ist, daß die homerischen Helden ganz andere Menschen waren, als sie uns in der Ilias erscheinen, daß Jupiter mit allen Olympiern Fabelwesen sind, daß die Namen Hamlet und Lear, Lovelace, Grandison und Clarissa, Götz und Posa, nicht eben so viele wirklich einst lebende Menschen, sondern aus unzähligen Anschauungen und Empfindungen des Wahren in der Natur zusammengeflossene Ideale der Dichtkunst bezeichnen. Immerhin mag es also den Stolz des abstrakten Denkers empören, daß Jemand den Hang der großen Lesewelt nach einer Unterhaltung, wo die Phantasie unmittelbar zur Phantasie redet, von jenem edlen, menschlichen Forschungstriebe nach dem Wahren herzuleiten wagt: mir bleibt die feste Ueberzeugung, daß auf diesem Wege noch Eindrücke des Wahren und Guten wirklich zu erlangen sind, welche die meisten Menschen, und insbesondere das andere Geschlecht, vergebens in den ernsthaften Disciplinen suchen würden. So ungeheuer der Abstand zwischen einem schalen Roman und einem Werke des Tiefsinnes ist, so kann doch nur der Philosoph, der in seinen Terminologien schon geübt ist, sich von dem Raisonnement zur Empfindung leiten lassen; da hingegen der umgekehrte Weg immerfort von dem großen Haufen des Menschengeschlechtes betreten wird. Wenn ich hier die unselige Ueberschwemmung von mißlungenen Dichtungen mit dem Ekel, den sie einflößt, erwähne, wenn ich das Unheil, das sie stiftet, tief empfinde, und ein Mittel zu wissen wünsche, sie der Publicität unbeschadet wieder abzudämmen: so werde ich hoffentlich dem Vorwurf entgehen, als hätte ich einer eitlen Modesucht auf Kosten des soliden Wissens das Wort geredet. Einen solchen Vorwurf achtete ich im Ernste keiner Vertheidigung werth; denn mich dünkt, wer den Gang meiner Ideen hat beobachten mögen, wird inne geworden sein, daß ich die Ansprüche einer j e d e n Anlage im Menschen auf Entwickelung und Vervollkommnung anerkenne, und nur jenem alten Dünkel (der uns freilich auch so natürlich ist!), vermöge dessen Jeder das Feld, das er bauet, mit Geringschätzung alles Andern liebt, entgegen zu arbeiten suche. Wenn Empfindung, Phantasie und Vernunft den Menschen machen, nicht eins von diesen, oder zwei allein, so scheint es mir unphilosophisch, auf eine Gattung der Lektüre, welche hauptsächlich die Empfin-

dung berührt und durch diese zur Triebfeder des Wirkens wird, mit Verachtung herabzusehen.

Benjowsky's Denkwürdigkeiten, zu denen wir von dieser Abschweifung zurückkehren müssen, könnten demnach, selbst als Erdichtungen betrachtet, mit Nutzen gelesen werden, und den Leser zu wahren, vielleicht zu guten, großen Empfindungen wecken. In den meisten Fällen blieben die Menschen weit von dem erreichbaren Ziele zurück, wenn man ihnen den Grenzpfahl nicht weiter hinaus, ins Unerreichbare steckte; und bei der Erschlaffung, die man unserm Zeitalter Schuld gibt, dürfte vielleicht nichts so sehr zur Anstrengung aller Kräfte anfeuern, als redende Beispiele von der vorliegenden Art, die uns zuzurufen scheinen: so viel vermag der Mensch, wenn er aus allen Kräften will.

Ueber den gelehrten Zunftzwang.

(Vorrede zu Volney's Ruinen.)

Nec te Pythagorae fallant arcana renati.

Hor.

Das Gesetz der Vernunft kann nur Eins sein: ihre Anwendung auf Alles was ist, auf Alles was durch die Sinne unmittelbar wahrgenommen oder mit Hülfe der Reflexion als existirend gedacht werden kann. Das Gegentheil, die Behauptung, daß wir diese Anlage empfangen hätten, um sie nicht zu benutzen, ist so widersprechend in sich selbst, daß man sie keiner ernsthaften Widerlegung würdigen kann. Je künstlicher Jemand diesen Satz vertheidigte, desto mehr Ausbildung seiner eigenen Vernunft würde selbst dieser Mißbrauch derselben verrathen; die Vernunft aber gegen sich selbst sprechen lassen, heißt wol mehr nicht, als einen metaphysischen Selbstmord begehen, der, wenn man auch die Befugniß dazu sehr glimpflich beurtheilen wollte, doch immer nur als Ausnahme von der Regel gelten kann. Dagegen ist der Durst nach Erkenntniß und Wahrheit so tief in unsern unwillkürlichsten Trieben gegründet, so innig verwebt mit den wesentlichsten Bedürfnissen unserer Existenz, daß sogar die Völker Asiens, denen wir an Cultur und Energie des Geistes so weit überlegen sind, die Erweiterung des Wissens zu einer Vorschrift ihres Sittengesetzes erheben, daß es in Indien die unerläßliche Pflicht des gelehrten Bramen ist, Lehre und Unterricht zu verbreiten, und daß der schwärmerische Prophet Arabiens allen seinen Gläubigen im Koran gebietet, „nach Erkenntniß zu forschen bis an

die entferntesten Enden der Erde." Wäre es hier erlaubt, auf Kosten des Menschengeschlechts zu scherzen, so könnte man sagen, daß das positive Gebot vermuthlich an der schlechten Befolgung Schuld gewesen sei. Wir haben keine ausdrückliche Vorschrift dieser Art; allein unsere Moralität ist überhaupt keinem Gesetz unterworfen; unsere höhere Empfänglichkeit wurde vorausgesetzt, als man uns, statt aller Pflichten, das sanfte Geheiß der freien Humanität auferlegte: uns zu lieben untereinander*). Diese Emancipation vom blinden Gehorsam, die alle Zwangsmittel und alle Befehle überflüssig macht, setzt zugleich voraus, daß wir die Richtschnur unsers Verhaltens in unserm Innern besitzen, und ruhet mit Zuversicht in der Ueberzeugung, daß wir mit dem Pfunde, welches uns anvertrauet ist, nach der Freisprechung von jedem dogmatischen Zwange wuchern, jedesmal nach bester Einsicht handeln und unaufhörlich streben werden, diese zu berichtigen und zu erweitern.

Dessen ungeachtet gibt es schwerlich eine Gefahr, welche die Europäer noch zur Zeit weniger zu befürchten hätten, als die Erschöpfung aller Quellen ihres mannigfaltigen Wissens. Auf die Erhaltung der Unwissenheit scheint sogar von jeher eine größere Anzahl Menschen bedacht gewesen zu sein, als auf die Erweiterung der Grenzen menschlicher Erfahrung; wenigstens gibt die Geschichte, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit der Macht die eifrigste Betriebsamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinschaftlichen Masse von Kenntnissen hätte erwarten sollen, gerade dort der gänzlich fehlende Wille mehrentheils diese Erwartungen kläglichst getäuscht habe. Dieses langsame Fortschreiten, diese immer wieder in den Weg tretenden Hindernisse denken wir uns in der weitesten Zusammenfügung aller Glieder der großen Schicksalskette schon vorher verordnet; nicht, als ob wir eine Regel hätten, nach welcher sich die Moralität (daß ich so sage) dieser Anordnung a priori darthun ließe, sondern weil wir gezwungen sind, zu unserer Beruhigung jene Moralität in das Geschehene hinein zu tragen. Die Werkzeuge aber, deren Gleichgültigkeit, Schwäche oder Unart bei dieser Verzögerung im Spiele war, können uns, wie viel wir auch von ihren Werken auf des Schicksals Rechnung setzen, doch

*) Evang. Joh. 13, V. 34. 35. und 15, V. 12. 17.

darum keinen Augenblick ehrwürdiger scheinen; vielmehr, da der Aufschub uns höchstens nur als Bedingung des endlich zu erreichenden Guten erträglich werden kann, so bleibt uns dasjenige, was ihn verursacht, ein Gegenstand des Mißfallens und, wofern es ein freies denkendes Wesen ist, der Verachtung. Wenn indeß hienieden unversöhnliche Feindschaft zwischen den Reichen der Wahrheit und der Unwissenheit besteht; wenn die Einsammlung aller vereinzelten Strahlen der Erkenntniß in einen Brennpunkt der Erleuchtung — dieses herrliche Ziel menschlicher Wißbegierde — nur im erhabenen Kampfe der Geduld und des Ausharrens errungen werden kann, und jeder Schritt zu diesem Ziele mit neuen Opfern der Selbstverläugnung erkauft werden muß: so begreift man wol, daß eine Begeisterung, die sich selbst belohnt, aber weiter keinen Lohn zu hoffen hat, ziemlich selten sein müsse; allein man ahnet zugleich das schöne Bewußtsein eines Geistes, der so viele Triumphe als Anstrengungen zählt.

In der That gebricht es unserm Zeitalter nicht gänzlich an dieser unbefangenen Wahrheitsliebe; fast möchte ich auch behaupten, daß die neuesten Versuche geistlicher und weltlicher Unterdrücker, dem freien Untersuchungsgeiste Fesseln anzulegen, so verabscheuungswürdig sie an und für sich sein mögen, an dem unvollkommenen Zustande unseres Wissens weniger Schuld haben, als jene andere, weit allgemeinere Aeußerung der angebornen Herrschlust, welche die Resultate ihres Forschens zu Machtsprüchen und Gesetzen erhebt, von denen keine Appellation Statt finden soll. Ich rede daher auch nicht an diesem Orte von der Beeinträchtigung der Preßfreiheit, und noch viel weniger von dem zwecklosen Bestreben, dasjenige, was seiner Natur nach das Freieste auf Erden ist, den Glauben, an ein gewisses Symbol zu binden. Diese Künste der Regierung, wenn es ja Künste sein sollen, kommen jetzt um ein ganzes Jahrhundert zu spät, und sind der wahren Aufklärung so wenig gefährlich, daß sie ihr vielmehr, obgleich wider des Erfinders Absicht, dienen müssen. Wie der finstere Körper eines Planeten, der im Lichtmeere schwimmt, ohne sein Verdienst die Sonnenstrahlen, die sich an ihm brechen, zurückwirft und die Dunkelheit der Nacht zerstreuen hilft; so muß in einem erleuchteten Zeitalter der Fanatismus der Unvernunft, wenn er sich hinein verirrt, den Abstich des Guten vom Schlimmen, des Wahren vom Falschen, des Brauchbaren vom Unnützen, nur noch unverkennbarer machen.

Die Tyrannei der Meinungen war aber von jeher dem Menschengeschlechte um so viel gefährlicher, je künstlicher sie sich hinter der Larve der Vernunft selbst zu verbergen wußte. Ein Phantom, welches unter dem Namen allgemeine Vernunft, die unbedingteste Huldigung verlangt, scheint noch jetzt die Freiheit jeder wirklich existirenden subjektiven Vernunft beeinträchtigen zu wollen. Nicht genug, daß alle Zweige unserer Erkenntniß zu den allgemeinen Gesetzen des Denkens zurückgerufen und, wie es recht ist, mit der systematischen Form einer Wissenschaft neu ausgeprägt werden; soll dieses Gepräge nun auch jeden anderweitigen Gebrauch der Verstandeskräfte theils entbehrlich machen, theils die Resultate desselben außer Cours setzen und zur verrufenen Münze herabwürdigen; gerade, als ob sich für die transcendente Verschiedenheit der Menschen, in Absicht auf die Intensität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der coexistirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiste, der nicht alle mögliche Combinationen umfaßt, eben so gut eine Regel a priori entwerfen ließe, wie für das bedingte Subjektive unserer Vorstellungen, welches sich aus den allgemeinen Einschränkungen der menschlichen Natur entwickeln läßt. Auf diese Weise wirkt die scharfsinnigste Anwendung der Vernunft, wodurch sie, zum unschätzbaren Gewinne der Wissenschaften, eine Grenzbestimmung ihres eigenen Vermögens zu Stande brachte, sehr nachtheilig auf den Verstand zurück, und hemmt den freien Gebrauch seiner Kräfte, wenn die Bedingnisse zur Gleichgültigkeit der angemaßten Urtheile außer der Sphäre des Richters liegen. Die Trägheit und die Eitelkeit finden sich beide geschmeichelt durch jene Theorien, die als Fäden, woran wir unsere Erfahrungen reihen können, so brauchbar sind, aber ihrer Natur nach, weil sie auf unvollständigen oder gar auf falschen Prämissen ruhen, mit jeder neuen Entdeckung schwanken oder einstürzen müssen. Mit Recht warnt daher die Philosophie, die auf die Erhaltung der Freiheit und der Eigenthümlichkeit im Menschen bedacht ist und kein despotisches Interesse hat, ihre individuellen Ueberzeugungen allgemein geltend zu machen, vor jenem in allen Wissenschaften noch so wirksamen zünftigen Despotismus, der, genau wie der politische und hierarchische darauf ausgeht, die Menschen in den Zauberkreis eines Systems zu bannen, außer welchem die Wahrheit nicht anzutreffen sein soll, und in dessen Bezirke gleichwol die Beschränktheit des Raums und die Armuth der Ideen die Hälfte

unserer Anlagen zur Unthätigkeit verdammen, indeß die andere ein mechanisches opus operatum treibt.

Es scheint besonders nöthig, diese Warnung vor einem Buche her zu schicken, dessen Verfasser dem gelehrten Zunftzwange so wenig Achtung schuldig zu sein glaubt, als den verschiedenen politischen Gesammtheiten und bürgerlichen Innungen seines Vaterlandes, die er als Mitglied der constituirenden National=versammlung zur Gleichheit hat zurückführen helfen. Allerdings ist es Zeit, der Spiegelfechterei der Autoritäten ein Ende zu machen und der Wahrheit die Ehre zn geben, die ihr gebührt, die Ehre nämlich, daß sie bloß ihrer eigenen Kraft bedarf, um sich gegen allen Irrthum und alles Blendwerk zu behaupten. Verzweifelt stände es in der That um die Sache der Wahrheit, wenn sie irgend eines Zwangsmittels vonnöthen hätte, um sich geltend zu machen, wenn sie nur da den Sieg davon trüge, wo ihre Widersacher nicht reden dürften. Ist aber vollends ausge=macht, daß es für endliche, sinnliche Geschöpfe, wie wir, nur immer eine bedingte, zufällige, keine selbständige, absolute Wahr=heit gibt — die ausgenommen, die sich nicht denken, sondern nur höchstens im geheimsten Innern des Empfindungsvermögens ahnen läßt, die folglich unbegreiflich und unaussprechlich ist und weder mitgetheilt noch geprüft und von der Schwärmerei und dem Wahnsinne nicht unterschieden werden kann —: so finden wir kein besseres Mittel, unsere Vervollkommnung zu befördern, als die lehrbegierige Auffassung jeder verschiedenen Modification, nach welcher sich das All des Denkbaren in verschiedenen Köpfen gestaltet. Diejenige Vorstellungsart aber, die keine andere neben sich dulden mag, die allein gelten will, wo alle gleiche Ansprüche und gleiche Mängel haben, verdient allein in die Schranken der Gleichheit zurückgewiesen zu werden.

Weit entfernt also, dem Ideengange des Verfassers das Recht einzuräumen, irgend eine andere Meinung gewaltthätig zu verdrängen, fordert man billiger Weise für ihn nur das Recht, neben so vielen anderen frei aufzutreten und die Prüfung mit ihnen zugleich auszuhalten. Die Hypothese, womit er seine Landsleute bekannt macht, ist unter uns zwar nicht ganz uner=hört; allein seine Gabe sie vorzutragen und auszuschmücken, macht sie zu einer unterhaltenden Lektüre. Wem es nicht um Namen und Worte zu thun ist, der wird vielleicht in manchen Stellen dem wesentlichen Inhalte des Buches und der richtigen Anwen=

dung des Verstandes Beifall geben und mit der lauteren Humanität und Philanthropie des Verfassers auch alsdann noch sympathisiren können, wenn das Ganze ihn ein Hirngespinnst dünkt, oder seine Ueberzeugung an einer andern Vorstellungsart haftet. Wer hingegen am Schlusse des 18. Jahrhunderts noch Pharisäer genug ist, sich selbst oder der Welt zu heucheln: er habe die Wahrheit; den rufen wir auf, den ersten Stein auf unsern Träumer zu werfen!

Fragmente.

1.

Wunder. Schwärmerei, eine Mutter der schönen Künste. Gefühl.

Wunder.

Wie wunderbar wohlthätig, wie unbegreiflich ist die Natur! Warum haben die Menschen immer Wunder gesucht, die der Vernunft widersprechen, und das Herz so kalt wie Taschenspielerkünste lassen, haben für diese Wunder gestritten, geblutet, das Leben sich verbittert, da der erste Augenblick ihres Daseins ihnen ein Wunder zeigt, das ihr Herz fühlt, und das sie so innig mit dem allwirkenden, unsichtbaren Wesen verbindet?

Schwärmerei, eine Mutter der schönen Künste.

Gegenstände der Volksreligion waren es von jeher, die das Genie des Künstlers entflammten.

Ohne den schwärmerischen Zug, der der Einbildungskraft seine Flügel leihet, wo hätte Homer die ganze Maschinerie seines göttlichen Gedichts hergenommen? Ist es nicht der Gedanke an die leitenden Götter, der den Grund des ganzen Werkes durchwebt, und ohne den der bearbeitete Stoff wenig oder nichts wäre?

Was anders als Schwärmerei dieser Art ist Schuld an der Vervollkommnung der Tonkunst? Ihr erster Ursprung war höchste Spannung der Phantasie, welche große Ereignisse voll

Dank und Bewunderung an unbekannte Ursachen knüpfte, und ihr berauschendes Gefühl mittheilen wollte in dithyrambischer Ergießung. Ihre Ausbildung bei uns ist durchaus die Angelegenheit der Priester gewesen, die Alles aufboten, was diese Kunst Hinreißendes, Schmelzendes, Herzerhebendes, Donnerndes, Erschütterndes und Tieftrauerndes, Frohlockendes, Lachendes und Einschmeichelndes hat, um ihre Feste damit zu schmücken, um das Volk zu bezaubern, und die Sinne gefangen zu nehmen, zu ihrem Zwecke: um unter Nebendingen die Hauptsache dem Nachdenken und dem Blicke des Forschers zu entziehen.

Der Geist, durchdrungen von seinen schwärmerischen Gefühlen, schwebte in Harmonien, nur ihm auf dem Fittig seiner so begeisterten Einbildungskraft erreichbar.

Selbst unsere Opern haben mehrentheils Götter ins Spiel verwebt; und dies bei Seite, läßt es sich nicht in Abrede sein, daß die musikalischen Meisterstücke durchgehends noch Kirchenmusiken sind.

Es ist auch die Frage, ob Phidias je seinen unnachahmlichen Jupiter würde gebildet haben, wenn nicht die Volksbegriffe das Ideal eines solchen Jupiters in seiner Phantasie geschaffen hätten?

Ueberall — in welcher Kunst es sei — hat der Künstler von einer schwärmerischen Idee hingerissen werden, gleichsam verrückt werden müssen, um etwas Andern Unerreichbares an Größe und Schönheit darzustellen, um alle Verhältnisse seiner Kunst zu erschöpfen und bis auf den Gipfel der Vollkommenheit zu steigen, wohin menschliche Kräfte in höchster Anspannung reichen.

So wahr ist also jener Ausspruch: nullum magnum ingenium sine aliqua dementia!

Man zeige mir den wirklichen Gegenstand, der den Menschen so begeistern kann, wie der eingebildete, den seine Phantasie ihm schuf.

Ist es vielleicht eben daher, weil er sich in diesem Ideal als Schöpfer fühlt, beim wirklichen Gegenstande hingegen nur kalter Zuschauer, höchstens erstaunter, leidender Bewunderer bleibt?

Was ist nun also besser:

Wahrheit ohne schöne Künste?

oder

Täuschung mit schönen Künsten?

Ist es nicht eine sehr richtige Bemerkung, daß man überall den Menschen das Ziel weiter stecken müsse, als sie kommen können, damit sie wenigstens so weit kommen, als es ihnen möglich ist?

Und in diesem Falle ist es nicht unvermeidlich, daß eine Sammlung von Vorstellungsarten existire, deren Urbilder als wirklich nicht zu erweisen sind, damit durch solche Vorstellungsarten der Geist und die Phantasie entflammt und in Schwung gebracht werden? Mit andern Worten: ist eine Volksreligion, die einen gewissen Grad von unschuldiger Schwärmerei unterhielte, nicht nothwendig und zweckdienlich?

Von einer andern Seite: wie kann man je vor den Folgen der Schwärmerei sicher sein, so lange man Schwärmerei gut heißt? Und gibt es eine unschuldige Schwärmerei, die schlechterdings nur nützlich, und nicht gefährlich ist?

Vielleicht ist die einzige philosophische Schwärmerei — Wahrheit suchen zu wollen, — eine solche. Aber wehe uns, wenn sie auf den Punkt kommt, wo sie gefunden haben will!

Oder ist es nicht wahr, daß es zum thätig sein gehört, daß man schwärmen müsse? daß man sich ein unerreichbares Ziel, gleichwol als erreichbar, einbilde?

Gefühl.

Einfaches Gefühl, sagt man, geht doch noch vor aller Ueberzeugung der Vernunft vorher.

Wenn ich mich des Anblicks der schönen Natur freue, sagte mir ein Frauenzimmer von richtiger, vorurtheilloser Denkart, wenn ich etwas Großes und Schönes in der leblosen Natur sehe, wenn ich mich freue über etwas, — so ist mein erstes Gefühl, mein erster Gedanke, Liebe und Dank gegen die unbekannte Ursache jenes Schönen und Großen, oder jener Freude.

Wenn ich den Donnerschlag in der Nähe höre, und wol weiß, was es überhaupt mit jedem Gewitter für eine Bewandtniß hat, sagte mir ein guter Physiker, so denke ich zu allererst an den Donnerer, an einen unbekannten Urheber des Donners.

Das ist einfaches Gefühl, sagt man.

Im ersten Fall:

Wie, wenn man nicht von Jugend auf gewöhnt worden

wäre, bei Allem, dessen nächste Ursache man nicht kennt, auf die erste Ursache zurück zu gehen?

Würde es einem da wol je einfallen, auf die erste Ursache bei jeder Gelegenheit zurück zu gehen? würde man nicht vielmehr zu allererst denken: das hat, wie Alles, seine besondere specielle (der allgemeinen ersten untergeordnete) Ursache?

„Ja, ich fühle, antwortet man, ein Bedürfniß, mich zu ergießen bei solchen Gelegenheiten, Dank und Liebe oder Zuneigung zu erweisen für die genossene Freude. — Und jeder Genuß wird doch süßer, wenn man ihn Jemanden verdankt."

Richtig! — Wenn der Hund Sie freundlich ansieht, und mit dem Schwanze wedelt, oder ihre Hand leckt, fühlen Sie da die erste Ursache?

„Nein! ich karressire den Hund; denn er versteht mich, und ich kann ihm die Freude, die mir seine Freundlichkeit macht, wieder erzeigen, durch meine Liebkosungen. Wenn ich hingegen dem Gegenstande, der mir Freude macht, keine wieder machen kann, weil er leblos ist, dann sehe ich mich nach einem Wesen um, das mich verstände, und dann ist keins näher, als die erste Ursache."

Also! die erste Ursache versteht Sie, empfindet Ihre Liebe, nimmt Ihren Dank an, erwiedert Ihre Liebe?

„Sie muß doch wol; sonst würde mich nicht mein einfaches Gefühl zu ihr führen. Wenn ich diese Empfindung gehabt habe, bin ich ruhig."

Sie erinnern sich auch wol nicht, daß man Ihnen von der ersten Ursache dies alles einmal gesagt, sie Ihnen als ein empfindendes und denkendes Wesen vorgestellt habe?

„O ja doch, ja! Das ist ja der erste Begriff von Gott, den man mit der Milch der Kinderlehre einsaugt."

Folglich sagt Ihnen Ihr Gefühl nichts von allen diesen Eigenschaften, sondern Sie setzen solche voraus, weil man Ihnen einst diesen Begriff mittheilte.

„Allein was schadet die Voraussetzung, da ich mich so glücklich dabei befinde?"

Was sie schadet? Das ist die Frage nicht, die wir hier auszumachen hätten. Alles, was zu Ihrem Glücke beiträgt, ist in so weit sehr gut. Mich dünkt, wir hätten nur untersuchen wollen, ob unser Gefühl in diesem Falle einen wirklichen Beweis abgeben kann, und ob es uns je auf etwas zurückführt, wohin

es nicht zuerst geleitet worden wäre. Sie wissen, daß eine erste Ursache so wenig wie die allerspeciellste der allerspeciellsten Wirkungen, abgeläugnet werden kann. Es kommt nur darauf an, ob das Gefühl ohne Vorurtheil über die Natur dieser ersten Ursache Aufschlüsse geben kann. Ich zweifle daran. —

„Aber wenn es das Gefühl nicht kann, so wird es die Vernunft doch können?"

„Vielleicht! — Vielleicht auch nicht.

„Wie? es wäre Empfindung in der Welt, und die erste Ursache sollte nicht empfinden? der Urheber der Ordnung und der Vernunft sollte nicht denken? Sie wollen doch nicht im Ernste solche Paradoxa behaupten?"

Ich? ich behaupte nichts. Ich suche nur mich zu belehren. Zeigen Sie mir ein einziges Beispiel das Ihren Satz beweiset.

„Tausend für Eins. Bringt nicht in der Natur immerfort ein jedes Ding seines Gleichen hervor?"

Ja wol. Wer zweifelt daran?

„Sie selbst; denn ist nicht hier die Ursache der Wirkung nicht nur ähnlich, sondern völlig gleich?"

Ich fürchte eben deswegen, daß das Beispiel zu viel beweist. Die Zeugungen in der Natur sind ja offenbar fortgesetzte Organisationen, Entwickelungen des schon Vorhandenen. Es ist von der ersten, nicht von einer letzten Ursache die Rede. Die neue Pflanze ist ja nicht eine Wirkung der alten, sondern nur ein Theil derselben, der sie überlebt.

„Wolan! wir spielen mit Worten; denn so ist alles Existirende vielleicht nur Fortsetzung der Existenz überhaupt, und es gäbe gar Nichts, als eine erste Ursache."

Nehmen Sie sich in Acht; Sie kommen auf verbotenen Grund.

„Demjenigen, der sich bis zur Nachforschung der Wahrheit erhebt, ist nichts verboten, sondern alles bonne prise, wenn er es dazu machen kann."

Es fällt mir ein Beispiel von Ursache und Wirkung bei; Sie werden sehen, was Sie damit anfangen können. Es ist eine Wirkung der Wärme, das Eis flüssig zu machen; und Wärme also ist die Ursache der Flüssigkeit. Dagegen kann Niemand etwas einzuwenden haben.

„Wollen Sie mit Ihrem Beispiele mich noch mehr in die Enge treiben? Aber nein! ich kann hier von der Wirkung auf

die Ursache schließen. Der flüssige Körper nimmt mehr Raum ein, als der erstarrte; die Wärme besteht folglich aus Theilchen, die zwischen die Theilchen des zu schmelzenden Körpers dringen, und sie von einander trennen."

Gut. — Nur weiter!

„Was wollen Sie mehr? Ich habe von der Wirkung auf die Natur der Ursache geschlossen."

Das läugne ich nicht; ich glaube vielmehr, daß Sie völlig Recht haben. Allein es fehlt jetzt nur noch Eins. Sie haben mich überführt, daß die Flüssigkeit die Wirkung einer zwischen die Theile des zu schmelzenden Körpers dringenden Materie sei. — Jetzt beweisen Sie mir noch, daß diese Materie der Wärme ebenfalls schmelzbar sei; denn davon sind wir ausgegangen, daß das Wirkende mit dem Gewirkten gleiche Eigenschaft haben soll.

„Wie können Sie so etwas verlangen? Die Wärme ist ja nie ein fester Körper, und nur feste Körper sind schmelzbar. Vielleicht ist die Wärme an sich schon ein flüssiger Körper."

Wenn ich es annehme, so muß ich Ihnen auch zeigen, wohin es führt. Ein flüssiger Körper ist ein solcher, der Wärmetheilchen zwischen seinen Theilchen hat. Das sind doch offenbar zweierlei Theilchen. Wie wollen Sie nun diese zweierlei Theilchen bei der Wärme für sich betrachtet heraus bringen? Die Definition gibt nur Theilchen des flüssigen Körpers (in diesem Fall also, Wärmetheilchen) durchdrungen mit Wärmetheilchen. Es ist klar, hier sind nur einerlei Theilchen — Folglich läßt sich aus der Beschaffenheit des Gewirkten nicht eine gleiche Beschaffenheit des Wirkenden erweisen. Und das in jedem Falle.

„Sie haben Recht."

2.

Kann die Welt je ganz vernünftig und durch Vernunft glücklich werden?

1. Jetzt ist der Zeitpunkt neuer Ansichten, neuer Kräfte.

2. Wohin zielen sie? Dies ist unergründlich.

3. Aber man beschäftigt sich gern mit dem Gedanken, wie das allgemeine Wohl zu befördern wäre.

4. Denn auf den ersten Blick scheint ja der Sporn zu allem Patriotismus, zu allem public spirit, nur in der Voraussetzung zu liegen, daß ein Ziel der Glückseligkeit zu erreichen möglich sei. Wer würde Patriot sein, wenn er sich nicht schmeicheln dürfte, Glück für seine Mitbürger zu erringen?

(Falsche Vorstellung, weil Jeder nur sein eigenes Glück bewirken kann! Allein das ist noch zu früh zu sagen. Und doch, wer am eignen Glücke bauet, bauet er nicht am Ganzen?)

5. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit ist die, daß Worte, die man zu verstehen glaubte, denen man einen Sinn unterlegte, jetzt, näher untersucht, durch ihre Unbestimmtheit die Fortschritte des gemeinen Besten zu hemmen scheinen. Wie können Menschen gemeinschaftlich wirken, wo eine babylonische Verwirrung der Sprachen herrscht! Unter den wichtigsten Abstraktionen, Gott, Seele, Unsterblichkeit, Tugend, Freiheit, Vernunft, Verstand, Wahrheit — verstehen die Menschen nicht einerlei, und diese Verschiedenheit der Deutung, die sie den Worten geben, wirkt zurück auf ihre Handlungen. —

6. In den aufgeklärtesten, freiesten, glücklichsten Ländern, nimmt man eine Gleichgültigkeit über diesen Punkt wahr, die wenig Hoffnung gibt, je zur allgemeinern Uebereinstimmung in den Principien des Denkens zu gelangen: eine Trägheit des Verstandes, eine Allgewalt der Erziehung und Gewohnheit, eine Willigkeit auf Treue und Glauben lieber anzunehmen, als selbst zu untersuchen, eine Abneigung gegen das Neue, sobald es Anstrengung gilt.

7. Diese natürliche Trägheit der Verstandeskräfte ist der Grund, warum so bald die besten Formen, die man für den Menschen erfinden konnte, sei es in politischer oder in religiöser Hinsicht, mit den schlechtesten darin übereinkommen, daß man sich maschinenmäßig, ohne ihren sittlichen Werth zu prüfen und zu erkennen, hineinschmiegt, und aus Gewohnheit das Rad tritt, ohne zu wissen, was man thut. Auf dasjenige, was einmal angenommen ist, einmal im Schwange geht, wird der Maßstab der Vernunft nicht weiter angewendet; mittlerweile geht die Reihe der Generationen weiter, und mit ihnen ändern sich die Verhältnisse, das alte Joch paßt nicht mehr auf die neuen Schultern, die es doch nicht abwerfen mögen, weil man sie von Jugend auf lehrte, daß Glückseligkeit daran hängen solle.

8. Indessen wirft das Schicksal in die Masse des Men

schengeschlechts von Zeit zu Zeit ein wenig Sauerteig, einen Mann von Genie und Geist; es gährt von neuem; ein neues System geht aus dem Kopfe des Denkers hervor und fließt in alle Köpfe; die Masse wird nicht was er war, Sauerteig nicht, aber gegohrne Masse. Das neue System, die neue Form ist ihr angeeignet, wie einem gegohrnen Getränk die eigenthümliche Form seines Daseins; und nun geht es wieder eine Weile vorwärts, nach mechanischen Gesetzen.

9. So möchte man also zweifeln, ob, wenn auch die richtigsten, allgemein gültigsten Begriffe von allem was ist, allgemein geltend würden, wenn auch die Vernunft κατ᾽ ἐξοχην, rein und ohne Mißverstand, das herrschende System aller Köpfe würde, dann etwas mehr daraus entstehen könne, als ein Mechanismus wie alle vorigen, nur um desto gefährlicher, weil er durch keinen richtigern mehr verdrängt werden könnte.

10. Die Frage wird also wol sein: kann irgend eine Form überhaupt das Menschengeschlecht glücklich machen? (Oder kommt nicht alles, was wir hierüber ausmachen können, immer dahin zurück, daß die Glückseligkeit des Einzelnen [also auch des Ganzen] schlechterdings nur mit seiner Spontaneität in Verbindung steht; einer durch keine Form gebundenen noch zu bindenden Spontaneität?)

Hier wird man also betrachten müssen, daß das Menschengeschlecht, vielleicht eben, um diese Spontaneität beizubehalten, sich alle Jahrhundert zwei- oder dreimal erneuert, daß mit jedem einzelnen Menschen derselbe Kreis durchlaufen werden muß, der doch für jeden nach Zeit und Verhältniß verschieden ist, daß also das Wirken der Vergangenheit zwar auf die Gegenwart und Zukunft einfließt, aber daß Erfahrung und Empfindung eines Andern nie lebendige Empfindung und Erfahrung in uns wird, sondern nur Nachbeterei, Mechanismus bleibt, den er vergißt, sobald seine Spontaneität sich in Trieben, Begierden, Leidenschaften offenbart, die stärker als alles mechanisch Erlernte wirken.

Es gibt keine Weisheit aus Unterricht; sie ist erst das Kind der eignen Erfahrung.

Umsonst lehrt man das Kind das Feuer vermeiden; erst durch den Schmerz wird es gewitzigt.

11. Diese Frage setzt voraus, daß wir bereits alle jene Worte, die so schwer zu verstehen sind, und vor allem das Wort Vernunft richtig definirt haben. Also was ist Vernunft?

12. Nach dieser (Kantischen) Definition also soll die Vernunft in den Köpfen etablirt werden, um allgemeine Glückseligkeit als Resultat hervor zu bringen. Laßt uns also sehen, wie selbst die Form der echten wahren Vernunft so etablirt werden könne, und wie sie dann wirken würde!

13. Es ist unmöglich, sie zu etabliren.

14. Wirklich etablirt gibt sie das erwünschte Resultat nicht. Ihre Folge ist die allgemeinste Ertödtung aller Geisteskräfte, gänzlicher Stillstand des Denkens; die Form innig verbunden mit der Masse, ist durch nichts wieder davon zu scheiden, (als etwa durch das Feuer des Weltgerichts) eine Consolidation, wobei die Spontaneität der Sinnlichkeit nicht berechnet ist, die aller Verderbniß Thor und Thür öffnen müßte. Denn je schärfer der Verstand, desto gefährlicher kann die mit ihm verbundene Leidenschaft werden.

15. Was heißt frei sein? Kräfte ins Gleichgewicht stellen. Es gibt einen demokratischen Despotismus, wie einen monarchischen. Die Bewegung darf nicht gehemmt sein, aber sie muß Schranken haben. Es gibt also auch keine Freiheit, wie es keine Vernunft, keine absolute Moral gibt. Alles ist nur verhältnißmäßig, nichts absolut.

16. Das Individuum ist zunächst um sein selbst willen da. Nichts kann es trennen vom Ganzen. In so fern ist Vortheil des Ganzen sein Vortheil.

17. Sophist und Sophismen! Was wirft man mit diesen Wörtern doch um sich? Anders muß man die Dinge ansehen, als Andere, weil man ein Anderer ist. Und jene geforderte Beistimmung, auf deren Verweigerung das Verdammungsurtheil (Sophist) folgt, ist eine despotische Formel, ein Symbol, welches das schrecklichste Unheil anrichtet.

18. Lehrer der Menschen! Lehrt doch zuerst Euch selbst, bildet an Euch, seid musterhaft, untadelhaft, gut und rein; für alles Uebrige laßt Gott sorgen. — Verdammet nicht!

19. An des Jahrhunderts Neige stehen wir; dieses allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, Abhelfung der so häufigen Mängel; dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungsinstitute zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete

der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung, — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.

20. Nicht bloß unser Wissen, — auch unser Thun ist Stückwerk; wir reißen nieder um uns her, wir bauen wieder auf, wir werfen ein Steinchen in den Ocean, und freuen uns der Kreise, die es auf der Oberfläche hervor bringt; aber wir gebieten nicht über das Ganze. Die Masse ist mit ihren Mängeln und ihren Kräften nicht in unserer Hand! was wir thun ist Flickwerk; hier helfen wir einem Fehler ab, und zehn neue Unbequemlichkeiten entstehen daraus, daß wir nur nicht wähnen, die Achse der Welt zu drehen, oder der Kugel eine neue Impulsion geben zu können! Wir können wirken in unserm engen Kreise. Es kommt ein späteres Steinchen in den Ocean, dessen Kreise die unsrigen auslöschen. — Und beide, und alle diese Würfe waren nothwendig, ob sie gleich sich kreuzten. Was feinden wir uns an? Wir müssen uns anfeinden. Was richten wir damit fürs Ganze aus? Ganz etwas anders, als wir uns versprachen. Was würden wir durch Frieden gewinnen? — Eben so wenig. Er ist nicht im Zweck einer Schöpfung, wo streitende Elemente verbunden werden und gleichwol noch eigenes Leben und eigenes Wirken behalten sollten!

21. Aber was ist zu thun? Wenn wir nichts ausrichten können, wozu quälen wir uns denn? O, darauf läßt sich viel antworten! Thäten wir nicht, was wir thun können, so würde Alles noch viel bunter über Eck gehen; ferner: müssen wir nicht nach Gefühl und Einsicht handeln, diese mögen sein, was sie bei Jedem sein können? Endlich arbeitet nicht Jeder an sich, indem er an Allen und für Alle zu arbeiten sucht und glaubt, ja, es auch wirklich — in gewisser Rücksicht, thut? Laßt uns thun was wir können, und Jeden gehen lassen! Die Scheidung des Weizens von der Spreu ist nicht unser Werk. —

Recensionen.

I.

In den Göttingischen gelehrten Zeitungen.

Jahrgang 1781.

1) Account of the Russian discoveries between Asia and America, to which are added the conquest of Siberia and the history of the Transactions and Commerce between Russia and China. By William Coxe, A. M. London 4. St. 63. S. 506.
2) Heinrich Zimmermann's, von Wisloch in der Pfalz, Reise um die Welt mit Capitain Cook. gr. 8. Mannheim. St. 125. S. 1005.
3) Journal of Captain Cook's last voyage to the pacific Ocean, performed in the Years 1776 — 1779 London, 8. Zugabe. St. 38. S. 593.
4) Voyage dans les mers de l'Inde, fait par ordre du Roi à l'occasion du passage de Venus sur le disque du Soleil, par Mr. le Gentil, de l'Acad. R. d. Sc. Paris, 1779. 4. Vol. I. Zugabe. St. 47. S. 742.
5) Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee, in den Jahren 1776 — 1780, unter Anführung der Capitaine Cook, Clarke, Gore und King. Eine Uebersetzung, mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forster. gr. 8. Berlin. Zug. St. 50. S. 800.

6) Voyage dans les mers der l'Inde etc. par Mr. le Gentil. Vol. II. Zug. St. 51. S. 801.

Jahrgang 1782.

1) Vermischte Schriften von Friedrich Heinrich Jacobi. Erster Theil. 8. Breslau. St. 7. S. 53.
2) Description topographique de la Virginie, de la Pensylvanie, du Maryland et de la Caroline Septentrionale, contenant les Revières d'Ohio, Kenhawa, Sioto, Cherokee, Wabash, des Illinois, du Missisippi etc. publié par Thomas Hutchins. Traduit de l'Anglois. Paris, gr. 8. St. 35. S. 281.
3) An authentic narrative of a Voyage performed by Capt. Cook and Capt. Clerke, in His Majesty's ships Resolution and Discovery during the years 1776 — 1780, in search of a Northwest-Passage etc. by W. Ellis, assistant-surgeon to both vessels. 2 Voll. gr. 8. London. St. 54. S. 433.
4) Reliquiae Houstounianae seu plantarum in America meridionali a Gulielmo Houstoun M. D. R. S. S. collectarum icones manu propria aere (aeri) incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Jesephi Banks, Baron. R. S. P. asservatis. 4 maj. Londoni. St. 85. S. 681.
5) Naturgeschichte einiger Vögel von G. F. Götz, Cand. der Theologie und Lehrer der Prinzessinnen zu Hessen. Hanau und Dessau. 8. St. 144. S. 1169.

Jahrgang 1783.

1) Mèmoire sur le passage par le Nord, qui contient aussi des réflexions sur les Glaces. Par le Duc de Croy. 4. Paris, 1782. St. 26. S. 251.
2) Reise nach Ostindien und China, auf Befehl des Königs (von Frankreich) unternommen, v. J. 1774 — 1781, von Herrn Sonnerat, Kommissär beim Seewesen, Corresp. d. k. Akad. d. W. zu Paris. Aus dem Französ. übersetzt. gr. 4. Erster Theil. Zürich St. 43. S. 417.
3) Voyage autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer, pendant les années 1767 — 1776 par Mr. de Pagès, Capitaine des Vaisseaux du Roi etc. gr. 8. Paris. 2. Voll. St. 56. S. 557.

Der Verf. erzählt hier drei verschiedene Reisen: die erste rund um die Welt, die andere gegen den Südpol, die dritte gegen den Nordpol. Auf der ersten ging er von Rochefort nach St. Domingo, von da zu Ende des Juni 1767 nach Neuorleans in Louisiana, den Mississippi, den schwarzen und rothen Fluß hinauf, hernach 600 Meilen (lieues) weit durch Wildnisse nach Neumexico. In Akapulko ging er wieder zu Schiffe, besuchte die Diebsinseln, Manilla und Batavia, setzte sodann seine Reise durch das indische Meer fort, nach Bombay und Surate, und in den persischen Meerbusen bis Bassora, von wo er wieder zu Lande mit etlichen Beduinen, quer durch die Sandwüste, nach Damascus reisete, den Antilibanus, die Drusen und die Städte Baruth, Seyde, St. Johann d'Akre besuchte und endlich zu Schiffe nach Marseille zurückkam, wo er am 5. Ocbr. 1771 anlandete. Die Absicht, seinem Vaterlande, seiner Wissenschaft (dem Seewesen), und der Menschheit überhaupt nützlich zu sein, trieb ihn zur Unternehmung dieser Reisen an; doch zur ersten wirkte hauptsächlich sein besondrer Hang, den Menschen in demjenigen Stande zu sehen, den man jetzt so allgemein den Stand der Natur nennt. Man bewundert den Muth und die Beharrlichkeit des Mannes in Gefahren und Beschwerlichkeiten, die man zum Theil bezweifeln würde, wenn die Einfalt der Erzählung nicht für ihre Wahrheit bürgte. Grade so auf das Aergste gefaßt, so leicht equipirt, so bereitwillig sich in die Sitten aller Völker zu schicken, so zufrieden mit der elendesten Bewirthung, mit einem Worte, so geselligen Sinnes, wie Hr. P. muß man sein, um so wie er vergnügt und glücklich eine solche ungewöhnliche Reise um die Welt zu vollenden. Wo der gute Mann nur Wilde oder Völkerschaften auf den untersten Stufen der Kultur erblickt, da ist er gleich zu Hause; sein Vorurtheil für die Kinder der Natur fängt an zu wirken, und er sieht Alles im besten Lichte. In der That ist die Bonhommie, die aus seiner Erzählung überall hervorleuchtet, geschickt, den Misanthropen, wo nicht mit der Menschheit, doch wenigstens mit rohen Nationen, auszusöhnen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man, um billig sein zu können, seine Reisebeschreibung beurtheilen. Bemerkungen, wie andre Reisende deren machen, über politische und statistische Gegenstände, umständliche Beschreibungen von Städten und Gebäuden, Schilderungen der Einwohner von höheren Klassen waren ihm zu gewöhnliche Sachen. Hier und dort ist etwas von der Art mit eingesteuet; allein sein großes Augenmerk sind Wilde, oder die gemeinen Leute, bei denen er sich allemal einquartiert, ihre Lebensart annimmt, und oft nach ihrer Art sich kleidet. Tiefsinnig, methodisch und vielfassend sind seine Bemerkungen eben nicht: sie erschöpfen bei weitem nicht ihren Gegenstand; doch, was er sagt, ist unterhaltend, und mehrentheils gut und richtig gesehen. Mit etwas mehr Vorkenntniß von dem, was bemerkens- und beschreibenswerth ist, mit einem etwas größern Umfange von Gelehrsamkeit wäre Hr. P. gewiß ein vorzüglich guter Reisebeschreiber geworden; jedoch wir bescheiden uns gern, daß es in einem Jahrhunderte nur einen Cook geben konnte, der mit der Entschlossenheit des Seemannes jene andere Eigenschaften vereinigte. Man hat uns versichern

wollen, daß viele Franzosen in den letzten Jahrzehenden, so wie Hr. P. in die entlegensten und unzugänglichsten Weltgegenden gereist sind, und sich zu ihren Sitten bis zur Beschneidung und ähnlichen Dingen bequemt haben, um ihre Wißbegierde zu stillen. Hrn. P. muß man indessen auch noch den Ruhm lassen, daß er von der Religion nicht bloß mit der in Frankreich Mode gewordenen zweideutigen Hochachtung, sondern mit Wärme und Eifer spricht. Eins und das andere zeichnen wir doch noch aus seiner Erzählung aus. Die Strömung im Kanal von Bahama, welche von Süden nach Norden setzt, ist grade alsdann am stärksten, wenn der Nordwind weht; (wir müssen gestehen, daß seine Erklärung dieses Phänomens uns nicht befriedigt hat.) Einige lieues über Neuorleans ist eine deutsche Kolonie, der Hr. P. das Lob des Fleißes nicht versagt. Die Trauer der Wilden besteht in dasigen Gegenden darin, daß sie den Bart wachsen lassen, da sie ihn sonst ausreißen. — Oft hat der Verf. englische und französische Wohnplätze angetroffen, deren Einwohner beinahe völlig die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Am schwarzen Flusse fand er sogar französische Pflanzer, die sich mit den Töchtern der Wilden verheirathet, und diesen hinwiederum die ihrigen zur Ehe gegeben hatten. Gewiß ist man jetzt weit glücklicher in Amerika, seitdem die Natur diese Bündnisse schließen lehrte, als zu jenen Zeiten wo ein Papst die Eroberer erst lehren mußte, daß die Aborigines von Amerika auch Menschen wären, und nicht wie wilde Thiere gehetzt werden müßten, u. s. w.

4) Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes, faits en 1771 — 74. par Mr. de Kerguelen, etc. gr. 8. Paris. St. 73. S. 729.
5) Voyage aux Indes orientales et à la Chine etc. par Mr. Sonnerat. Vol. II. Paris. St. 76. S. 753.
6) Nouveau Voyage à la mer du Sud, commencé sous les ordres de M. Marion etc. gr. 8. Paris. St. 97. S. 969.
7) Reise nach Ostindien und China u. s. w. von Herrn Sonnerat. Zweiter Theil. Zürich. St. 113. S. 1136.
8) Göttingisches Magazin, herausgegeben von G. Christoph Lichtenberg und G. Forster. Jahrgang II. St. 4. Jahrgang III. St. 4. Göttingen. St. 123. S. 1225.
9) Travels in Europa, Asia and Africa, describing characters, customs, manners, laws and productions of nature and art; containing various remarks on the political and commercial interests of Great-Britain, and delineating in particular a new System for the government and improvement of the British settlements in the East-Indies: begun in the year 1777, and finished in 1781. (by Mr. Mac-Intosh.) 2 Voll. gr. 8. London. St. 124. S. 1233.

10) Evidence of our transactions in the East-Indies, with an enquiry into the general conduct of Great-Britain to other countries from the peace of Paris, in 1763; by Mr. Parker, of Lincolns inn. 4. London 1782. St. 167. S. 1676.
11) Versuch über die Insel Otaheiti in der Südsee, und über den Geist und die Sitten ihrer Einwohner. 8. Frankfurt und Leipzig. St. 167. S. 1679.
12) Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur. Herausgegeben von G. Christoph Lichtenberg und G. Forster. Göttingen. Jahrg. III. Stück 5. St. 180. S. 1801.
13) Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, von M. C. Sprengel, Prof. der Geschichte zu Halle. 8. Halle. St. 186. S. 1869.

Jahrgang 1784.

1) Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur u. s. w. Jahrg. III. St. 6. St. 74. S. 737.
2) Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782, in Briefen an Herrn Director Gedike, von Carl Pilipp Moritz. Berlin. St. 76 S. 765.
3) A Treatise on the Monsoons in East-India, by Capt. Thomas Forrest. 8. London 1783. St. 125. S. 1252.

Jahrgang 1787.

1) Vicenza. Della ossa d'elefanti e d'altre curiosità naturali de' monti di Romagnano vel Veronese. Memoria epistolare diretta al Sign. Cavaliere Giuseppe Cobres dall' Abbate Alberto Fortis. 8. St. 164. S. 1644.

Jahrgang 1788.

1) Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Herausgegeben von Ebeling. 8. Neunter Theil. Hamburg 1787. St. 1. S. 2.

Dieser Theil enthält Dr. Johann Bell's Reisen nach Petersburg, in verschiedene Gegenden Asiens, nach Persien, Sina u. s. w. Bell, den die Franzosen gemeiniglich *Mr. d'Antermony* nennen, reiste mit russischen Gesandtschaften zwischen 1714 und 1738, und that auch mit Peter dem Großen den Feldzug von 1722 ins persische Gebiet. Sein Werk, welches viele nützliche und lesenswürdige Bemerkungen enthält, (s. G. A. 7776 S. 499) kam in zwei schönen Quartbänden 1763 zu

Glasgow heraus, und es ist zu verwundern, daß es bis jetzt unübersetzt geblieben ist. Hr. E. hat das Wichtige und Wesentliche daraus auf 396 S. zusammengefaßt, und die Karten, da man jetzt bessere von jenen Gegenden hat, als entbehrlich weggelassen. S. 24 ist uns eine kleine Unrichtigkeit in der Anmerkung vorgekommen; der Vogel, den Bell unter der russischen Benennung Kolpik erwähnt, ist nicht Linné's Anas clypeata, sondern Platalea Leucorodia, die echte Löffelgans. Angehängt ist diesem Bande, und zugleich in Bohn's Verlag einzeln zu haben: Des Wundarztes W. Hunter, kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu, aus dem Englischen übersetzt. Diese Schrift enthält 128 S. in Octav, wovon aber nur 69 Pegu betreffen; der übrige Raum wird mit einer 21 S. langen Beschreibung der künstlichen Höhlen in der Nachbarschaft von Bombay, von demselben Verfasser, und einer ursprünglich Persischen, von Hrn. Chambers ins Englische, und aus diesem ins Deutsche übersetzten Nachricht von dem Staate der Marhatten, ausgefüllt. Es hat uns geschienen, daß Hr. H. derselbe ist, der sich bereits durch eine Abhandlung von den Menschenvarietäten bekannt gemacht hat; auch ist dasjenige, was er vom Verhalten der Haare in heißen Ländern sagt, nicht ohne physiologische Kenntniß geschrieben. Hr. Ebeling hat indessen für gut gefunden, die Abhandlung über diesen Gegenstand, die im Original 18 S. beträgt, wegzulassen, und uns nur den Inhalt mit kurzen Worten in der Anmerkung S. 50 und f. mitzutheilen. Hr. H. glaubt, die Hitze wirke bei Menschen und Thieren so, daß die Haare schneller wachsen, stärker und gröber werden, aber nicht so dicht neben einander hervorsprossen, und sucht diese Sätze mit Beispielen und Raisonnement zu beweisen. Die Urschrift ist (vermuthlich in Bengalen) auf Baumwollenpapier gedruckt, und die Uebersetzung einer solchen Seltenheit also doppelt angenehm. Der Uebersetzer führt in der Vorrede alle bisher erschienene Schriftsteller über Pegu an. Hr. H. war im Jahre 1782 in Pegu, und erzählt, was er bemerkt und von Andern erfahren hat. Bei Gelegenheit der Geschichte der Eroberung dieses Reichs durch die Birmaher, (Einwohner von Ava) wird die Tapferkeit und die Kriegskunst dieses Volkes gerühmt. Ranguhe, die neue Hauptstadt, besteht aus hölzernen auf Pfählen ruhenden Häusern, und zur Fluthzeit steht Alles zwischen denselben unter Wasser. Dieses Umstandes und der vielen Moräste ungeachtet ist das Klima sehr gut, und die Einwohner die kraftvollsten, gesundesten Menschen in ganz Indien. Selbst zur Regenzeit hat die Luft eine ganz vorzügliche Elasticität, die Hr. H. geneigt ist, der schnellen Fluth zuzuschreiben. Die Birmaher zeichnen sich die Lenden, fast nach Art des otaheitischen Tatauirens: nur daß die Operation wegen der flüssigen Materie, welche in die Punkturen gerieben wird, und größtentheils aus Galle besteht, oft tödtlich wird; von fünf Kindern sollen gemeiniglich zwei daran sterben. Merkwürdige Züge an einem Volke, welches unter dem Joch des schaudervollsten Despotismus seufzt, sind Munterkeit, Gastfreundschaft, Geselligkeit, Forschbegier und Nachahmungsgeist. Allein wenn zwei widersprechende Prädicate so ganz im Allgemeinen angegeben werden, so kommt es auf nähere

Bestimmungen an, um zu entscheiden, unter welchen Umständen sie dennoch neben einander existiren können: Bestimmungen, die man noch immer bei Reisenden vermißt, indem sie sich nur gar zu leicht gewöhnen, uns die Begriffe, welche sie sich von ihren Beobachtungen abgezogen haben, statt der Beobachtungen selbst, zu liefern. Daher sind alle dergleichen allgemeine Behauptungen von gar geringem Werth. Hr. H. erzählt etwas von der Religion, der Regierung, den Gesetzen und Künsten in Pegu. „Die Polizei ist sehr strenge und gut eingerichtet. Eine Wasserprobe, wodurch Unschuld vor Gericht erhärtet wird: die streitenden Parteien müssen in einer Tonne voll Wasser untertauchen; wer es am längsten aushält, ist unschuldig. In Silber und Gold wissen die Peguaner gut zu arbeiten; auch auf Schiffbau und Schifffahrt verstehen sie sich. Die Sprache der Birmaher hat viel Nasenlaut, ist aber übrigens sanft und hat regelmäßige Zusammensetzungen; die Schrift geht von der Rechten zur Linken. Die Peguer lieben Musik. Ihr Handel besteht vorzüglich in dem Tekholz, welches in Indien das beste Schiffsbauholz ist. Zinn und Wachs werden ebenfalls in Menge ausgeführet. Hingegen ist die Ausfuhr des Goldes und Salpeters verboten." Die Früchte und Thiere des Landes werden nur mit ein Paar Worten erwähnt. Zuletzt noch ein Vorschlag, wie der Handel nach Pegu auf einen bessern Fuß zu setzen wäre. Man sieht aus dieser Anzeige des Inhalts, wie viel uns noch in Ansehuug der genauern Kenntniß des östlichen Indiens zu wünschen übrig bleibt. Die Beschreibung der Höhlen von Ambola und Kanara auf der Insel Salsette, und der auf der kleinern Insel Elefanta an der Ostseite des Hafens von Bombay, ist sehr umständlich, und letztere stimmt mit der von Hrn. Niebuhr gegebenen überein. Die größte Einfalt (wahrscheinliche Anzeige des höhern Alterthums) herrscht zu Kanara. — Der Aufsatz über die Marhatten zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste historisch ist, und das Bekannte, wiewol hier und da mit einigen etwas anders erzählten Umständen, enthält; der andre handelt von den Erzeugnissen und Seltenheiten des Landes, wo einige nicht ganz unwichtige Angaben vorkommen. Einem Perser würde es vielleicht unglaublich scheinen, daß wir Europäer in einer Entfernung von einigen 1000 Meilen von Dingen, die den Ort seines Aufenthalts betreffen, vollständiger und genauer unterrichtet sind, als er selbst.

2) Observations on the City of Tunis and the adjacent Country. gr. 4. London 1787. St. 5. S. 48.

3) Enchiridion Historiae naturali inserviens, etc. editore Jo. Reinholdo Forster. gr. 8. Halae. St. 49. S. 494.

4) Traité de la culture du Nopal et de l'éducation de la cochenille etc. par Mr. Thiery de Menonville. gr. 8. 2. Voll. Caç. François 1787. St. 58. S. 578.

Die Gesellschaft auf der Insel St. Domingue, die sich le cercle des Philadelphes nennt, und zu ihrem Augenmerk die Physik, die

Heilkunde, den Ackerbau und die Naturgeschichte gewählt hat, liefert hier einen nicht unwichtigen Beitrag zu den beiden letztern Wissenschaften. Hr. Thiery ging im J. 1776 nach der Insel St. Domingue und von da über Havanna nach Vera Cruz, in der Absicht, die echten Cochenillinsekten, nebst der Pflanze, (Nopal) auf welcher sie fortkommen, aus Mexico zu erhalten. Die französische Regierung, die ihm zwar öffentlichen Schutz und Empfehl nicht mitgeben konnte, unterstützte ihn doch mit Gelde. Als man ihm spanischer Seits die Reise ins Innere von Neuspanien untersagte, faßte er den kühnen Entschluß, heimlich, ganz allein, und anfänglich zu Fuß, sich auf den Weg nach Guaxaka zu machen, wo die Nopalpflanze gebauet und die Cochenille in der größten Vollkommenheit gezogen wird. 40 Meilen weit reiste er zu Fuß; hernach durfte er es wagen, Pferde zu miethen, und in 20 Tagen vollendete er die Hin= und Herreise, jede von 100 französischen Meilen, brachte einen großen Vorrath von Nopalpflanzen und lebendigen Cochenillinsekten nach Vera Cruz zurück, und war auch glücklich genug, einen Schiffscapitain anzutreffen, der ihn mit seiner Beute nach Saint=Domingue zurückführte. Viele Pflanzen und Insekten gingen zwar auf der langwierigen Fahrt zur See verloren; allein es blieben noch genug übrig, womit er den Anfang machen konnte. Unter der Benennung eines königl. Botanisten erhielt er nunmehr einen Jahrgehalt von 6000 franz. Livres, und die Aufsicht über einen zu diesen Versuchen bestimmten botanischen Garten, starb aber bereits im Jahre 1780 an einem bösartigen Fieber. Seine Nopalpflanzen erhielten sich; hingegen die echten Cochenillinsekten gingen, weil sich Niemand gleich nach seinem Tode ihrer annahm, alle verloren. Indessen gibt es auch ein sogenanntes wildes Cochenillinsekt (cochenille silvestre,) welches, auf den Nopal verpflanzt, die Stelle der echten Gattung (cochenille fine ou mestéque) einigermaßen vertritt, und eine schlechtere, jedoch immer noch brauchbare, Cochenille in geringerer Quantität liefert. Die gedehnte Vorrede des Werkes (vom cercle des Philadelphes verfaßt) enthält einen Auszug aus ältern Schriftstellern über die Cochenille, nebst einer Rüge ihrer Irrthümer, und Nachricht von einigen Versuchen, welche man mit dem wilden Insekt auf St. Domingue angestellt hat; unter andern auch eine so genannte Histoire abrégée de la cochenille et de sa culture a St. Domingue von einem Hrn. Joubert de la Motte, dem Nachfolger des Hrn. Thiery, als königl. Batanisten, welche aber von den Philadelphen mit einigen beißenden Anmerkungen begleitet wird, indem J. das Verdienst des Hrn. Th. zu schmälern sucht. Sodann folgt eine Lobschrift auf den Letztern von Hrn. Arthaud, eine Zueignung an den König von Frankreich, die Th. für seine Abhandlung entworfen hatte, und noch einige kleine Aufsätze. Die Abhandlung vom Anbau des Nopals und der Erziehung des Cochenillinsekts scheint Hr. Th. den Philadelphen selbst anvertraut zu haben. Sie füllt im zweiten Bande 174 S. und erschöpft ihren Gegenstand mit einer fast übertriebenen Umständlichkeit. Voran geht eine Beschreibung des ganzen Pflanzengeschlechts, welches Linné Cactus nennt, und worin alle mit dem Nopal verwandte Gat=

tungen begriffen sind. Der Nopal, den man im mexicanischen Reiche bauet, gehört unter die Arten mit plattgedrückten Gliedern (Opuntiae) ist aber wahrscheinlich noch nicht genau bestimmt gewesen, und kann, weil man ihn in St. Domingue noch nicht blühen sah, auch jetzt nur unvollkommen beschrieben werden. Außerdem gibt es noch den so genannten castillanischen Nopal und die Opuntia von Campeche, auf denen die echten Cochenillinsekten fortkommen. Die Anlegung einer Nopalerie, die Pflanzung, Wartung, Krankheiten und Feinde des Nopals werden genau beschrieben. Dann folgt die Beschreibung der Cochenillinsekten, zuerst der wilden hernach der echten (fine,) ihrer Auferziehung, Pflege, Aussaat, Einsammlung, Feinde, Krankheiten und die Anwendung des Gesagten auf die französische Colonie in St. Domingue. Von dem wilden Cochenillinsekt, und von einigen Cactusarten findet man sehr mittelmäßige illuminirte Abbildungen am Ende des Werkes. Die genauen, umständlichen Details über den Anbau des Nopals und die Auferziehung der Cochenille können gleichwol eigentlich nur den Einwohnern jener Gegenden, die zu diesen Endzwecken tauglich sind, am lebhaftesten, und demnächst auch dem Gelehrten, der alle Lücken der menschlichen Erkenntniß gern ausgefüllt sähe, interessiren. Allgemeines Interesse hingegen wird gewiß die Reisebeschreibung des Verfassers erwecken, die ein Ungenannter gerettet und den Philadelphen mitgetheilt hat. Freilich scheint es an einer Stelle, als ob er sie auch interpolirt hätte: eine Bemerkung, die vielleicht den Herausgebern selbst entgangen ist. Es finden sich nämlich zwei Lücken in der Reisebeschreibung. Nachdem sie schon abgedruckt war, erhielten die Philadelphen noch einige Papiere von Hrn. Th. eigner Hand, woraus diese Lücken ergänzt werden konnten. Dieses Supplement war daher dem zweiten Bande angehängt. Hier nun findet sich eine Nachricht von Vera Cruz, die der in der Reisebeschreibung gegebenen geradezu widerspricht; und wenn man untersucht, woher dieser Unterschied wol entstanden sein möge, so scheint es fast, als ob der Ungenannte, weil ihm gerade diese Papiere fehlen mochten, die Lücke aus dem Raynal zu ergänzen gesucht habe, den, unglücklicher Weise für ihn, Hr. Th. hier bestritten oder eigentlich verbessert hat. Diese Kleinigkeit abgerechnet, hat uns die ungeschmückte, aber äußerst lebhafte, Erzählung der Reisebegebenheiten des Verf. sehr angezogen. Es ist angenehm, wenn man Reisebeschreibungen liest, den Charakter des Beobachters gleich aus seinen Bemerkungen und Abenteuern entwickeln zu können; man sieht alles desto wahrer und deutlicher, je genauer man die Refraction berechnen kann, die dem Medium, durch welches man sehen muß, eigen ist. Nachrichten vom spanischen Amerika sind an sich äußerst selten; sie erhalten aber einen noch weit höhern Werth, wenn ein Mann, wie Hr. Th., den Alles zu interessiren, der für Alles Sinn zu haben scheint, die Gegenstände richtig und scharfsinnig auffaßt, lebendig darstellt, und das Wichtige vom Unbedeutenden unterscheidet. Man wird mit Vergnügen lesen, was er von der Havanna und von Vera Cruz, von den Schönheiten, dem Reichthum und den Schrecknissen der Natur in dem von ihm durchreisten Theil des mexikanischen Reiches, von der

Bevölkerung, dem Charakter, der Bildung und den Sitten der Spanier, Indianer und Neger, von der Art zu reisen, von dem Ackerbau den Früchten, dem Klima und vielen andern Dingen erzählt. Der Enthusiasmus, die Aufopferung, womit er Gefahren trotzt und mancherlei Abenteuer besteht, um zu seinem Zweck zu gelangen, die Keckheit, der Edelmuth, die Beweglichkeit des ihn belebenden Gefühls, seine aufgeklärte, von Vorurtheilen freie Denkart, seine Freimüthigkeit, ja sogar sein Leichtsinn und seine Nationaleitelkeit, erwecken zu gleicher Zeit ein gutes Vorurtheil und lebhafte Theilnahme für ihn.

5) Voyage en Corse, et vuës politiques sur l'amelioration de cette isle, par l'Abbé Gaudin etc. gr. 8. Paris 1787. St. 58. S. 582.

Die französischen Schriftsteller empfanden frühzeitig, daß an Büchern, wie an Kunstsachen aller Art, die Form mehr als die Materie gilt, und gaben daher ihren Werken alle jene Vorzüge, um derentwillen man ihnen die Gründlichkeit erließ, die das schwerfällige Erbtheil ihrer Nachbarn geblieben ist. Bei dieser Nation aber, die wir in der Kunst, Bücher zu schreiben, mit Recht als Meisterin erkennen, ward wol zu keiner Zeit so sehr als jetzt, gegen die Regeln dieser Kunst gesündigt. Ohne tiefer als sonst zu dringen, scheint man theils die Annehmlichkeit und Präcision der Schreibart, theils sogar das äußere Machwerk, worauf man sich wol ehedem etwas zu gute that, zu vernachlässigen; und es kommt unter ziemlich viel versprechenden Titeln, oft eine sehr buntscheckige, zusammengeflickte Fabrikwaare in das Publikum, deren sich ein deutscher Stoppler fast zu schämen hätte. Ein Beispiel haben wir vor uns liegen. Die Reise ins Innere von Corsika füllt nur 66 S. Voran geht aber ein weitläuftiges desultorisches Raisonnement über die Ursachen des jetzigen Verfalls der Insel, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. Am Ende folgen noch allerlei sehr mittelmäßige Poesien; eine Beschreibung des kriegerischen Tanzes (Moresque) der Corsikaner; sodann Anekdoten und Charakterzüge dieses Volkes, ungefähr im Geschmack des Esprit des Journaux; und endlich eine Rede des Verf. bei seiner Aufnahme in die Akademie zu Lyon. Die Reise selbst, ein Gemisch von Prosa und Versen, also eine sein sollende Nachahmung der von Bachaumont und la Chapelle, ist eine flüchtige Erzählung einer Lustpartie in dem Bergbezirk Niolo, und läßt den Leser, der Corsika genau zu kennen wünscht, sehr unbefriedigt. Es fehlt zwar dem Verfasser nicht an Kenntnissen; allein wir möchten fast glauben, daß die höchste Kultur sich in Absicht auf Beobachtungsgeist gewissermaßen an den rohen Stand der Natur wieder anschließt, weil der Blick des Mannes, der in der großen Welt zu leben gewohnt ist, so schnell abgleitet, wie der Blick des Wilden, und bei den wichtigsten Gegenständen nie länger, und oftmals nicht so lange, als bei den geringfügigsten verweilt. Von einem so unbekannten Lande ist indessen Alles willkommen; und, bloß als Beitrag angesehen, hat auch das Wenige, was Hr. G. hier liefert, immer

noch seinen Werth. Ueber die Lage und das Klima der Insel, ihre allgemeine physische Beschaffenheit, Gestalt, Sitten und Charakter der Einwohner finden wir manche Bemerkung eingestreuet. Noch immer ist Corsika für Frankreich eine Last, ob es gleich, wie der Verf. meint, nicht schwer fallen würde, die ungesunde Ebene von Aleria urbar und gesund zu machen, die Bevölkerung, welche fünfmal stärker sein könnte, zu vermehren, Industrie zu erwecken, Handelsprodukte zu ziehen, und Manufakturen zu begünstigen. Sehr freimüthig setzt der Verf. die Armuth und die übergroße Anzahl der Geistlichen und Mönche unter die Ursachen des Verfalls; und ganz im Geiste der gallikanischen Kirche eifert er wider den zu starken Einfluß des Papstes zu Corsika. Die Naturgeschichte erwähnt er kaum mit einigen Worten. Hin und wieder kommen grammatikalische Fehler vor, die vielleicht auf Rechnung des Setzers gehören; allein solche neue Wörter, wie assainir, assainissement und einige Nachlässigkeiten im Ausdruck fallen dem Verf. zur Last.

6) Etat actuel de l'Inde, et considérations sur les établissements et le commerce de la France dans cette partie du monde etc. 8. London et Paris. St. 61. S. 611.

7) Démonstrations élémentaires de Botanique. gr. 8. 3 Voll. Lyon 1787. St. 69. S. 695.

8) Thieffenthaler's Beschreibung von Hindostan, herausgegeben von Joh. Bernoulli. 4. Zweiter und dritter Band. Gotha. St. 103. S. 1027.

9) Voyage en Turquie et en Egypte fait en l'année 1784. 12. Varsovie et Paris. St. 113. S. 1135.

10) Description des terres Magellaniques et des pays adjacens. Lausanne 1787. 16. 2 Voll. St. 114. S. 1143.

Mancherlei Fälle gibt es, wo die Anonymie gleichgültig, verzeihlich, ja sogar nothwendig ist. Wissenschaftliche Ausarbeitungen, wenn nur die Quellen angezeigt werden, und Werke des Geschmacks mögen immerhin anonymisch erscheinen, ohne daß der dadurch zu bewirkenden Belehrung und Unterhaltung etwas abgeht. Bescheidenheit kann es entschuldigen, daß Facta ohne Bürgschaft des Beobachters erzählt werden, obwol dies allemal auf Kosten der Glaubwürdigkeit geschieht; endlich kann es eine Krisis geben, wo heilsame Wahrheiten gesagt werden müssen, trotz der verderblichen Partei, die sie zu unterdrücken sucht, und noch mächtig genug ist, den kühnen Wahrheitsprediger zu mißhandeln. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Buchhändler oder den Uebersetzer, der ein Werk, welches mit der Autorität des Namens seines Verfassers schon versehen ist, und lauter geographische, physische und historische Bemerkungen enthält, die von jenem Namen einen Theil ihres Gewichts erhalten mußten, ohne diese Beglaubigung in einer andern Sprache herausgibt, und dadurch auf eine dreifache Art sündigt, indem er glaubwürdigen Factis einen Theil ihrer Authen-

tie, und einem verdienten Manne seinen Ruhm vorenthält, das Publikum aber mit dem Schein der Neuheit zu täuschen sucht. Das vor uns liegende Werk ist eine Uebersetzung von Thomas Falkner's description of Patagonia (S. A. 777. Zug. S. 497.) welche 1774 in London herauskam, mit Hinweglassung der Vorrede und der Landkarten. Der einzige Unterschied zwischen der Urschrift und diesem Produkt der Industrie ist die Abtheilung in 33 Kapitel, statt deren das englische Werk dieselbe Materie nur in sechsen vorträgt; und leider! können wir uns dabei des Argwohns nicht erwehren, den die unzeitige Verschweigung des Namens des Verf. so sehr zu rechtfertigen scheint, daß auch diese geringfügige Abänderung ein (freilich höchst erbärmlicher) Kunstgriff sein könne, um die Neugierde zu körnen, und die Quelle, aus welcher man schöpfte, zu verdecken.

11) Die Engländer in Indien. Nach Orme. Dritter Band. Leipzig. St. 139. S. 1386.

12) Transactions in India etc. containing a history of the British interests in Indostan. gr. 8. London. 1786. Ebend. S. 1387.

13) Beiträge zur Völker= und Länderkunde. Herausgegeben von M. Sprengel und J. R. Forster. Dritter bis achter Band. Leipzig. St. 140. S. 1403.

14) L'influence de la découverte de l'Amerique sur le bonheur du genre humain. Par Mr. l'Abbé Genty. gr. 8. Paris. St. 141. S. 1409.

Der Verfasser schrieb, nachdem der von der Akademie zu Lyon angesetzte Termin zum Empfang der Wettschriften über Hrn. Raynal's Preisfrage schon verflossen war; er band sich also nicht mehr genau daran. R. hatte nur gefragt: ob die Entdeckung von Amerika dem Menschengeschlechte Vortheil oder Schaden gebracht habe? und im ersten Falle, wie der Nutzen weiter zu verfolgen, im andern aber, wie dem Uebel abzuhelfen sei? Hr. G. hingegen theilt seine Arbeiten in sieben Abschnitte: 1) Hätte die Entdeckung von Amerika seinen ursprünglichen Bewohnern nützlich werden können? und 2) ist sie ihnen wirklich nützlich geworden? 3) Konnte diese Entdeckung auch den neuen Ansiedlern in Amerika nützlich sein? 4) War sie es aber in der That? 5) Welche Vortheile konnte sich Europa davon versprechen? 6) Ist sie nun für Europa vortheilhaft gewesen? Endlich 7) welches sind die Mittel, die Vortheile der Entdeckung zu vergrößern und ihr Nachtheiliges zu vermindern? — Die Sphäre des Möglichen scheint sich in unserer Vorstellung immer weit über die Grenzen der Wirklichkeit auszudehnen; daher findet Jeder, wenn er nach seinem Gefühl, seiner Einsicht und Beurtheilungsgabe sich eine hypothetische Norm der Sittlichkeit entworfen hat, die wirklichen Begebenheiten nicht nur mit ihr im Widerspruch, sondern er dichtet sich auch eine neue, ihr angemeß=

nere, Ordnung der Dinge. Diese, in Absicht auf die Vergangenheit ganz unfruchtbare, Dichtung wirkt doch für Gegenwart und Zukunft, in so fern dadurch die Vorzüge jener moralischen Norm Vielen näher gelegt werden, und ihr eine allgemeinere Annahme verschaffen. Ein philosophischer Geschichtsroman, dessen Verfasser die gute Absicht hat, die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu befördern, indem er von ihrem Ideal ausgeht, und durch eine geschickte Stellung der Begebenheiten ein wahrscheinliches Resultat herausbringt, hat daher allerdings einen großen Einfluß auf die Denkart, und folglich selbst auf die Handlungen der Zeitgenossen. Je einfacher mithin, je allgemeiner und umfassender die Grundsätze sind, von deren praktischer Anwendung der Schriftsteller Gutes hofft; je höher der Begriff ist, den man von seinem zarten und richtigen Gefühl, seinem Scharfblick, dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinem reifen Urtheil erhält; je genauer er zwischen einer im Allgemeinen umhertappenden Deklamation und einer auf willkürliche oder gar paradoxe Voraussetzungen gegründeten Bestimmung des kleinsten Details die Mitte zu treffen weiß: desto überredender und nützlicher kann seine Arbeit sein. An der Vorstellung, die sich Hr. G. von Amerika und der physischen Beschaffenheit seiner Eingebornen vor der Entdeckung macht, dürfte zwar noch Manches zu berichtigen sein; doch bauet er selbst nicht viel darauf, sondern geht bald zu allgemeinen Betrachtungen über das Elend der Wildheit fort, wo er sehr richtig den Vorzug, den man diesem Zustande vor der Geselligkeit hat einräumen wollen, ein jeu d'esprit nennt. Auf einer höhern Glückseligkeitsstufe standen die Mexikaner und Peruaner, als halbgesittete Völker. Die letztern zumal waren zur Zeit der Entdeckung vielleicht das glücklichste Volk der Erde; allein ihre Verfassung nahte sich schon dem Despotismus, und hatte wesentliche Gebrechen. Die Entdeckung hätte die Wilden schneller civilisiren, und den Halbwilden eine vollkommnere Einrichtung geben können, indem sie ihnen unsre Künste, und unsre religiöse, politische, sittliche Einsicht mitgetheilt hätte. (Hier ist indeß der Verf. weislich beim Allgemeinen stehen geblieben; etwa weil die Erörterung der Frage: was europäische Kunst und Wissenschaft damals war und wirken konnte, leicht seinen Hauptsatz umgestoßen hätte? So mißlich bleibt immer ein jedes Raisonnement über das Mögliche, welches man dem Wirklichen substituiren möchte.) Die niedrigen, halb überschwemmten Gegenden von Guiana und Louisiana, die sandigen Seeküsten von Peru und Carolina abgerechnet, ist Amerika zum Anbau unter verschiedenen Himmelsstrichen vortrefflich gelegen, und von der Natur keineswegs vernachlässigt worden. Gab es gleich einige ungesunde Striche, so waren dagegen ungeheure Reiche vorhanden, wo sich glückliche Kolonien anlegen ließen, indem man mit den Eingebornen, anstatt sie feindlich zu behandeln und vertilgen zu wollen, Verträge geschlossen hätte. Einzelne Beispiele, wie Penn und Baltimore, beweisen die Möglichkeit dieses guten Vernehmens. Von einer andern Seite hätte der damalige Zustand der Wissenschaften in Europa, wovon der Verf. ein freimüthiges Gemälde aufstellt, durch die Erscheinung eines neuen Welttheils Vieles gewinnen, und der stolze Europäer von den Wilden

sich manche Lehre abstrahiren können. (Dies ist aber auch geschehen; nur konnten diese Wirkungen, ihrer Natur nach, sich nicht so plötzlich, wie andere Folgen der Entdeckung, äußern.) Der Handel mußte sich in neue Kanäle wenden, und so wie neue Bedürfnisse und neue Schätze des Fleißes bei den Eingebornen von Amerika entstanden wären, hätte er eine größere Activität erhalten. Die Industrie der Mauren hätte neues Leben durch alle Provinzen Spaniens verbreiten, und Amerika mit Manufakturwaaren, ja wol gar mit Lebensmitteln, versehen können. Günstig war überdies noch der Zeitpunkt, wegen der beinahe gänzlichen Befreiung der europäischen Nationen vom Joche des Feudalsystems und wegen der vielen großen Fürsten, die damals regierten. Wenn man die Geschichte einigermaßen kennt, so läßt sich nun der Contrast der wirklichen Begebenheiten mit den Erwartungen, wozu diese Aspekten zu berechtigen schienen, leicht denken; er ist schauderhaft, und der Verfasser hat seinem Muster, Raynal, die Kunst, zu rechter Zeit mit Gefühl und Enthusiasmus zu deklamiren, abgelernt. In 15 Jahren blieben in St. Domingo von einer Million Einwohner nur 60,000 am Leben, die in den nächsten 10 Jahren bis auf 14,000 schmolzen. So wurden auch die Völker in Cuba und Jamaika ausgerottet. Die Aussicht des unermeßlichen Gewinnstes zündete eine Wuth in den Gemüthern an, wovon die Metzeleien in Mexico und Peru, der schändliche Verkauf der Provinz Venezuela an Augsburgische Kaufleute, und das in Santa Fé und Chili vergossene Blut zeugen. Die Portugiesen verfuhren in Brasilien, und die Franzosen und Engländer gegen die Caraiben und nordamerikanischen Wilden, mit gleicher Grausamkeit. Hr. G. nimmt hier Veranlassung, den Bemühungen der Missionaire in Amerika, und namentlich den Jesuiten, wegen ihrer Anstalten in Paraguay und Californien, Weihrauch zu streuen. Es macht ihm Ehre, daß der Glaube an Tugend ihm das innigste Bedürfniß ist; aber eine Tugend, welche die Guaranis bekehrt, und, um sie glücklich zu machen, sie aller Vorrechte der Menschheit beraubt und zu Maschinen bildet, ist doch nicht die einzige, die er anerkennt? Auch die Entdecker und Eroberer selbst verfolgten ein unerbittliches Schicksal. Zuerst schildert der Verfasser Ferdinands und Karls V. schwarzen Undank gegen Columbus und Cortez, und das Ende der Pizarren und der übrigen Ungeheuer, die sich unter einander auf dem Schauplatz ihrer Schandthaten aufrieben. Sehr schön und treffend rügt er dann die unsinnige Politik der europäischen Mächte, die Jahrhunderte lang den Ackerbau, den Handel, die Industrie ihrer amerikanischen Kolonien unterdrückte; die nachtheiligen Folgen der im spanischen Amerika eingerissenen Möncherei; den Haß, welcher Neger und Indier, Mulatten, Mestizen und Weiße gegen einander erbitterte, und vom Gouvernement unterhalten ward; die Unmenschlichkeiten der Bukaniers und Paulisten, und den verhaßten Negerhandel, der, so lange er auf den westindischen Inseln fortdauert, dort alle Hoffnungen künftiger Glückseligkeit unfehlbar vereiteln muß. Es war zu erwarten, daß die Revolution in Nordamerika ihn trösten und ihm frohere Aussichten eröffnen würde; jedoch Nationalvorurtheil bis zum Frohlocken über die französische Unterstützung hätten wir hier am we-

nigsten gesucht, wo die Handlungen der Menschen sonst nicht nach politischer Convenienz, sondern nach strengen positiven Gesetzen der Moral, gerichtet werden. Wir übergehen die meisterhafte Darstellung der Wirkungen, welche das amerikanische Gold und Silber zuerst in Spanien und demnächst in ganz Europa, hervorbrachte, und zeichnen nur noch aus, daß der Verf. ziemlich wahrscheinlich zeigt, die jährliche Einnahme an Metallen habe anfänglich nie mehr, als den 10. Theil des Grundertrags von Spanien betragen, bis endlich die Vernachlässigung des Ackerbaues ein ganz anderes Verhältniß festsetzte. Die einzigen Vortheile der Entdeckung glaubt Hr. G. darin zu finden, daß die Naturgeschichte, die Botanik, die Geographie, die Schifffahrt und die Sternkunde Fortschritte gemacht, daß die Künste neue Materialien und Werkzeuge erhalten haben, daß die Fieberrinde entdeckt worden sei, und der Handel nunmehr die ganze Erde umfasse. Diese Vortheile scheinen ihm zu theuer erkauft, und sogar größtentheils zweideutig, weil sie vielmehr die Begierden reizen und die Bedürfnisse vermehren, als wahres Glück gewähren können. Gold und Silber, Edelgesteine und andere Kostbarkeiten will er gar nicht einmal dahin gerechnet wissen. Von dem Einflusse jener wissenschaftlichen Fortschritte auf unsere ganze politische und sittliche Verfassung erwähnt er kein Wort; denn freilich wäre es Schade um so manche schöne Tirade gewesen, wenn er am Ende sich selbst hätte sagen müssen: im Allgemeinen wie im Einzelnen betrachtet, ist der Mensch jetzt so glücklich, wie vor der Entdeckung; die Leidenschaften sind dieselben, sind noch die Quellen des Genusses wie des Leidens: nur die Gegenstände sind zum Theil verändert; und wenn der Mensch nicht umsonst das Geschenk der Vernunft erhielt, so kann man nicht läugnen, daß auch die niedrigsten Volksclassen seit jener Epoche an Ausbildung gewonnen haben. Die ganze Frage bleibt immer einseitig und schief; denn einer an sich gleichgültigen Begebenheit das Gute oder das Uebel, das darauf erfolgte, und eigentlich in der menschlichen Natur seinen Grund hat, zuzuschreiben, ist wenigstens unphilosophisch, welches schon daraus erhellt, daß man für Amerika hier Ferdinand, Columbus, Schießpulver, Magnetnadel, füglich substituiren und immer dasselbe Resultat herausbringen kann. Die unmittelbaren Folgen der Entdeckung kann man sich nicht schauderhafter denken; wenn aber Jemand ihren ganzen Vortheil und Nachtheil gegen einander abzuwägen sich erkühnt, so darf man wol verlangen, daß er es auf einer Höhe thue, wo alle Verkettungen des menschlichen Schicksals offenbar werden, und das Auge alle Verhältnisse erschöpft und umfaßt, nicht auf dem niedrigen Standpunkte, wo die Ereignisse der Welt überhaupt nur als ein regelloses und zweckloses Gewühl erscheinen. So viel ist evident: in seinem Ursprunge war das Menschengeschlecht nicht, was es erst werden sollte; es hatte nur Anlagen, die sich zu Fertigkeiten entwickeln mußten, und mit dieser Entwickelung waren die schrecklichsten Phänomene unzertrennlich verbunden. Viele Stürme sind indeß überstanden, durch viele große gewaltsame Revolutionen haben wir uns emporgearbeitet: denn bei jedem neuen Anlaß sind wir erst thätig, und bereuen späterhin, die allzurasche Thätigkeit; wer weiß, wie oft wir noch stürzen,

ehe wir gehen lernen? — Daß der Verf. im letzten Abschnitt alle seine Hoffnungen auf die nordamerikanischen Freistaaten setzt, ist so kurzsichtig und deklamatorisch, wie alles Uebrige. Richtiger ist die Bemerkung, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht mehr fern ist, wo die Ausbeute der Bergwerke die Kosten nicht mehr ersetzen wird, und es bei dem einmal in Umlauf gebrachten Gelde sein Bewenden haben muß; ingleichen, daß der Negerhandel durch die Entvölkerung von Afrika aufhören wird, und daß Spanien in die Länge nicht hoffen darf, seine Kolonien zu behalten.

15) Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritannien, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Erster bis vierter Band. Berlin. Von Wendeborn. St. 143. S. 1433.

— — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Band dieses lehrreichen Werkes enthält eine ausführliche Uebersicht der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritannien. Hr. W. geht die verschiedenen Zweige der Wissenschaften nach einander durch, kommt sodann auf die gelehrten Gesellschaften, die öffentlichen Bibliotheken, Schulanstalten und Universitäten, bei welchen letztern er sich in ein sehr genaues Detail einläßt, und beschließt seine Arbeit mit Nachrichten vom Zustande der Malerei, Bildgraber- (Kupferstecher-) Kunst, Baukunst, Gärtnerei und Schaubühne. Beiläufig kommen an vielen Stellen Vergleichungen vor, wodurch die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters anschaulicher wird. So bemerkt er z. B., wie reichlich das brittische Publikum schriftstellerisches Genie belohnt; wie gut sich dortige Schulmänner stehen, deren einige jährlich 6 bis 9000 Thaler einnehmen, welches freilich gegen unsere Einrichtungen gewaltig absticht; wie die englischen Musensitze bei königlichen Einkünften in mönchischer Unthätigkeit ruhen, u. s. f. Dagegen fehlt es aber auch nicht an Seitenblicken, welche dem Gelehrtenstande des festen Landes nicht sehr günstig sind, indem Hr. W. sich gegen alles System nachdrücklich erklärt, und daher den deutschen Gelehrten mehrentheils unter dem widrigen Bilde eines Pedanten erblickt. Den heftigsten Unwillen läßt er gegen deutsche Bücherrecensionen aus, und zieht ihnen die englische Methode weit vor, Proben von jedem neuen Schriftsteller auszuheben und den Lesern das Urtheil zu überlassen. Uns fallen die Großen dabei ein, die sich so leicht überreden, daß sie Alles selbst beurtheilen, indeß im Grunde Alles auf die Kunst hinausläuft, ihr Urtheil zu lenken und im voraus zu bestimmen. Beide Arten gelehrter Anzeigen haben ihr Gutes, und am Ende gehört zu beiden gleich viel Unparteilichkeit, Blick und Beurtheilungskraft des Kritikers. Die Frage wäre also wol nur: welche Methode man in ihrer Art der Vollkommenheit am nächsten gebracht habe? Gibt es mitunter deutsche Recensenten, wie Hr. W. sie schildert, so dürfte doch die Anzahl derer, die einem so mühsamen, Zeit verzehrenden und zum Theil sogar gehässigen Geschäfte, auf Kosten ihrer einträglichern, angenehmern und leichtern Arbeiten, bloß aus Pflicht gegen ihre Mitbürger, mit Gewissenhaftigkeit obliegen, bei weitem die zahl-

reichere sein, und den einzigen Lohn, der ihnen werden kann, den Beifall und den Dank ihrer Zeitgenossen, verdienen. Die streitige Frage gewinnt endlich noch ein ganz anderes Ansehen, wenn man mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun kann, daß unsere Journalisten im Durchschnitt für ein gelehrteres Publikum, als die englischen, arbeiten: denn ein solches Publikum, das die Glaubwürdigkeit einer Recension nach innern Gründen beurtheilen kann, darf schon eher, auf die Gefahr, ein parteiisches Urtheil zu lesen, jene größere, durch einseitige Proben sich selbst zu täuschen, vermeiden; es unterscheidet die bescheidene Zuversicht, welche aus Sachkenntniß entspringt, von dem schneidenden Ton und der Petulanz des unbefugten Richters und kann die letztern so wenig an Recensenten, als an Schriftstellern, billigen. Wir wollen uns nicht schmeicheln, eine in Deutschland durch Geschmack und Gewohnheit allgemein bestätigte Freiheit, über Gegenstände der Literatur zu urtheilen, durch diese hingeworfenen Gedanken gerechtfertigt zu haben; allein von einem so eifrigen Freunde der Denkfreiheit, wie Hr. W., dürfen Andersdenkende vielleicht dieselbe Duldung fordern, auf die er bei der Abfassung seiner eigenen Urtheile über mancherlei Gegenstände im gegenwärtigen Werke gerechnet zu haben scheint. Gewissen Neuerungen in der deutschen Rechtschreibung versagt der Verf. seinen Beifall, so wie den eckigen Buchstaben und dem Löschpapier unserer Druckereien; dagegen zeigt er aber, daß die Schreibseligkeit der Engländer verhältnißmäßig eben so groß, als die hierländische ist, zumal wenn die Uebersetzungen abgerechnet werden. Bei den Nachrichten, welche die Kunst betreffen, und wiederholt bei dem, was über die Schaubühne gesagt wird, erklärt der Verf. im voraus, daß er auf den Namen eines Kenners auch nicht den entferntesten Anspruch mache: eine Aeußerung, welche hinreichend ist, die Kritik zu entwaffnen, wenn sie auch je zuweilen durch eine, mit derselben nicht völlig übereinstimmende, Derbheit im Aburtheilen ein wenig in Amtseifer gerathen könnte.

16) Karl, Freiherrn von Meidinger, Versuch einer deutschen Nomenklatur aller in der letzten Ausgabe des Linnéischen Natur-Systems befindlichen Geschlechter und Arten der Thiere. Wien, 1787. St. 149. S. 1489.

Die Kunstsprache und die Benennungen, welche Linné erfand, erhoben die Naturkunde zu einer Wissenschaft. Das Gedächtniß blieb mit zwanzig und mehr schwankenden Nomenklaturen verschont, sobald eine bessere allgemein angenommen ward, und die Gelehrten überall die 20 bis 30,000 Thier- und Pflanzenarten mit einerlei Namen bezeichneten. Für den gemeinen Mann ist indessen die Linnéische Nomenklatur so wenig, wie jede andere, bestimmt; und noch mehr: sie kann ihm nie etwas helfen. Wollte man auch künftig bei dem Schulunterricht auf die Naturgeschichte Rücksicht nehmen, so würde man doch sehr den Zweck verfehlen, wenn man dem Bauer das Gedächtniß mit Namen von Dingen, die ihm hernach im ganzen Leben nicht wieder vorkommen, beschweren wollte, anstatt ihm richtigere Kenntnisse von den Gegen-

ständen seines engen Wirkungskreises beizubringen. Auf seinem Standorte ist der Blick eingeschränkt; man faßt nichts zusammen, schafft sich keine allgemeinen Begriffe, keine Abstractionen, sondern alles Wissen ist einzeln und speciell. Die Thiere und Pflanzen, die den Landmann täglich beschäftigen, sind die einzigen, die er kennt und mit Namen zu nennen weiß; über diese Grenze hinaus ist Alles unbestimmt, und jedes Dorf hat seine eigene botanische und zoologische Nomenklatur. Für die gebildeten Stände ist der Umfang von Kenntnissen schon größer und allgemeiner; mithin wird Ordnung und Methode unentbehrlicher. Hier tritt die Frage ein: ob für diese Klasse eine neue Nomenklatur in jeder lebenden Sprache erfunden werden müsse; oder ob es nicht leichter, gleichförmiger und überhaupt zweckmäßiger sei, auch hier die bereits eingeführte lateinische beizubehalten? Im erstern Falle hätten wir also durch die Einführung der Linnéischen Namen nichts gewonnen, und der Naturforscher müßte sich wieder mit unersetzlichem Zeitverlust alle die verschiedenen Namenregister eigen machen, um die Schriftsteller einer jeden Nation zu verstehen, wenn sie Wörter brauchen, die noch kein Wörterbuch enthält. Der andere hingegen hat nur die Schwierigkeit, daß man das Ohr an lateinische Namen gewöhne; und wie gering sollte die nicht bei Menschen sein, von denen man billig erwartet, daß sie Latein verstehen! In der Botanik ist ohnehin die Schwierigkeit so gut als überwunden; denn sogar die Gärtner und Apotheker kennen bereits die Linnéischen Pflanzennamen, da hingegen sie von Dieterich's, Planer's, Suckow's u. s. w. deutschen Benennungen nichts wissen. Gegen die Einführung einer deutschen Nomenklatur streitet übrigens auch schon unsere Construktion, welche alle Adjectiva vor ihrem Substantivo vorhergehen läßt, und den Systematiker, der den Namen des Geschlechts (genus) und der Art (species), wie im Lateinischen zusammen aussprechen will, in die Verlegenheit setzt, für Felis Tigris und Felis Leo die Tigerkatze, die Löwenkatze zu sagen, welches nicht nur, wie Hr. v. M. selbst eingesteht, wunderlich klingt, sondern auch wirklich Verwirrung verursacht, weil man schon längst gewohnt ist, ein besonderes Thier, das vom Tiger weit unterschieden ist, mit dem Namen Tigerkatze, wie uns dünkt nicht unschicklich, zu benennen. In einem einzigen Falle fühlt er selbst eine Abneigung, die Art vor dem Geschlechte zu nennen, und schreibt z. B., anstatt Priamus-Tagfalter, der Tagfalter Priamus (Papilio Priamus). Durchgehends aber finden wir die Regeln übertreten, welche Linné in seiner critica Botanica so bündig vorgeschrieben hat, z. B. daß die Namen der Klassen und Ordnungen in den Geschlechtsnamen nicht wiederholt werden müssen; wogegen hier der Großschnabelvogel (Rhamphastos), der Ochsenhackervogel (Buphaga, und überhaupt eine Menge Beispiele unter den Geschlechtern der Vögel, Fische, Insekten und Gewürme vorkommen, dergestalt, daß oft die Benennungen durch ihre Länge gegen einen andern Linnéischen Kanon (249) auf eine unangenehme Art anstoßen. Die Namen der Arten haben größtentheils den Fehler, welchen Linné im 287. Kanon rügt; sie sind nämlich dem Geschlechtsnamen angeklebt: z. B. die Rattenmaus (Mus Rattus), die Hausmaus (Mus Musculus), der Wolfhund (Canis

Lupus), der Fuchshund (C. Vulpes), der Hyänahund (C. Hyaena), der Feldhund (C. Alopex), u. s. f. Wollte man dergleichen Mißlaute mit der Eigenthümlichkeit unserer Sprache entschuldigen, so wäre dies nur ein Beweis mehr, daß sie sich zu einer systematischen Nomenklatur nicht schickt. Allein, wie Hr. v. M. ganz richtig bemerkt, muß ein Schriftsteller, der sich an eine neue Nomenklatur wagt, der deutschen Sprache ganz mächtig sein; und dann ließen sich, wenn es nur der Mühe verlohnte, manche Anstöße dieser Art vermeiden. Auch würde man alsdann Benennungen, welche sich in guter Gesellschaft nicht aussprechen lassen, wie z. B. diejenigen, womit hier Simia Cynamolgos, Cervus Pygargus, Antilope Pygargus, Coracias, Psophia crepitans, Scarabaeus haemorrhoidalis, Carabus crepitans, Venus petulca etc. belegt werden, gegen anständigere vertauschen können. Die generischen Namen hat der Verfasser fast alle aus dem Handbuche des sel. Leske entlehnt, und um so viel mehr wundern wir uns, daß er seine Arbeit herkulisch nennt; allein freilich muß man sich das Wort nur in Beziehung auf individuelle Kräfte denken, welchen sogar die Bestimmung der Papagaien im Buffon nach den Linnéischen (wieder eine herkulische Arbeit!) zu schwer fällt, und zwischen Alkmenens Sohn und einem modernen Herkules einen billigen Unterschied machen. Uebrigens sind die meisten Linnéischen Trivialnamen hier ganz richtig übersetzt; und von dieser Seite ist die in der Vorrede so trotzig geäußerte Furcht vor den Kunstrichtern ungegründet, zu denen sichs aber Hr. v. Meidinger wol nicht versehen hätte, daß sie sein ganzes Unternehmen für ziemlich entbehrlich halten, und weil er es selbst als Beilage zu einem längst vergessenen Buche ausgibt, einem gleichen Schicksale überlassen würden.

17) The life of Capitain James Cook. By Andrew Kippis. D. D. 4. London. St. 158. S. 1577.

Der Verfasser liefert zuerst auf 10 Seiten die Lebensgeschichte des berühmten Mannes bis in sein 40. Jahr, mit Inbegriff einiger Nachricht von seinen Eltern. Die drei großen Schifffahrten füllen den ganzen Band, bis auf wenige Blätter, woselbst wir einige Charakterzüge theils vom Verfasser selbst entworfen, theils in den bereits anderswo gedruckten Worten der Herren King, Samwell und Anderer antreffen. Aus der Einleitung zur letzten Reisegeschichte entlehnt er ein Paar Stellen über den wissenschaftlichen Nutzen von Cook's Entdeckungen, führt aus Delille's jardins, Miß Hannah More's Slavery und Miß Seward's Elegie, einige poetische Lobsprüche auf den großen Weltumsegler an; und schließt mit einer Nachricht von der königlichen Freigebigkeit gegen seine hinterlassene Familie. Der Anhang besteht ebenfalls in einem Gedichte der Miß Helen Maria Williams; sie nennt es eine Ode, mit der Ueberschrift: the Morai. An der äußerst dürftigen Nachricht von der Lebensperiode, in welcher Cook den Grund zu seiner spätern Größe legte, merkt man ohne unser Erinnern schon, daß in diesem ansehnlichen Quartanten, wo man drei, aus gedruckten Büchern mit gar geringer Mühe ausgeschriebene, Reisebeschreibungen statt aller Biographie

zu lesen bekommt, die wichtige Frage unbeantwortet bleibt: welche Verhältnisse näher und unmittelbarer zur Bildung eines solchen Mannes, und zur Entwickelung des in seiner Naturanlage unverkennbaren Genies mitwirkten? Eben so wenig ist hier an ein Gemälde gedacht worden, welches den Mann voll Geist und Kraft in seiner Thätigkeit darstellt, wie er Alles zur Erreichung seiner großen Absichten vorbereitet und ordnet, den Zufall selbst unter seine Gesetze beugt, und Alles mit dem umfassenden Blick, das Ganze sowol, als jedes kleine Detail, durchspäht. Man wünscht die Mittel zu kennen, wodurch er wirkte, das Räderwerk seiner Maschine auf einmal zu übersehen; jetzt mag man es sich aus der Geschichte seiner Fahrten zusammensuchen, die in einer so weitschweifigen Erzählung nicht einmal das Verdienst hat, die ganze Größe der Entdeckungen und Thaten Cook's anschaulich zu machen. Wer nun gar eine philosophische Beleuchtung dieser merkwürdigen Unternehmungen und ihrer Wirkungen auf die Zeitgenossen und die Nachwelt erwartet hätte! Man irrt sich sehr, wenn man als Compilator des Denkens überhoben zu sein glaubt; allein als Cook's Biograph, und bei so reichlich vorbereiteten Materialien, nicht zu denken und sie nicht zu einem lehrreichen Ganzen zu verweben, ist unverzeihlich, wenn es nicht aus Mangel an Kräften geschieht. Der Name Cook ist gleichwol eine so mächtige Empfehlung, daß auch die schlechteste Fabrikwaare, die ihn an der Stirne trägt, ungeachtet ihr mattherziger Styl sich nirgends mit einem eigenthümlichen Gedanken erhöbe, dennoch ihren Markt finden würde.

18) Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares et des Serpens. gr. 4. Paris. St. 163. S. 1625.

Der nunmehr verewigte Verf. der allgemeinen Naturgeschichte hatte selbst, indem er sich noch kurz vor seinem Ende mit der Geschichte der Wallfische beschäftigte, dem Grafen de la Cepede die Ausarbeitung dieses Fachs, welches die erste und zweite Ordnung der Linnéischen Amphibien enthält, in der Absicht aufgetragen, daß, wo möglich der ganze Umfang des Thierreichs auf eine gleichförmige Art behandelt werden möchte. In manchem Betracht befand sich unser Hr. Verf. dabei in einer unvortheilhaften Lage: denn einmal war es diejenige Thierklasse, wo ihm Andere noch am wenigsten vorgearbeitet hatten; und dann, was mußte er nicht alles wagen, indem er einem so unerreichbaren Vorgänger nachstrebte? Wer dieses bedenkt, und sich zugleich bescheidet, daß ein Buffon schwerlich zweimal in einem Jahrhunderte erscheinen, am wenigsten genau in demselben Posten glänzen könne, wird, bei allen Mängeln und Unvollkommenheiten des vor uns liegenden Werks, dennoch dem Verf. Dank wissen, daß er mit der Geschichte der Amphibien einen Anfang gemacht hat, dem man das (freilich sehr relative) Lob, daß er bis jetzt noch das Beste und Vollständigste über diesen Gegenstand enthalte, nicht streitig machen kann. Voran steht ein ziemlich ausführlicher Bericht an die königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris von ihren zu dem Ende ernannten Commissarien, den Herren d'Aubenton, Fougeroux und Brousonnet, über den Inhalt des Werkes, worin sie

die Bemühungen des Hrn. Grafen auf die vortheilhafteste Art beurtheilen. Eine vorläufige Abhandlung (discours) betrifft die allgemeinen Eigenschaften der eierlegenden Quadrupeden, als Einleitung zur Geschichte der einzelnen Gattungen. Kriecher (*reptiles*), will der Verf. diese Thiere nicht nennen; denn er meint, daß nur die Schlangen eigentlich kröchen, weil sie keine Füße hätten. Allein diese Definition ist blos willkürlich ersonnen, und streitet gegen den Sprachgebrauch; auch können wir Deutschen zum Unterschied serpere mit gleiten übersetzen. Indessen sieht man, wie der Reichthum oder die Armuth einer Sprache selbst die Begriffe, die darin ausgedrückt werden sollen, modificirt. Warum behielt der Verfasser nicht lieber den so gut gewählten Namen Amphibien bei, um eine Thierklasse zu bezeichnen, die in ihrer Bildung und Lebensweise, nach seinem eigenen Geständnisse, zu gleicher Zeit mit den warm- und kaltblütigen Thieren verwandt ist? Der in diesem Wort enthaltene Begriff schließt ja die Fähigkeit, beides, im Wasser und auf dem Lande zu leben, nicht nothwendig in sich. War er etwa nur darum mißfällig, weil ihn Linné zuerst in diesem Sinne gebraucht hatte? — Von der Bemerkung, daß diese Thierarten vorzüglich in den wärmern Gegenden zu Hause sind, geht der Verfasser über zu der Untersuchung der wesentlichen Kennzeichen, wodurch sie sich von den Säugethieren unterscheiden. Ihre Sinne, das Gesicht ausgenommen, müssen insgesammt ungleich stumpfer sein, und diese Schwäche sei vielleicht hinlänglich, um auch die inwendige Bildung zu modificiren; (es sollte heißen: sie steht mit einer ihr angemessenen innern Organisation in Verhältniß); sie veranlasse (?) eine langsamere Bewegung, einen langsamern Kreislauf des Bluts, mithin weniger Friction und einen weit geringern Grad von thierischer Wärme, weshalb die Amphibien so leicht im Winter erstarren. Auch die Menge des Bluts sei verhältnißmäßig weit unbeträchtlicher, als bei warmblütigen Thieren, und circulire lange, ohne durch die Lungen zu gehen, indem eine Schildkröte mit zersetzter Lunge und unterbundener Lungenarterie noch vier Tage gelebt habe. Das Knochengerüst der Amphibien sei sehr einfach; vielen mangeln die Rippen, manchen auch die Halswirbel, deren die meisten Eidechsen nur vier haben; so sei auch der Darmkanal kürzer, fast von gleicher Dicke, und endige sich, wie bei den Vögeln und dem Biber, in ein gemeinschaftliches Cloak; vielen fehle die Harnblase. Das Herz habe nur eine Kammer (eine Behauptung, die ohne nähere Bestimmung doch Mißverstand veranlaßt); das Hirn sei klein, das Athemholen langsam und unregelmäßig; mit einem Worte, die ganze Maschine ohne Vergleich einfacher, mithin dauerhafter, und das Lebensprincip, in ihr gleichförmiger ergossen, könne nicht überwältigt werden, bis man es von mehrern Seiten bestürmt habe. Mit dem Wasser habe die Substanz der Amphibien viel Uebereinstimmung, und Feuchte, mit Hitze verbunden, trage zu ihrer Entwickelung das meiste bei: da hingegen sehr rege, warmblütige Thiere, voll Lebenskraft, sich im Feuchten nicht lange erhalten. Jene sind weniger Gefahren ausgesetzt, wegen der Reproduction sowol, als des ihnen eigenen zähen Lebens; über erstere läßt sich der Verfasser nicht in Untersuchungen ein, und scheint auch die neueren, zumal bei uns

angestellten, Versuche nicht zu kennen. Das Nervensystem und das System der Blutgefäße habe keinen so genauen Zusammenhang, wie bei den Säugethieren, weil die Amphibien, wenn man ihnen den Kopf abgeschnitten habe, noch lange zu leben pflegen; (umgekehrt müßte jenes erst durch die Zergliederung dargethan werden, um es als eine Ursache des letzten Phänomens angeben zu können.) Sie können auch lange hungern, denn ihre Ausdünstung sei unbeträchtlich; äußerliche Hitze sei ihnen aber desto unentbehrlicher, je geringer die innere eigenthümliche ist. Auch während der Erstarrung verlieren sie wenig oder nichts von ihrer Substanz; nur vertrocknet die äußerste Hülle des Körpers: daher die Häutung im Frühling, die jedoch auch im Sommer sich wieder ereignen kann, weil Hitze und Kälte einerlei Erscheinungen veranlassen. (Bei den Fröschen und Wassersalamandern, die sich, wie der Verfasser selbst erwähnt, im Sommer öfters häuten, kann Dürre der Haut doch nicht die Ursache sein.) Wenngleich zuweilen ganze Schaaren von Amphibien einer Gattung beisammen angetroffen werden, so sind sie doch nie zu einer Gesellschaft vereinigt, jagen, arbeiten, kriegen nicht mit gemeinschaftlichen Kräften; auch bauen sie sich keine eigenen Wohnungen. Der Geschlechtstrieb wirkt dennoch heftig: viele haben eigene Töne, wodurch sie einander anlocken; und die lange Dauer der Beiwohnung ist Hr. de la C. geneigt, mit lange dauerndem Genuß für gleich geltend zu halten. Sie sind fruchtbar, und zwar die größern Gattungen am meisten, nicht wie bei den Säugethieren. Hingegen sorgen sie im geringsten nicht für ihre Nachkommenschaft. Höchstens suchen sie ihren Eiern eine schickliche Stätte; und ein geringer Grad von Wärme ist hinreichend, diese auszubrüten, da die Vögel einer ungleich größern bedürfen. Umgekehrt bleibt die warmblütige Thiermaschine in der Folge bei einem Grad von Kälte in vollem Gange, wo die kaltblütige stockt. Sehr fein ist die Bemerkung, daß die Amphibien schon deshalb, weil sie, vom Entschlüpfen aus dem Ei an, sich selbst überlassen sind, alle Vortheile der Erziehung und Nachahmung entbehren, mithin auch der Sprache des Affekts verlustig gehen, welche das Band zwischen der Mutter und den Jungen in der säugenden Thierklasse und bei den Vögeln ist. So gering indessen ihre Fühlbarkeit ist, so können sie doch gebändigt und zahm gemacht werden, welches aber, wegen des widerlichen Bisamgeruchs der meisten unter ihnen, nicht bis zur Familiarität gehen muß. Ihr langes Leben würde doch weit kürzer scheinen, wenn man den Winterschlaf und den täglichen, gewöhnlich auch sehr langen, Schlaf davon abrechnete. Die wenigsten Gattungen sind giftig; da indessen kein einziges Säugethier und kein Vogel Gift bei sich führt, so meint der Verfasser folgern zu dürfen, daß diese Eigenschaft der Säfte nur bei kaltblütigen Thieren von einfacherer Bildung Statt finde. (Ob das kältere Blut etwas dazu thue, ließe sich bezweifeln, denn es gibt doch nur äußerst wenige giftige Fische, und außerdem muß zwischen dem Gift, welches zur Vertheidigung oder zum Angriff bestimmt ist, und dem im Körper verbreiteten, welches nur zufällig, z. B. wenn man das Fleisch ißt, offenbar wird, ein Unterschied gemacht werden.) Die methodische Tabelle, worauf alle eierlegende vierfüßige Thiere synoptisch

dargestellt werden, ist eine auffallende Abweichung von den Buffonischen Grundsätzen, indem hier alle die verschiedenen Gattungen mit der äußersten systematischen Strenge nicht nur klassificirt werden, sondern auch eine jede in wenigen Worten einen diagnostischen Charakter erhält. Zuerst zerfällt das ganze Heer dieser Thiere in zwei große Ordnungen: geschwänzte und ungeschwänzte. Jene faßt zwei Geschlechter in sich; die Schildkröten und die Eidechsen; diese drei: nämlich Frösche, Laubfrösche (Raines) und Kröten. Anhangsweise folgen noch die zweifüßigen Kriecher (Reptiles bipèdes). Die Schildkröten haben entweder flossenartige oder kurze Zehen; die erstern sind die Seeschildkröten, die andern die Schildkröten des süßen Wassers und des Landes. Zur ersten Abtheilung zählt der Verfasser sechs Gattungen: die gemeine Schildkröte (T. franche), die grünschalige, die dickköpfige (Caouane), die mit dem Höcker auf der Nase, (Nasicourne), die Caretschildkröte und die lederartige (le Luth). Zwei von diesen Gattungen, die grünschalige und die mit der Höckernase, sind nicht unter den Linnéischen begriffen: allein der Verfasser kennt sie selbst noch nicht, und nimmt sie bloß auf das Zeugniß einiger Reisebeschreiber, die nicht Naturkundige waren, und eines Hrn. v. Widerspach, der in Guiana gedient hat, in sein Werk auf. Nachdem er die Eigenschaften der Schildkröten und ihre allgemeinen Unterscheidungszeichen in einer Art von Einleitung aufgezählt hat, beschreibt er jede Gattung einzeln. Der Abschnitt von der gemeinen Seeschildkröte ist, wie leicht zu erachten, der ausführlichste. Sie sollte nicht nur das Symbol der Langsamkeit, sondern auch der vorsichtigen Klugheit sein; (allein durch Klugheit zeichnet sie sich nicht aus: denn daß sie den Nachstellungen ihrer Feinde zu entkommen sucht, hat sie mit den meisten Thierarten gemein); und ihre Attribute sind Sanftmuth oder Harmlosigkeit und Stärke, insofern sie bloß passiven Widerstand leistet. (Auch dies ist unrichtig, denn sie beißt den Matrosen, die sie fangen und umkehren sollen, oft die Finger, ja die ganze Hand ab.) Die verschiedenen Arten, sie zu fangen, füllen den größten Theil dieses Abschnitts aus. Die Abbildung ist sehr mittelmäßig. Die dickköpfige Schildkröte (la Caouane, T. Caretta Linn.) begnügt sich nicht mit Pflanzenspeise, wie jene, sondern frißt auch junge Krokodile, Gewürme u. s. f. Daher ist ihr Fleisch thranig und nicht eßbar. Die Abbildung der Caretschildkröte, deren Schale von den Handwerkern verarbeitet wird, ist eine der schlechtesten. Von Land- und Flußschildkröten zählt der Hr. Graf 18 Gattungen, worunter sieben von Linné nicht erwähnt worden sind: nämlich la Terrapène, la Rougeâtre, la Jaune, la Molle, la Chagrinée, la Roussâtre und la Noirâtre. Die erste führt Brown in seiner History of Jamaica ganz kurz an; die zweite, aus Pensylvanien, hat Edwards abgebildet; die vierte ist Hrn. Schneider's T. ferox. Die fünfte und sechste hat Hr. Sonnerat aus Indien mitgebracht; und von der siebenten ist der Rückenschild im königl. Cabinet zu Paris vorhanden. — Das weitläuftige Eidechsengeschlecht besteht aus acht Abtheilungen, welche zusammen 56 Gattungen enthalten. Auch hier lassen sich die neuen Gattungen leicht übersehen; es sind deren nur 10, wovon jedoch die beiden Krokodile, der schwarze vom Senegal und

der mit der langen Schnauze aus Bengalen (le Gavial), bereits durch Adanson, Edwards und Gronov, die Eidechse mit zwei Flecken und die giftspeiende Eidechse (L. bimaculata et L. sputator) durch Sparrmann, und die übrigen aus mehrern Reisenden bekannt geworden sind. Dagegen scheint der Verfasser auf die so wesentliche Verschiedenheit des Alligators oder amerikanischen Krokodils vom afrikanischen gar keine Rücksicht zu nehmen; und des Hrn. v. Jacquin lebendig gebärende Eidechse in den novis actis Helvet. ist ebenfalls übergangen worden. Linné's Fleiß und der Umfang seiner Kenntnisse, konnten in der That kein rühmlicheres Zeugniß erhalten, als durch diesen unbedeutenden Nachtrag geschieht. Bei dem Krokodil finden wir eine etwas zu sehr gekünstelte Vergleichung dieses Thieres mit dem Löwen, dem Adler und dem Wallfische, als eben so vielen Königen gewisser Klassen von Thieren; um ihn diesen an die Seite stellen zu können, schreibt der Verf. ihm Adel (noblesse) sowol, als Stärke zu, und macht einen feinen Unterschied zwischen der Gefräßigkeit aus Raubgier, und aus bloßem Hunger; daher lasse sich der Krokodil auch zähmen, wenn er nur gut genährt werde, u. s. w. (Allein ist es nicht auch heißer Hunger und Durst, was den Tiger zu einem so verabscheuten Wütherich macht? und wenn Bändigung ein Beweis von sanftem Naturell sein soll — hat man nicht oft gesehen, daß auch der Tiger sich von seinem Wärter necken läßt?) Uebrigens ist dieser Abschnitt sehr sorgfältig ausgearbeitet, und auch in Absicht des Styls nicht unwürdig, nach Buffon's Werken gelesen zu werden. Vom bengalischen Krokodil (Gavial) ist bei Dax in Gascogne ein Stück vom Kinnbacken in Kalkstein, halb versteinert, gefunden worden. (Rec. hat ein vortreffliches Petrefakt von der ganzen Schnauze im Cabinet des Hrn. Kriegsraths Merck in Darmstadt gesehen.) Die Figur, welche den Nilkrokodil vorstellt, ist nicht die beste; und überhaupt hat sich der Künstler in vielen Fällen den Vorwurf zu Schulden kommen lassen, daß die Verzierungen des Kupferstichs sorgfältiger ausgeführt sind, als der Hauptgegenstand. Anstatt der Eidechsen sieht man Pyramiden, Sphinxköpfe, thebaische und andre Tempel an. Eine der allerschlechtesten Abbildungen ist die der Iguana, die der Verfasser auch zu den asiatischen Thieren gezählt wissen will, weil Dampier eine Eidechsenart, die er auf Neuholland sah, mit dem Namen Guanos belegt, und der Eidechsenstein (Saurites), dessen Plinius erwähnt, auch dieser Gattung zugehören soll. Auf die besondere Eigenschaft des Fleisches der Iguana, daß der Genuß desselben denen, die an der Lustseuche krank sind, äußerst schädlich sein soll, scheint er nur in einer Anmerkung von fern anzuspielen, da man doch über eine so wichtige Sache gründliche Belehrung zu wünschen Ursache hätte. So werden auch die neuerlich gerühmten Heilkräfte der gemeinen Eidechse nur obenhin mit einem Worte berührt. Die L. velox von Hrn. Pallas hält der Graf für eine bloße Varietät dieser Gattung. Daß diese Thiere auch kleinern Vögeln nachstellen, will er gar nicht zugeben; höchstens sei dies, sagt er, die Unart eines einzelnen, aber nicht der ganzen Gattung, welche durchaus sanft und unschädlich sei. Ueberhaupt ist es eine seiner Lieblingsideen, den Eidechsen ein sanftes Naturell zuzuschreiben;

und er behauptet sogar: daß Schlosser's amboinische Eidechse sich ohne Widerstand mit Händen greifen läßt, sei keineswegs ein Beweis ihrer Stupidität, sondern lediglich der Gutmüthigkeit dieses Thieres, welches sich hauptsächlich von Früchten nährt. Die Fliegenfängereidechse des Rochefort zählt er als Spielart zur grünen Eidechse, welche hier als eine von der gemeinen abgesonderte Gattung erscheint. Auch den Seps varius des Laurenti rechnet er zu der grünen Gattung. Zu der gut ausgearbeiteten Geschichte des Chamäleons hätte die Abbildung besser sein sollen; diejenige, welche Fr. Miller geliefert hat, scheint der Verfasser gar nicht zu kennen. Zur Linnéischen L. plica rechnet er die L. helioscopia des Pallas, so wie dessen L. sanguinea zur L. algira Linn. Thunberg's L. lateralis soll auch nur Spielart der hier aus dem Ray, Sloane und Rochefort angeführten Mabuya sein. Die kröpfigen Eidechsen (L. strumosa) fressen einander auf (eben kein großer Beweis eines sanftmüthigen Naturells). Für Sparrmann's giftspeiende Eidechse hat der Verfasser einen eigenen Namen, le sputateur, aus dem Lateinischen gebildet; und überhaupt hat er in den meisten Fällen die Linnéischen Trivialnamen beibehalten. Nur wo er von ihnen abweicht, ist er nicht allemal glücklich; so heißt z. B. die L. sexlineata bei ihm le Lion, welches, so vom Geschlechtsnamen getrennt, zu Verwirrungen Anlaß gibt. Die kleine giftspeiende Eidechse verursacht durch ihren schwarzen Speichel, den sie von sich spritzt, Geschwülste, wogegen man sich des Spir. vin. camphor. bedient. Der Gecko hat an den Schenkeln eine Reihe kleiner Knötchen, deren jedes mit einer Oeffnung versehen ist. Vielleicht kommt das Gift, welches er den Speisen mittheilt, wenn er darüber hinläuft, aus diesen Oeffnungen. Sein Blut und sein schäumender gelber Speichel sollen tödtliches Gift sein. Die hier gegebene Figur weicht sehr von der im Seba ab, und uns dünkt, diesmal zu ihrem Vortheil. Die so genau damit verwandte L. mauritanica folgt unmittelbar unter der neuen Benennung Geckotte, welche diese Verwandtschaft ausdrückt; sie soll doch nicht giftig sein. Die plattköpfige Eidechse, deren Flacourt unter dem Namen Famocentrata erwähnt, ist hier zum erstenmal abgebildet; ein scheußliches Thier, dessen Kopf, Füße und Schwanz seine Verwandtschaft mit dem Chamäleon, Gecko und Wassermolch darthun. Die L. Seps und Chalcides Linn. hält der Graf für einerlei Gattung, wozu er noch dessen L. anguina und Anguis quadrupes nebst Thunberg's L. abdominalis, zu rechnen geneigt ist; hingegen liefert er unter dem Namen Chalcide eine neue Gattung, welche noch schlangenähnlicher, als die vorige ist, deren Geburtsort man aber noch nicht anzugeben weiß. Der Drache wird freilich als eine Eidechsenart aufgeführt, und Linné's zweite Gattung fällt ganz weg, indem sie wahrscheinlich nicht verschieden ist. Die Geschichte des Salamanders ist wieder einer von den sorgfältig behandelten Abschnitten; diese Gattung und der Seps gebären lebendige Junge. Thunberg's L. Japonica zieht Hr. de la C. zum Salamander. Auch vereinigt er (jedoch nicht mit gleichem Rechte) die L. vulgaris, aquatica und palustris zu einer einzigen Gattung, wovon er eine schlechte Abbildung liefert. Eine neue Salamanderart aus Madagaskar, welche

hier le Sarroubé genannt wird, und eine ganz kleine dreizehige Eidechse (la Troisdoigts), die am Vesuv zu Hause ist und hier abgebildet erscheint, machen den Beschluß. Nachdem man in einem Geschlechte den Krokodil und den Seps, den Drachen und den Wassermolch vereinigt gesehen hat, muß man sich wundern, wie der Verfasser die ungeschwänzten Amphibien, die doch keinen wesentlichen generischen Unterschied darbieten, in drei Geschlechter absondern konnte; allein zu geschweigen, daß er darin Laurenti zum Vorgänger hatte, scheint er noch einen besondern Beweggrund zu dieser Trennung gehabt zu haben. Er bedauert nämlich die Frösche in einer sehr lebhaften Deklamation wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Kröte. Hätte dieses verworfene Thier nicht existirt und zu einer erniedrigenden Vergleichung Anlaß gegeben: wir hätten den Frosch, als ein Thier von angenehmer Bildung und von ganz vorzüglichen Eigenschaften, äußerst interessant gefunden, und an seiner Nützlichkeit, seiner Unschädlichkeit, seinen reinen Trieben (instinct épuré), seiner schönen Taille (forme svelte), geschmeidigen Gliedmaßen, lieblichem Farbengemisch, und dem Schleim, der seine Reize erhöht, ein rechtes Wohlgefallen gefunden. So wie alles da steht, klingt es unsern Ohren fast wie eine Satyre auf das arme Thier; unser Verfasser konnte hingegen auf den französischen Nationalgeschmack Rechnung machen, und es geht noch einige Quartseiten in diesem empfindsamen Tone fort. So viel ist indessen richtig, daß die Frösche mit schärfern Sinnen, als die übrigen eierlegenden Quadrupeden, begabt sind. Von den zwölf Froschgattungen ist keine einzige neu, obgleich drei nicht im Linnéischen System befindliche aus dem Seba und Laurenti entlehnt sind. Das Geschlecht der Laubfrösche erscheint hier mit sieben Gattungen, die ebenfalls sämmtlich im Laurenti vorkommen; und von den 14 Kröten gilt ein Gleiches. Das Gegenstück zum Frosch ist, wie man leicht voraussehen konnte, die gemeine Kröte, an der Alles, bis auf ihren Namen, des Verfassers Abscheu erregt; man sei in der Versuchung sie für das zufällige Produkt der Nässe und Fäulniß zu halten, und begreife nicht, wie Mutter Natur sich bis zu einer so scheußlichen Gestalt habe vergessen können; alle ihre Theile seien mißgeschaffen, ihre Gliedmaßen disproportionirt; sie habe Augen und fliehe doch das Licht, nähre sich von stinkenden oder giftigen Kräutern, auch von Insekten, wie die ganz eigene Bildung ihrer Zunge beweise, habe einen giftigen Athem (offenbar übertrieben), setze den härtesten Schlägen nur Trägheit der Materie, die Hartnäckigkeit eines stockdummen Thieres, und einen stinkenden Saft entgegen u. s. f. Hier und bei einigen ähnlichen Gelegenheiten, fühlt man, daß Hr. de la Cepede über dem Bestreben, ein höchst vortreffliches Muster zu erreichen, auf einen, in solchen Fällen sehr gewöhnlichen, Abweg gerathen ist. Außer der buckligen Kröte (R. gibbosa Linn.) ist keine andere Gattung dieses Geschlechts abgebildet, vielleicht um uns den Anblick solcher häßlichen Geschöpfe zu ersparen. Allein auch unter den Laubfröschen ist nur die rothe Art, mit deren Blut man in Brasilien die Papagaien beschmiert, damit sie rothe Federn bekommen, einer Abbildung gewürdigt worden; und nach dem Versuch des Künstlers, den Brillfrosch (R. ocellata) und den kleinen Glockenfrosch (R. bom-

bina) darzustellen, scheint es fast, daß seine Portraits von den schönsten der Sumpfbewohner neben den Wortgemälden des Verfassers nicht viel Ehre eingelegt hätten, und deshalb unterblieben sind. Die Bipeden, welche diesem Bande beigefügt sind, machen den Uebergang zu den Schlangen. Indessen hält der Verfasser Linné's Anguis bipes für eine wirkliche Schlange, an welcher Linné aus Versehen die Zeugungstheile für Füße angesehen habe; und die Sirena lacertina mit Recht für eine Larve. Das erste echt zweifüßige Reptil, welches hier beschrieben und abgebildet wird, kommt aus Mexiko, hat seine Füße dicht unter dem Halse und ist geringelt, wie die Amphisbänen, weswegen es auch den Namen le Cannelé erhalten hat. Das zweite ist die L. apoda des Hrn. Pallas, welche hier unter ihrem russischen Namen Scheltopusik erscheint. Eine alphabetische Synonymentafel und ein Sachenregister sind am Ende des Werks befindlich.

19) An account of the Pelew islands, situated in western part of the pacific Ocean, composed from the journals and communications of Captain Henry Wilson etc. by George Keate, Esq. F. R. S. gr. 4. London. St. 197. S. 1971.

Das ostindische Postschiff Antelope litt auf dem Rückwege von Macao nach England Schiffbruch an den bisher noch wenig mehr, als dem Namen nach bekannten Pelew- (Paleu- oder Palos-) Inseln im stillen Meer, wenige Tagereisen süd-ostwärts von den Philippinen. Die Einwohner begegneten den Verunglückten mit allen erdenklichen Freundschaftsbezeigungen, unterstützten sie in ihrem Vorhaben, ein neues Fahrzeug aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zu bauen, und der König von einer dieser Inseln gab ihnen seinen eigenen jüngern Sohn mit, um ihn in England in den von ihm bewunderten Kenntnissen und Künsten der Europäer unterrichten zu lassen. Sie erreichten glücklich wieder Macao, kamen auf verschiedenen Schiffen der ostindischen Compagnie nach England zurück, verloren aber hier den armen pelewanischen Prinzen an den Blattern. Hr. Keate, der in der literarischen Welt durch seine empfindsamen Reisen bekannt ist, übernahm das Geschäft, aus den Tagebüchern und den mündlichen Nachrichten, die ihm Capitain Wilson und einige Officiere mittheilten, eine umständliche Erzählung von den Begebenheiten dieser unglücklichen Schiffsgesellschaft, und darin zugleich Alles, was man von den Sitten und der Lebensweise jener von der ganzen übrigen Welt abgesonderten kleinen Völkerschaft beobachtet hatte, dem Publikum vorzulegen. Eine geographische Nachricht von der Inselgruppe der Pelews darf man hier nicht erwarten, indem der Schiffbruch auf einem Korallenriffe die erste Bekanntschaft mit ihnen veranlaßte, mithin die Möglichkeit, geographische Beobachtungen anzustellen, gleich anfänglich abgeschnitten ward. Selbst die Nachrichten von der physischen Beschaffenheit derjenigen Insel, auf welche sich die Verunglückten retteten und wo sie ein neues Schiff erbauten, und jener, welche sie gelegentlich besuchten, sind äußerst dürftig, und

lassen uns in Zweifel, zu welcher Klasse von Inseln wir sie zählen sollen, zu den hohen gebirgigen, oder zu den bloß aus Korall entstandenen. Von den dortigen Naturprodukten überhaupt, den Gewächsen, Thieren und Mineralien etwas Bestimmtes wissen zu wollen, hieße von Leuten, die theils diese Gegenstände nie studirt hatten, theils auch mit den Mitteln zu ihrer Rettung und Rückkehr ins Vaterland zu sehr beschäftigt waren, zu viel fordern. Hingegen beschenken sie uns mit dem äußerst interessanten Detail ihres Umgangs mit dem gutmüthigsten Völkchen, das wohl je, die Otaheitier nicht ausgenommen, in einem Erdenpünktchen, wie dieses, sich bildete. Man erstaunt, und überläßt sich einem heitern, mit der Menschheit aussöhnenden, Gefühl, wenn man liest, wie mächtig hier die Güte des Herzens, und die unverfälschte Menschenliebe aus einem rohen Volke sprechen; welche Fortschritte diese Menschen ganz für sich, und von allen andern abgesondert, in der Anerkennung der allgemeinen Naturrechte gemacht haben; wie zweckmäßig und sittlich ihre Einrichtung und Verfassung, wie mild ihre Regierung und wie ähnlich, bei aller anscheinenden Verschiedenheit, der Gang der Ideen unter den entferntesten Völkern ist und bleibt. — Die Gruppe der Inseln, welche unter dem Namen Pelew begriffen wird, steht unter mehren Königen, die unter einander Krieg führen, und dadurch einander bestimmtere Begriffe vom Völkerrechte u. s. w. beibringen. In den Sitten findet sich manches sehr Uebereinstimmende mit den übrigen Insulanern des Südmeers; die Sprache hingegen weicht von allen südländischen sehr wesentlich ab. Die körperliche Bildung scheint, sowol nach der Beschreibung, als nach den Kupfern zu urtheilen, mit der in den Freundschaftsinseln viel Aehnlichkeit zu haben; auch die dunkelbraune Farbe (copper colour) ist dieselbe, ohne einige Einmischung von Schwarzem. Merkwürdig ist es, daß die Mannspersonen ganz und gar nackend gehen, ohne die allermindeste Bedeckung, auch nicht einmal jene, welche die Sittlichkeit anderwärts fordert; und gleichwol herrscht dort, so viel man weiß, keine Ausschweifung von der in den Societätsinseln so gewöhnlichen Art, und die Engländer hatten keinen vertrauten Umgang mit dem andern Geschlecht. Es gibt hier kein einziges vierfüßiges Thier, ausgenommmen die große Fledermaus; und die Hauptnahrung der Eingebornen besteht in Aronswurzeln. Für den Seemann und den Physiker ist das Tagebuch in Rücksicht auf die Witterungsbeoachtungen wichtig, indem die Winde in den sinesischen Meeren, und sogar ostwärts von den Philippinen, vom Julius bis December unbeständig, und öfters von heftigen Donnerwettern begleitet sind, welche die Schifffahrt zu dieser Jahreszeit gefährlich machen. Die Erzählung läßt sich gut lesen, wenn man gleich hin und wieder wol merkt, daß nicht der Augenzeuge, sondern nur sein Widerhall, spricht. Nur sehr selten erlaubt sich der Verfasser einige empfindsame Tiraden; und auch diese machen an der schicklichen Stelle keinen üblen Eindruck. Als ein Beitrag zur Anthropologie sowol, als zur politischen Völkerkunde, bleibt dieses Werk jederzeit wichtig und unterhaltend, und verdient, auch unter uns bekannt zu werden. Die Kupfer stellen Portraits einiger Eingebornen (des Königs, einer von seinen Gemahlinnen und seines jüngsten Sohnes),

Aussichten von Gegenden, und Geräthschaften vor. Unter andern ist ein Knochen abgebildet, der als Armspange am Handgelenke getragen wird, und das Abzeichen eines militärischen Ordens pour le mérite ist.

Ebenfalls in London, bei Randall ist erschienen: The shipwreck of the Antelope Packet etc. by one of the unfortunate officiers. gr. 8, welches aber augenscheinlich ein Auszug aus dem vorhergehenden Werk, von der Hand irgend eines gewinnsüchtigen Einwohners von Grubsteet ist, und nicht eine Sylbe enthält, welche nicht schon dort anzutreffen wäre. Die französische Uebersetzung jenes größern Werkes, welche in Paris bei le Fay und Maradan mit allen Kupfern des Originals, sowohl in Quart, als in zwei Octavbänden erschienen ist, verdient als ein Beweis der Sorglosigkeit, womit dergleichen Fabrikwaare verfertigt wird, eine Anführung und Rüge. So übersetzt man hier z. B. *stave* (ein Versabschnitt) mit planchette, *half a leaguer* (ein halbes Leggerfaß), ein zur Hälfte ausgelaufenes Faß; *yams* (eine Art Wurzeln) an unzähligen Stellen mit jambons (Schinken). *Jolly boot*, die Jölle, der kleinste Kahn, den ein Schiff zu führen pflegt, heißt hier oft le joli bateau, und zuweilen le charmant navire, und von dergleichen Stellen wimmelt es im ganzen Buche.

Jahrgang 1789.

1) Bernh. Mich. Peter's besonders merkwürdige Reise von Amsterdam nach Surinam, und von da zurück nach Bremen, in den Jahren 1783 und 84. Bremen 8. St. 14. S. 144.

2) Lettres sur l'Italie en 1785. gr. 8. 2 Voll. A. Rome (Paris). St. 23. S. 225.

Dieses Werk gehört nicht in die Klasse von Reisebeschreibungen, wozu man die Materialien theils vor der Abreise, theils nach zurückgelegtem Wege, aus Chroniken, Topographien, getreuen Wegweisern, Verzeichnissen von Sehenswürdigkeiten, Staats- und Adreßkalendern, landesherrlichen und Magistrats-Verordnungen, Tauf- und Sterbelisten, Anschlagzetteln und ähnlichen Quellen sorgfältig zusammengetragen hat. Nirgends zählt der Verfasser die Straßen und Häuser, geschweige die Lampen, in den Städten; von keiner Gemäldesammlung und keinem Naturaliencabinet liefert er das Verzeichniß; von keinem Palast bemerkt er, ob die Front nach Morgen oder Abend sieht; von keinem Bau, wie viel er gekostet hat. In seinem ganzen Werke findet man keine Klage über die Postillione, keine Bemerkung über die Wege und Wirthshäuser, keinen Küchenzettel, keine Vocabularien von Provinzialwörtern, und man hofft vergebens, daß er erzählen sollte, wo er jedesmal zu Mittag und Abend gespeist, wie viele berühmte Männer er den Tag über in Augenschein genommen habe, zu welcher Stunde er aufgestanden und zu Bette gegangen sei. Man erfährt durch ihn schlechterdings nicht, wie die Senatoren in Genua und Lucca, die Dicasterianten in Florenz, die Cardinäle in Rom, und die Tribunalräthe in Neapel alle heißen,

oder auch nur, wie viel ihrer sind, nennt er doch nicht einmal den Premierminister des Fürsten von Macao! Ohne Rücksicht auf die Hülfsmittel, welche die Literatur ihm darbot, ohne den de la Lande und Volkmann zu durchblättern, ohne auch nur alles, Bedeutende oder Unbedeutende, was ihm während der Reise widerfuhr, und was sich seinen Augen darstellte, haarklein aufzuzeichnen, schien also der Verfasser blos dasjenige, was ihm merkwürdig war, was sein Herz uud seinen Verstand interessirte, und auch alsdann vielmehr das Verhältniß seiner Seelenkräfte zu den Dingen, als die Dinge selbst, schildern zu wollen. Bedenkt man, daß dieses Letztere im eigentlichen Verstande unmöglich ist, so dürfte es in der That schwer zu entscheiden sein, ob man einen Gegenstand vollständiger und zweckmäßiger kennen lernt, wenn man die Reaction, die er im Gemüthe des Beobachters zuwege bringt, oder wenn man lediglich seine Wirkung auf die Sinne erfährt? Je nachdem die genauern Bestimmungen ausfallen, wird in verschiedenen Fällen bald diese, bald jene Art der Belehrung den Vorzug haben, und wir sind weit von der Forderung entfernt, daß alle Schriftsteller in einem gewissen Fach, einem gemeinschaftlichen Ideal nachstreben sollten; genug, wenn jeder in dem Gange, den er sich wählte, eine gewisse Vollkommenheit von eigenthümlicher Art erreicht. Dieses Verdienst wird man dem Verfasser der vor uns liegenden Briefe nicht absprechen können. Seit langer Zeit wurden wir nicht so angenehm überrascht. Wenige Reisende sind wol mit einem so glühenden, und gleichwol unendlich zarten, Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunst nach Italien gekommen, als dieser Schriftsteller, der zugleich in solchem Grade Meister seiner Sprache ist, daß er spielend Alles aus ihr zu machen scheint, und oft mit ein Paar Worten die Eindrücke, die er empfing, auch in Andern zu erwecken, oder, eigentlicher, die Bilder seiner Phantasie mit Meisterstrichen zu crayonniren versteht. Man weiß daß diese Eigenschaften einem Beobachter wesentlich zu Statten kommen, der sich in jenes Feenland unsers Welttheils begibt. Ob es ihm gleich gefallen hat, sich zuweilen in den Schleier der Singularität zu hüllen; so erkennt man doch, zumal an den politischen Bemerkungen, den philosophischen Scharfblick und das richtige Gefühl, welches die verwickeltsten Materien zu vereinfachen und faßlich zu machen weiß. Die Gesetzgebung, die Sitten, die romantischen Landschaften und, fast noch mehr als Alles, die Wunderwerke der bildenden Künste, ziehen seine Aufmerksamkeit an sich. Bei diesen letztern steigt sein Gefühl bis zur Begeisterung; und wer seine Darstellung des incendio del borgo von Raphael liest, wird mit uns sagen, daß noch Niemand vor unserm Verfasser in dem hohen Grade die Gabe besaß, die Beschreibung eines Gemäldes selbst zum Gemälde zu machen. Vielleicht würdigt indessen der Kenner einige von diesen Kunstwerken tief hinab, die hier so lebhaft auf ein reizbares Gefühl wirken konnten; allein es ist noch die Frage, ob man nicht Raphael's Geist auch in seiner schlechtesten Manier erkennt, und ob sich dasjenige, was mit dem Herzen eine so innige Verwandtschaft hat, mit Zirkel und Winkelmaß ausmessen läßt. Die Saite klingt nicht eher, als bis der verwandte Ton sie durchbebt; und nun ist es freilich nicht die Schuld

des gefühlvollen Reisenden, wenn nicht bei Jedem diese Saite gleich gestimmt ist. — Sein Weg geht über Avignon, Toulon, Nizza, Monaco, Genua, Lucca, Pisa und Florenz nach Rom; von hier nach Neapel, und gelegentlich nach Tivoli, Portici, Salerno, Pästum, Pompeja und auf den Vesuv. Wir wollen unsern Lesern das Vergnügen ungetheilt lassen, welches diese unterhaltenden Briefe gewähren, und weshalb sie einer Uebersetzung wol werth sind, wenn diese nur mit gehöriger Sorgfalt und Kenntniß beider Sprachen veranstaltet würde. Das Einzige, was uns hier nicht an seiner rechten Stelle scheint, sind einige nachgeahmte Elegien des Tibull und Properz. Die bescheidene Vorrede gibt übrigens den rechten Gesichtspunkt an, aus welchem man das ganze Werk beurtheilen muß. Die Briefe waren ursprünglich an die Familie des Verfassers, und an einige seiner Freunde gerichtet. Es war also nicht seine Absicht, die Materie zu erschöpfen; sondern, indem er blos vorübereilte, konnte er nur hier eine Blume, und dort eine Aehre abstreifen. Ein ziemlich allgemeines Gerücht, für dessen Zuverlässigkeit wir uns doch nicht verbürgen, nennt den verstorbenen Parlamentspräsidenten Daputy als Verfasser dieser Briefe. Den rechtschaffenen Eiferer, der die Mängel der französischen Criminaljustiz aufdeckte, und die drei unschuldig zum Rade Verdammten durch seine Beredtsamkeit und Standhaftigkeit rettete, mag man vielleicht am Styl erkannt haben, so ungleichartig auch die Gegenstände sind, die er hier behandelt.

3) Paul Erdmann Isert's, königl. dänischen Oberarztes, Reise nach Guinea und den caraibischen Inseln in Columbien (Amerika). 8. Kopenhagen, 1788. St. 27. S. 265.

Bald werden sich die Europäer, die sich auf ihre Wissenschaften und auf den Unternehmungsgeist, der sie beseelt, so viel zu gute thun, der Gleichgültigkeit, womit sie bisher die afrikanischen Küsten sowol, als das Innere dieses Landes, vernachlässigten, ein wenig schämen müssen. In England ist endlich eine Privatgesellschaft zusammengetreten, welche die Erforschung jenes Welttheils zu befördern sucht; allein diesen Zweck vollständig zu erreichen, übersteigt vielleicht ihre Kräfte. Wann wird ein reicher Potentat nur einmal für die Wissenschaften thun, was so oft für nichtswürdige Günstlinge geschah? Kann denn, wo der Werth des Goldes nicht berechnet wird, und es nur aufs Wegwerfen ankommt, nicht ein glücklicher Wurf dem Menschengeschlechte zum Vortheil gereichen? und hat es so gar kein Gewicht mehr, ob die Nachwelt Ehre oder Verachtung an die Namen der Regenten knüpft? — Jeder Beitrag zur Kenntniß des noch unerforschten Afrika ist uns mittlerweile willkommen, sollte er auch wenig mehr leisten, als das Verlangen nach umständlichern, mehr umfassenden, Nachrichten stärker anzufachen, und uns recht anschaulich zu zeigen, wie gar wenig wir noch von einem so großen, so merkwürdigen, und in unserer gegenwärtigen politischen Lage so wichtigen, Erdtheile wissen. Hr. J. hat wirklich etwas mehr gethan, und seine zwölf Briefe tragen nicht nur das Gepräge der Glaubwürdigkeit, sondern verrathen auch gute naturhistorische Vorkenntnisse und

einen im Beobachten nicht ungeübten Verstand. Zum erstenmal hatten sich die Dänen in die Streitigkeiten der guineischen Strandbewohner gemischt, als der Verfasser zu Christiansberg, dem dänischen Hauptcomtoir, ankam. Er mußte diesen Feldzug mitmachen, und bekam dadurch Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des Negerkrieges zu beschreiben. Vom Rio Volta und dem Handel daselbst, gibt der sechste Brief eine ziemlich umständliche Beschreibung. Auch hat der Verfasser eine Excursion bis nach Fida (Whidaw der Engländer, und Juda der Franzosen), und eine zweite landeinwärts in die Gebirgsgegend Aquapim gemacht, welche beide, zumal die letztere, Stoff zu interessanten Bemerkungen geben. Von den Akraern, oder derjenigen Negernation, welche zunächst um Christiansburg wohnt, findet man ziemlich umständliche Nachrichten, so wie auch von der Lebensart der Europäer in jenen Gegenden, die nur den Unmäßigen gefährlich sind. Auf der Fahrt von Guinea nach der Insel St. Croix wäre der Verfasser bald ermordet worden. Einige Neger am Bord des Schiffes rebellirten; er fiel in ihre Hände, und sie hatten ihm schon einen fürchterlichen Schnitt mit einem Scheermesser versetzt, als sie mit dem Schießgewehr angegriffen wurden und sich in Verzweiflung über Bord stürzten. Die beiden letzten Briefe beschreiben die dänischen Besitzungen in Westindien, ingleichen die Krabbeninsel, St. Eustathius, Guadeloupe und Martinique. Durchgehends stößt man auf neue, oder wenigstens in ihrem Zusammenhang interessante, Facta, welche sowol dem philosophischen Menschenforscher, als dem Naturkundigen, Arzt und Politiker, wichtig sind. In der Vorrede verspricht Hr. J. Beschreibungen von 200 neuen Pflanzengattungen, die er in Guinea gesammelt hat. — Wir können uns nicht entbrechen, ein und anderes auszuzeichnen. Alle Neger am Strande bedienen sich keiner andern Waffen, als der Feuergewehre, die sie durch den Sclavenhandel von den Europäern erhalten. Sogar die tiefer im Lande wohnenden Völkerschaften fangen an, diese Gewehre von ihren Nachbarn zu erhandeln. Ein Mannssclav gilt 160, und eine Sclavin 128 Rthlr., wenn sie ohne Gebrechen sind. Für einen fehlenden Zahn gehen schon zwei Thaler ab. Der Werth wird in mancherlei Waaren bezahlt, worunter allemal Flinten und Schießpulver die Hauptartikel sind; auf diese folgt der Branntwein, den sie übermäßig gern trinken. Gold ist jetzt sehr selten, und die Neger wissen es auf mancherlei Art zu verfälschen. Elephantenzähne werden nach Gewicht, Größe und Schönheit bezahlt. Wenn ein Zahn 30 Pfund schwer ist, so gilt das Pfund dreimal so viel, als von einem Zahn unter 14 Pfund. Bei Ajuga und Pottebra machen die Neger sehr viel Baisalz, welches dem spanischen nichts nachgibt und an alle ihre Nachbarn theuer verkauft wird. Das Gedächtniß der Neger ist vortrefflich; (der Verfasser führt davon mehre Beispiele an;) auch können sie den Werth der Waaren, den sie für ihre Sclaven fordern, sehr fertig berechnen, und überhaupt fehlt es ihnen nicht an Geisteskräften. Lathe, ein reicher Neger, versteht Englisch, Portugiesisch und Dänisch. Um seine weitläuftigen Geschäfte zweckmäßiger betreiben zu können, läßt er einen Sohn in England und einen andern in Portugal, im Schreiben und Rechnen unterweisen.

Wenn man ihn besucht, wird man völlig europäisch bewirthet. Die Neger haben eine außerordentliche Zärtlichkeit zu ihren Kindern; und Hr. J. führt auch Beispiele von kindlicher Liebe an, die wir sonst gewohnt sind, unserm weißen Geschlechte ausschließend vorzubehalten. Er behauptet auch, es sei erdichtet, daß die Negerweiber ihre Männer allein ernähren; dieses Vorurtheil entspringe daher, daß die ersten Bedürfnisse des Lebens in dem glücklichen Himmelsstriche (bezaubernd süßes Klima, nennt es der Verfasser) leicht gewonnen werden und wenig Arbeit kosten, hingegen die häuslichen Beschäftigungen der Weiber ununterbrochen fortgehen. Pflanzen, Bauen, Weben, Handlungsgeschäfte verrichten die Männer. Die Berg-Neger sind weniger verderbt, als die am Strande wohnenden, tragen Bärte und sind schwärzer. Ihre Gastfreundschaft schildert der Verfasser sehr rührend, und die Gebirgsluft hält er für sehr gesund. Unter den Bemerkungen, welche die Naturhistorie betreffen, ist besonders merkwürdig, daß man an einigen Orten die Pistia Stratiotes Linn. in großen Töpfen voll Wasser rechter Hand an der Hausthür unterhält. Der Verfasser zeigt, daß dadurch die Verdünstung des Wassers dergestalt befördert wird, daß ein Gefäß voll Wasser, welches ohne die Pflanze nur zwei Quentchen in 24 Stunden verlor, mit ihr in eben derselben Zeit anderthalb Unzen verrauchen ließ. Einen groben Irrthum nennt es der Verfasser, wenn man vorgibt, die Vögel sängen in heißen Zonen nicht. Die guineische Nachtigall singt das ganze Jahr hindurch so schön, wie die unsrige ein Paar Monate lang. Mit den Blättern einer Bignonia, und den Wurzeln einer Tabernae montanae färben die Neger ein überaus dauerhafes Schönblau auf Baumwolle. In Fida sah der Verfasser hochgelbe Baumwolle, die auf Dahomet wachsen soll, deren Ausfuhr bei Lebensstrafe verboten ist, weil sie zum Gebrauch des Königs allein bestimmt ist. Lazurstein und Hyazinth werden zuweilen dort gefunden. Der wohlriechende Talg eines unbekannten Baums, und der Bisam der Zibetkatze, die zu dem Ende in den meisten Häusern unterhalten wird, gehören zur Toilette der Negerinnen. Das Gebirge, eine Tagereise weit von Christiansburg, besteht aus grobkörnigem Granit, Gneus, und selten auch Fettquarz. Auch fand Hr. J. trockenen Quarz und Schiefer. Ueberhaupt scheint die Natur daselbst ein ganz anderes Ansehen zu gewinnen, und die Wälder enthalten eine Menge neuer Pflanzengattungen für den Botaniker.

4) Memoir of a map of the countries comprehended between the Black Sea and the Caspian, with an account of the Caucasian nations, and vocabularies of their languages. 4. London. St. 111. S. 1115.

5) A narrative of the Expedition to Botanybay. By Watkin Tench. 8. London. St. 116. S. 1169.

6) A journey through the Crimea to Constantinople in a series of lettres from the Right Hon. Elisabeth Lady Craven to His Serene Highness the Marcgrave of Brande-

bourgh Anspach Bareith. Written in the year 1785. 4. London. St. 119. S. 1193.

7) Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten nach Ostflorida und den Bahamainseln, in den Jahren 1783 und 1784. Von J. D. Schöpf, gr. 8. Zwei Bände. Erlangen, 1788. St. 120. S. 1201.

Gute Reisebeschreibungen werden immer, so lange die Erde nicht ganz und in allen ihren Theilen bis auf die geringsten Details erforscht ist, die wichtigsten Geschenke bleiben, womit ein Schriftsteller, der selbst gesehen hat, das Publikum bereichern kann. Ein besonderes Glück ist es aber, wenn Reisende mit gesunden Sinnen, richtigem Gefühl, geübter Beurtheilung, reger Aufmerksamkeit, und wissenschaftlicher Ausbildung, zu Beobachtern gleichsam ausgerüstet, von dem gemeinnützigen Triebe beseelt werden, ihre reifen Bemerkungen über wenig bekannte Länder der Welt mitzutheilen. Erst wenn man das Alte und Bekannte richtig gefaßt und in seinem weitesten Umfange durchdacht, geordnet und verbunden hat, wird das Neue fruchtbar, indem es sich sogleich in mancherlei Verhältnissen an jenes anschließt. Mit der Genauigkeit, die den Nachrichten des seligen Kalm einen so ausgezeichneten Werth gibt, verbindet der Verfasser des vor uns liegenden Werks, Hr. Hofrath und Leibarzt Schöpf, die Gabe der Beobachtung und Auswahl, ausgebreitete Kenntniß der Natur, und lebhaftes Interesse an Allem, was Menschen wichtig sein kann. Unsere Anzeigen seiner in den Jahren 1783 und 1784 unternommenen Reisen durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten, nach Ostflorida und den Bahama-Inseln ist länger zurückgeblieben als wir wünschten. Nirgends fanden wir Nordamerika getreuer, umständlicher und sorgfältiger geschildert, als in diesem schätzbaren Tagebuche, bei dessen Reichthum an Sachkenntnissen man den rednerischen Aufputz gern entbehrt, und den einfachen, aber reinen, deutlichen Erzählungston am angemessensten findet. Sobald der Waffenstillstand zwischen England und den Colonien geschlossen war, trat der Verfasser seine Reise an, nachdem er beinahe sieben Jahre in verschiedenen brittischen Garnisonen an der Küste zugebracht hatte. Die mineralogischen Bemerkungen, welche einen ansehnlichen Theil dieser Reisebeschreibung ausmachen, können wir hier füglich übergehen, da es größtentheils die Data sind, nach welchen Hr. Sch. sein früheres Werk, die Beiträge zur mineralogischen Kenntniß des östlichen Theils von Nordamerika und seiner Gebirge, (G. A. 1788. Sch. 414) entworfen hat. In Jersey werden bereits an verschiedenen Orten Eisen- und Kupfergruben bearbeitet, allein wie es scheint, ohne gehörige bergmännische Einsicht, und bei dem Mangel an Arbeitern nicht mit Vortheil, hingegen zum großen Nachtheil der Waldungen, welche man überhaupt in jenem Welttheile zu sehr vernachlässigt. In dem Bezirke Wyoming, in der nordwestlichen Gegend von Pensylvanien, findet man wieder Erze in dem sogenannten blauen Gebirge oder Kittatmey. Auch macht man daselbst, und am Potowmackfluß in Virginien,

sehr guten Salpeter aus einer in großen Höhlen des Gebirges befindlichen ergiebigen Salpetererde, theils mit, theils ohne Zusatz von Aschenlauge. In Virginien benutzte man während des Krieges sogar eine Art Taback, die in niedrigen Gegenden wächst, auf Salpeter. Zwei Pfund der gröbern, sonst unbrauchbaren, Stengel gaben eine Unze guter Salpeterkrystallen. In Pensylvanien hat Berkscounty allein fünf Eisenhämmer und fünf hohe Oefen. Ein mächtiges Kohlenbett unter weichem Schiefer, und dieser wieder unter Sandstein, dessen Lage viele Klafter tief ist, findet man in der Gegend von Pittsburg; Kohlen sind überall in den westlichen Hügeln und Thälern am Ohio in Menge vorhanden. Dort ist auch Blei, Eisen und Kupfer in den Gebirgen, und die sogenannten Saltlicks in Kentucky werden bereits zur Salzsiederei benutzt. Die Kalkgebirge welche sich in Pensylvanien, Maryland, Virginien u. s. f. so weit erstrecken, enthalten an vielen Orten gute Marmorlagen. In der virginischen Grafschaft Augusta am Alleghanygebirge gibt es viele kalte mineralische Quellen, und man findet dort schöne Bergkrystalle, Amethyste u. s. w.; zwischen York nnd Williamsburg im angeschwemmten Sand und Letten eine ungeheure Muschelbank unter einem 30 Fuß tiefen Sandbette, welches keine einzige Muschel enthält. Mehre Muschelbänke sieht man bis nach Jamestown, und gegen Wilmington zu. — Dadurch, daß Hr. Sch. einen Weg wählte, der zwar mit größern Beschwerlichkeiten verknüpft war, dagegen aber in das Innere des Staats von Pensylvanien führte, ist seine Reise gemeinnütziger geworden, und umfaßt einen größern Reichthum von neuen Gegenständen. Wyoming und Pittsburg sind die westlichsten Punkte seiner inländischen Excursion. Von der neuen Colonie Kentucky am Ohio, wohin er selbst nicht vorgedrungen ist, liefert er jedoch zuverlässige Nachrichten. Durch Virginien und Carolina hielt er sich mehr an der Küste, und zog durch die Handelsplätze an den großen Flüssen Potowmack, York, James, Roanoake, Yadkin, Santee u. s. w. Von Charleston (ehemals Charlestown), der Hauptstadt von Süd-Carolina ging er zu Schiffe nach St. Augustin in Ostflorida, von da nach Providence und einigen andern Bahama-Inseln, und sodann über den Ocean nach England zurück. Von der Verfassung eines jeden Staats, welchen er auf seiner Reise berührte, liefert er einen befriedigenden Abriß; und die Hauptstädte Philadelphia, Baltimore, Annapolis, Lancaster, Richmond, Petersburgh, Williamsburg, Wilmington, Charleston, St. Augustin, Nassau u. s. w. beschreibt er ausführlich oder summarisch, nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit. Das Bild der Sitten, der Lebensart, der Gesinnungen, des Anbaues, des Handels, der Geisteskultur, der mannigfaltigen religiösen Verirrungen des Verstandes, wovon es in jenen freien Wäldern wimmelt, erhält fast auf jeder Seite charakteristische Pinselstriche. Auf die Botanik und Zoologie, wie auf die physische Geschichte der Erde und des Menschen, richtet er überall sein Augenmerk. Nordamerika erscheint in seinen Berichten bei weitem nicht als das reizende, wunderschöne Land, wozu es Andere gern erheben wollten. Die ganze Gegend diesseits der Gebirge ist theils schlechter, theils mittelmäßiger Boden; erst jenseits der Alleghany-Kette findet man die

fetten, reichen Gefilde, welche sich gegen den Ohio hin erstrecken, und deren vegetabilische Produkte mannigfaltiger und von kräftigerem Wuchse sind, und woselbst auch die thierische Schöpfung an Gattungen nnd Individuen zahlreicher ist. Hier, in den entlegensten, von allem Verkehr mit der Seeküste abgeschnittenen, Ansiedelungen, erblickt man den gesitteten Menschen auf dem Rückwege in einen rohern, einfachern Zustand, wie er sich dem einheimischen Wilden in eingeschränkter Sorge für das thierische Bedürfniß, in Gleichgültigkeit, Indolenz, zugleich aber auch in glücklicher Entfernung von manchen conventionellen Vorurtheilen, wieder nähert. Trägheit ist auch der auszeichnendste Charakterzug der meisten Colonisten in Pensylvanien und Virginien; mit dem Unterschiede, daß die Einwohner des letztern Staates, unter einem wohlthätigern Himmelsstrich, und bei ungleich einträglichern Handelsprodukten, vor ihren nördlichern Nachbarn sowohl körperliche als geistige Vorzüge voraus zu haben scheinen. Sie sind meistens wohlgebildet, und haben vielen Mutterwitz; ihr Luxus ist aber auch sehr hoch gestiegen. Die höchste Kultur und die größte Ueppigkeit herrschen in Charleston, dessen begüterte Einwohner ihre Kinder gewöhnlich in Europa erziehen lassen. Je weiter man nordwärts kommt, desto weniger hat man sich der Urbanität der Sitten zu erfreuen.

8) A dissertation on the manners, government and spirit of Africa, to which is added observations on the present application to parliament for abolishing negro-slavery in the British Westindies. By S. Hollingsworth. 4. Edinbourgh. 1788. St. 121. S. 1209.

Eine Menge Gemeinplätze in hochtrabender, unrichtiger Sprache, und eine schale Deklamation gegen die mohamedanische Religion, fanden wir anstatt der auf dem Titel versprochenen Abhandlung über Afrika. Das Thema war reichhaltig; wie hätte man es nicht, in England zumal, aus Reisebeschreibungen, Privatnachrichten und eigener Beobachtung (der Verfasser nennt sich einen Augenzeugen) bearbeiten können! Allein des Verfassers Absicht war wol nur, seinen Bemerkungen über die Abschaffung des Sclavenhandels einen flüchtigen Aufsatz zur Einleitung voranzuschicken. Der im englischen Volk und in seinem Parlament erwachte Eifer gegen den Negerhandel veranlaßte diese und manche andere Schrift über einen so wichtigen Gegenstand der Berathschlagung. Der Verfasser ist hier mehr in seinem Elemente. Er beschreibt die Ansiedelung des brittischen Westindiens, und den ersten Anbau der Inseln durch die Bukaniers. Sodann kommt er auf den Zustand der Sclaven, und thut Vorschläge, wie dem Uebel abgeholfen werden könne. Zuerst will er, daß jedes Schiff, welches im Sclavenhandel gebraucht wird, eine Abgabe zahlen soll, welche sich von Jahr zu Jahr verdoppelt. Z. B. im Jahre 1790 zahlt ein Schiff unter 300 Tonnen 100 Pf. Sterl., das Jahr darauf 200 Pf. Sterl. u. s. f. Desgleichen soll für jeden in Westindien verkauften Sclaven ein Zoll erhoben werden, der sich ebenfalls von Jahr zu Jahr verdoppelt, und

dieses in der Absicht, die Einfuhr der Sclaven einzuschränken und endlich ganz aufhören zu lassen, indem man den Gutsbesitzern Zeit läßt, theils durch bessere Behandlung ihrer Sclaven, theils auf eine andre Art, den Anbau ihrer Plantagen ohne eine Einfuhr zu bestreiten. (An einer andern Stelle sagt er indessen selbst, daß die Produkte der westindischen Inseln bereits mit Abgaben auf das Aeußerste belegt sind; wie wird es möglich sein, diese Produkte künftig in einem Preise zu liefern, der die auswärtige Concurrenz verträgt, wenn die Negertaxe und die Schiffstaxe noch hinzu kommen?) Der zweite Vorschlag ist plausibel: Der Verfasser räth, anstatt der Hacke und der Neger, den Pflug und die Pferdezucht auf jenen Inseln einzuführen, und macht es ziemlich wahrscheinlich, daß Trägheit und Gleichgültigkeit bis jetzt an der Vernachlässigung dieser Methode, den Acker zu bestellen, Schuld sind. Endlich verlangt er drittens, daß nach dem Beispiel der abgeschafften Knechtschaft der Kohlengräber in Schottland, welche erst 1776 bewirkt wurde, und nach dem Vorgange der amerikanischen Staaten, welche ihren Negern die Freiheit ertheilt haben, in Westindien die Neger, zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach, und, wie er es anderwärts näher bestimmt, jährlich der 20. oder der 40. Mann, freigegeben werden sollten.

Einen ganz andern Gesichtspunkt gibt das in London gedruckte Büchlein:

9) Memoirs of the reign of Bossa Ahadee, king of Dahomy etc. to which are added the author's journey to Abomey, and a shorth account of the African Slave-trade. By Robert Norris. London. gr. 8. Ebend. S. 1211.

Dieser Schriftsteller spricht in einem sehr hohen Tone von der Unverletzbarkeit des Eigenthums und von den Parlamentsacten unter Wilhelm's III. und Georg's II. Regierung, welche mit ausdrücklichen Worten den afrikanischen Handel als vortheilhaft für Großbritannien und den westindischen Inseln unentbehrlich, bezeichnen. Er beruft sich darauf, daß der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London und viele andere Gottesgelehrten, aus denen die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums besteht, seit einem Jahrhundert ohne Gewissensbisse von ihren westindischen Negersclaven ihre Einkünfte ziehen, und sie zum Nutzen und Frommen des Evangeliums verwenden. Er berechnet, daß jährlich drei Millionen Pf. Sterl. an brittischen Manufakturwaaren nach Afrika und Westindien gehen, und gegen fünf Millionen Pf. Sterling jährlich an Produkten des Negerfleißes in Westindien nach England zurückkehren; daß 15,000 Matrosen mit diesem Handel beschäftigt; daß die Aufhebung des Sclavenhandels jene Ausfuhr vernichten, folglich die Staatseinkünfte um anderthalb Millionen Pf. Sterl. vermindern, und die Westindier außer Stand setzen würde, ihre ungeheuern Schulden an die englischen Kaufleute zu bezahlen, u. s. f. Er läugnet, daß die Mortalität, sowol unter den Matrosen, als unter den Negern, auf den Schiffen so groß sey, als man sie angegeben; versichert, die Neger

würden auf den Schiffen gut behandelt und genössen gesunde Speisen; man wisse nur ein Beispiel in 40 Jahren, daß die Sclavenhändler einen Neger unrechtmäßiger Weise fortgeschleppt hätten; sie erhandelten sie ja um Geld oder Geldeswerth, (also mehr fordert die Gewissenhaftigkeit des Verfassers nicht!) retteten ihnen dadurch das Leben, und entrissen sie den Qualen, die man in Guinea an ihnen ausübte; die Europäer thäten Alles, um die Negerkriege, die ihrem Handel nur Nachtheil brächten, zu verhüten, und die Gutsbesitzer verständen ihren eigenen Vortheil hinlänglich, um ihre Sclaven gut zu halten. Diese hätten Alles voll auf, verkauften noch von ihrem Ueberfluß, wären sogar mit schönen Kleidern und Meubles besser versehen, als man wol glauben möchte, die Kranken würden verpflegt, die Alten von der Arbeit befreiet; kurz, wie man es bei ihm liest, wäre der Zustand mancher europäischen Bauern beklagenswerther, als der Zustand des westindischen Negers; nur seine eigene Faulheit oder Bosheit sei dort, wie überall, die Quelle der Armuth und des Elendes. Es ist in der That eine sehr niederschlagende Bemerkung, die aber in der Geschichte der Menschheit nur zu sicher gegründet ist, daß, so einleuchtend und unumstößlich die Propositionen der allgemeinen Sittenlehre, des Naturrechts und der Menschenliebe in thesi immer sein mögen, ihre Ausübung dennoch sehr oft mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und man bei dem unendlich Kleinen, was in der Welt Gutes geschieht, unwillkürlich auf den Gedanken zurück kommen muß, daß die Zwecke der Natur, die sich aus so bestimmten Intensionen und Verhältnissen unserer Geisteskräfte unter einander folgern lassen, wichtiger sein müssen, als selbst die Erhaltung jenes Gleichgewichts, welches nach Anleitung unserer Theorie zwischen den Rechten aller einzelnen Menschen Statt finden sollte. Je umfassender unsre Erkenntniß wird, desto mehr scheint Alles uns von dem Vorhaben abzuschrecken, dem langsamen Gange der Natur voraneilen zu wollen, indem das Gute, welches auf einer Seite durch Neuerungen bewirkt werden kann, von der andern nur gar zu leicht zerrüttende Folgen nach sich zieht. Die Abschaffung des Negerhandels und die Freisprechung der Sclaven in Westindien, welche den Gefühlen der Menschlichkeit, den Vorschriften einer milden, liebeathmenden, Religion, und sogar den Grundsätzen eines weisern Eigennutzes so angemessen scheinen, sind gleichwol so gefährliche Unternehmungen, daß vielleicht die Wohlfahrt Englands davon abhängt, und wenn sie plötzlich, ohne Einschränkung, wie es die Theorie und neulich sogar ein Parlamentsmitglied im Anfall der moralisch-politischen Schwärmerei verlangte, ins Werk gestellt würden, der blühendste Staat einen tödtlichen Stoß davon tragen könnte, ohne daß die Glückseligkeit der Freigelassenen selbst dabei gewönne. Der Geschäftsmann ist dabei nicht bloß zu entschuldigen, sondern vielleicht vor Andern ehrwürdig, wenn er auf seinem hohen überschauenden Standpunkte, über alles einseitige Gewäsch der Theoretiker hinweg, ruhig zusieht, wie sich das große Rad des Schicksals wälzt, und Bedenken trägt, vermessen hineingreifen zu wollen! Die Geschichte des Königreichs Dahomy in Guinea setzt Hr. N. gut auseinander, und sein Werk ist gleichsam als Fortsetzung von Snellgrave uud Atkins anzusehen, deren

Fehler er hin und wieder verbessert. Sowol der Eroberer, welcher dieses Königreich seinen Nachbarn furchtbar machte, als seine Nachfolger, begehen die unerhörtesten Grausamkeiten, und scheinen weder Gesetze zu fürchten, noch irgend ein Gefühl im Busen zu tragen, welches die Stelle des Gesetzes verträte. Die Reise des Verfassers von der Küste nach Abomey, der Residenz des Königs, enthält einige Bemerkungen über das Klima, die Sitten und die Lebensart in jenem Welttheil. Unter andern zeichnet sich die Nachricht, vom Harmattan aus, worin Hr. N. gegen Dr. Lind versichert, daß die Luft dabei der Gesundheit äußerst zuträglich sei, wenn gleich das Gefühl der Austrocknung den Europäern, und das Gefühl der Kälte den Negern unangenehm sein müsse. Eine Auflösung des Weinsteinsalzes in Wasser wurde, bei Nacht sogar, während des Harmattans in wenigen Stunden völlig trocken. Die Atmosphäre ist dabei mit einem Nebel oder Höherauch belastet, durch den man kaum die größern Sterne und die Sonne erst gegen Mittag, roth und ohne Strahlen, sieht. Alle Epidemien hören auf, sobald dieser Wind wehet; selbst Kranke, mit Blattern, Ruhr, hitzigen und Wechselfiebern Behaftete, werden schnell gesund. Alte Geschwüre und Ausschläge heilen in kurzer Zeit mit Hülfe dieses Windes.

10) Histoire du naufrage et de la captivité de Mr. de Brisson, Officier de l'administration des Colonies. 8. Genève et Paris. 1789. St. 125. S. 1251.

11) Aërostat dirigeable à la volonté, par Mr. le Baron Scott, Cap. de dragons etc. Paris. gr. 8. St. 143. S. 1439.

12) G. Forster's kleine Schriften. Erster Theil. Leipzig. St. 144. S. 1441.

13) Voyage au pays de Bambouc, suivi d'observations intéressantes sur les castes indiennes, sur la Hollande et sur l'Angleterre. Bruxelles et Paris. gr. 8. St. 146. S. 1463.

14) Voyage en Barbarie. gr. 8. 2 Voll. (par Mr. l'Abbé Poiret.) Paris. St. 156. S. 1561.

15) A narrative of four journeys into the country of the Hottentots and Caffraria, in the years 1777. 78. and 79. By Lieutenant William Paterson. London. gr. 4. St. 159. S. 1593.

16) A tour through Sweden, Swedish Lappland, Finland and Denmark etc. By Matthew Consett. Esq. London. gr. 4. St. 163. S. 1633.

Durch Einmischung der persönlichen Verhältnisse des Beobachters gewinnen Reisenachrichten ein Interesse für den Leser, welches die trokkenen Topographien nie erwecken können, weil man nur alsdann recht lebhaft Theil zu nehmen pflegt, wenn man durch die Erzählung bewogen wird, sich an die Stelle des Erzählers zu versetzen, und dieses nicht

leicht geschehen kann, sobald nur Resultate aufgezeichnet, und die Umstände hinweggelassen werden, unter denen man diese und jene Bemerkung machte. So behält der Leser zugleich mehr Freiheit, über den Werth der Beobachtung und die daraus zu nehmenden Folgerungen sein eignes Urtheil zu fällen. Wahr ist es, daß auf diese Art die Reisebeschreibungen sich unendlich vervielfältigen können, weil Jeder seine eignen Vorkenntnisse, die Bestimmung seines Gefühls, seine eigene Art zu sehen, mit sich bringt, und in demselben Lande immer wieder andere Gegenstände, als seine Vorgänger, oder auch dieselben unter verschiedenen Verhältnissen und von mehren Seiten, zu sehen bekommt. Diesem Uebel, wenn es eins ist, wissen wir keinen Rath: denn eine ausschließende normalische Ansicht des Erdkreises ist eine Beleidigung des Verstandes; wir erinnerten vielmehr schon bei einer andern Gelegenheit, daß die verschiedenste Behandlungsart in Werken dieses Faches Statt finden und ihr Verdienst haben könne, ohne daß eine die andere entbehrlich mache, oder ihr nur Abbruch thun dürfe. Die Pilgerfahrten ins gelobte Land, die schwedischen Reisen Linné's, Haselquist's, Kalm's, Osbeck's, Björnstahl's, Sparrmann's und Thunberg's; die deutschen eines Volkmann, Gerken, Sander, Nicolai, Bernoulli; die Weltumschiffungen und Seereisen der neuern Zeit; die englischen und anglisirenden Sittengemälde im Geschmack von Brydone, Coxe, Moore, Risbeck, und so manchen Andern, die man nennen könnte; sind eben so viele Klassen, deren jede ihren eigenthümlichen Charakter, und ohne Zweifel auch jede ihr Gutes hat. Bei Ländern unsers Welttheils, wovon man uns schon mit dem frühesten Unterricht einige Kenntniß beizubringen pflegt, ist es lehrreich und unterhaltend zugleich, zu sehen, welchen Eindruck sie auf Reisende von verschiedenen Nationen und Ständen machen, und was dort vorzüglich eines Jeden Aufmerksamkeit beschäftigt; so gewinnt man wenigstens an individueller Menschenkenntniß, wo man auf die erwartete Belehrung über die bereiseten Gegenden Verzicht thun muß. Die vor uns liegenden Briefe hatten für uns dieses Verdienst, indem sowol Inhalt als Vortrag uns volle Muße schenkten, den englischen Landjunker zu beschauen, der zum erstenmal über See in ein fremdes Land auf Abenteuer zieht. Alles, was nicht englisch ist, das Essen, die Munterkeit am Sonntag, das Händeküssen bei dem Frauenzimmer, die Ungezwungenheit im Umgange mit verheiratheten Frauen, das fällt ihm auf, und verliert auch wol bei der Vergleichung, die er anstellt; vieles, was er auf seiner Insel, nur nicht etwa in seinem Jagdreviere, hätte finden können, ist ihm unerhört. Z. B. den Auerhahn, Birkhahn und das Schneehuhn, die in Schottland zu Hause sind, beschreibt er weitläuftig unter ihren schwedischen Benennungen, und liefert ziemlich schlechte Abbildungen davon. Am ausführlichsten ist er bei der Beschreibung von den Lappländern. Sir Henry George Liddell, auf dessen Kosten die Reise unternommen ward, und der selbst von der Partie war, ließ zwei junge läppländische Mädchen nach England reisen, behielt sie eine Zeitlang auf seinem Landgute, und entließ sie dann wieder mit Geschenken, um in ihrem Vaterlande etwas von den Herrlichkeiten, die sie in England gesehen, erzählen zu können. Ihr Bildniß nach sehr verjüngtem

Maßstabe, und gleichsam auf der Landschaft verloren, ziert die Beschreibung; und sowol dieses Kupfer, als die bereits erwähnten von den Vögeln, nebst einer Abbildung des Rennthiers, einer Aussicht zu Tornea, einer in Upsala, und einem Holzschnitte, welcher den lappländischen Schlitten vorstellt, verdankt man der Freigebigkeit des eben genannten Baronets. Mit we cher Flüchtigkeit der Verfasser über die Gegenstände hinwegeilt, läßt sich aus der Seitenzahl schon abnehmen; allein auch von dieser Rechnung geht noch vieles ab, was nämlich mit Stellen aus Milton, Thomson, dem Spectator, Goldsmith u. s. w. ausgefüllt ist. Bei diesem allen ist dies Werkchen nicht ganz leer an Bemerkungen. Der Verfasser hat Sinn für die Schönheiten der Natur, und weiß sie auch in jenen rauhen Polargegenden hervorzusuchen; und unter der Menge von trivialen Anzeichnungen findet sich hier und dort eine, die man noch benutzen kann.

17) Observations and réflexions made in te course of a journey through France, Italy and Germany; by Hester Lynch Piozzi. London. 2 Voll. St. 171. S. 1718.

18) Description de la Nigritie, par Mr. P. D. P. Amsterdam et Paris. gr. 8.

19) The Indian Vocabulary. 8. London. St. 174. S. 1752.

20 und 21) A narrative of the transactions in Bengal, during the soobahdaries of Azeem us khan, Jafferkhan, Shujakhan, Sirafraz khan and Alyvirdykhan. 8. — Memoirs of Khojeh Addul kurreem. 8. Calcutta, 1788. St. 180. S. 1804 und 1805.

22 und 23) Observations relative chiefly to pittoresque beauty, made in the year 1776 on several parts of Great-Britain, particularly the Highlands of Scotland. (by Gilpins.) — Observations on the river Wye and several parts of South-Wales, relative chiefly to pittoresque beauty, made in the summer of the year 1770. London. 8. St. 182. S. 1717. 1719.

24) A voyage round the world, but more particularly to the northwest coast of America, performed in 1785 — 1788, in the King George and Queen Charlotte, captains Portlock and Dixon. By Captain Nathaniel Portlock. 4. London. St. 191. S. 1913.

25) A narative of the military operations on the Coromandel coast, against the combined forces of the French, Dutch and Hyder Ally Cawn, from the year 1780 to the peace in 1784; in a series of letters. etc. by Inres Munro, Esquire. 4. London. St. 195. S. 1953.

26) Neuere Geschichte der See- und Landreisen. Erster Band. Nachrichten von den Pelew-Inseln. gr. 8. Hamburg. Ebend. S. 1959.

27) Travels through the interior parts of America, in a series of letters, by an Officer (Thomas Anburey. 8. 2. Voll. London. St. 196. S. 1967.

Jahrgang 1790.

1) The Voyage of Governor Phillip to Botany-Bay, with an account of the colonies of Port Jackson and Norfolk-Island, compiled from authentic papers. To which are added the journals of Lieuts. Thortland, Watts, Ball and Capt. Marshall. 4. London, 1789. St. 32. S. 315.

2) Journal of the passage from India, by a route partly unfrequented, through Mesopotamia, Armenia and Natolia or Asia minor etc. by Thomas Howel, M. D. gr. 8. London. St. 39. S. 391.

3) Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder u. s. w. von J. H. L. Meierotto. 8. Berlin. St. 50. S. 509.

Es ist oft Gewinn für die Wissenschaft, wenn der Scharfsinn und die Beurtheilungskraft des Denkers den gebahnten Pfad der Methode verläßt, um in einem Fache, wo dem nach seinem System gebildeten Gelehrten vermeinte Grundwahrheiten den Weg zu Entdeckungen verschließen, eine neue, eigenthümliche Bahn zu brechen. Der verdienstvolle Verfasser dieser, vor der Akademie der Wissenschaften in Berlin gehaltenen, Vorlesung, zählt die Bekanntschaft mit den Hypothesen Anderer über die Umbildungen der Erde, zu den Vergnügungen, die er sich bis jetzt noch vorbehalten müsse; und ohne selbst über die Veränderungen des ganzen Planeten urtheilen zu wollen, liefert er seine Bemerkungen über einen kleinen Bezirk, das Thal der Oder, von ihrem Ursprung an, bis hinab in die Sand- und Meerebenen am Strande der Ostsee. Alles Wasser, welches sich jetzt in diesem Behälter befindet, könne wol, meint der Verfasser, einst als Eis auf den ehemals weit höhern Berggipfeln, gestanden haben. Steile Gebirgskerne ragten aus den dürren, allmälig abschüssigen Tiefe herauf. Mit der Zeit schmolz etwas vom Rande des Eisbergs; die Sonne, der Nebel, die herabrieselnden Bäche, verwitterten den Fels, er zerklüftete sich, die Wasser rissen Theilchen mit sich fort und bahnten sich ihren Weg. Es entstanden Landseen auf den Berggipfeln: ihre Gewässer stiegen immer mehr an, bis sie endlich überströmten, oder an schwächern Stellen durchbrachen, und niedriger liegende Thäler überschwemmten. Aus den zerriebenen Gebirgstheilchen setzten sich neue Schichten an, bis auch der zweite Gebirgskranz riß und die Wassermasse den tiefsten Kessel des Thals füllte. Zu diesen Operationen brauchte die Natur vielleicht mehre Jahrtausende;

denn alle Geschiebe, welche das Oberthal bis an die Ostseite füllen, zeugen deutlich von einer sehr langsamen Entstehung durch unmerkliches Abreiben. Es konnten mittlerweile ganze Generationen von Seethieren, Polypen und Korallgewürmen in einzelnen Seen die Periode ihres Daseins absolviren, und ihre hinabgeschwemmten Trümmer sich den Schichten späterer Bildung einverleiben; Granitmassen konnten zermalmt, und zu Sand zerrieben werden, der jetzt Strecken von ungeheurem Umfange deckt. Die Phänomene der Natur in der Gegend, die der Verfasser beschreibt, sind, seines Erachtens, der Meinung nicht günstig, welche die Geschiebe und den Sand auf der Stelle, wo man sie findet, entstehen läßt. Seine Vorstellungsart hingegen bestätigt sich an Allem, was Herodot vom Entstehen des thessalischen Thals erzählt, stimmt überein mit der von Wallis beschriebenen jetzigen Beschaffenheit des Feuerlandes, und ist noch anwendbar auf die lappländischen Alpen. Die Trümmer, welche unsern Continent decken, haben auf den höchsten Gebirgen Raum genug gehabt, und das Wasser, welches sich in der Ostsee sammelt, nebst dem, welches noch auf den höchsten Gebirgen um sie her und auf den Ebenen steht oder läuft, kann ebenfalls auf jener höchsten Höhe gestanden haben. Hierüber gibt eine am Ende angehängte Anmerkung muthmaßliche Aufschlüsse. Man muß die Ausführung dieser Sätze, die wir hier nur unvollkommen ausheben, bei dem Verfasser selbst lesen und sich zugleich den lauteren Genuß verschaffen, den die Ausschmückung eines an sich ernsthaften Gegenstandes durch eine bei den Alten genährte Phantasie und eine geschmackvolle Behandlung unserer Sprache sicher gewährt. Uns fallen zwar bei dieser neuen Theorie einige Schwierigkeiten ein, unter denen die Entstehung der organisirten Körper auf einem lediglich aus zermalmten Steintheilchen gebildeten Boden keine der kleinsten ist. Auch scheint es uns schwer, die Bildung mancher Mineralien zu erklären, indem hier frisches Wasser an die Stelle eines mit Salz- und vielleicht manchen andern auflösbaren Theilchen geschwängerten Meeres tritt. Allein wir fühlen, daß Einwendungen dieser Art eine jede erdenkliche Geogenie treffen müssen: denn jede ist haltbar, bis auf den Punkt, wo sie das Unbegreifliche berührt; es liegt aber in der Natur der Sache, daß keine diesen Punkt umgehen kann. Ihr Verdienst besteht daher auch eben in der neuen Ansicht, die sie uns gewähren; denn, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Verschiedenheit der Einbildungskraft gibt eben so viele Gesichtspunkte, und eben so viele Entwürfe, als Menschen sind, die sich mit einem solchen Gegenstande beschäftigen mögen. Wir müssen nur nicht vergessen, daß es uns gleich unmöglich ist, einen Anfang der Welt, oder ihre Ewigkeit zu begreifen, und daß wir die Vermählung der Form mit der Materie nicht ergrübeln werden, wir mögen äonenlange, oder nur siebentausendjährige Revolutionen annehmen. Zur Erklärung irgend eines Entstehens reichen unsere Kräfte nicht hin. Ob eine Milbe sich allmälig bilde, oder aus einer Reihe präformirter Keime sich entwickele, so ist jene Bildung und diese Präformation so wenig innerhalb der Grenzen unsers Verstandes, als die Hervorbringung des Sinnenalls aus Nichts. Wenn wir uns also gezwungen sehen, solche theils immer feiner

zerschnittene, theils immer mehr concrescirende Maße zu ersinnen, je weiter die Grenzen der extensiven Erkenntniß von uns zurückweichen; wenn wir Mikroskope und Mikrometer bedürfen, um eine Theilbarkeit der Materie zu unterscheiden, die vor unserm Auge verschwindet; Tertienuhren, um die Elemente eines Augenblicks zu zählen; oder wenn wir, um die gegenseitige Entfernung der Tausende von Sonnenheeren auszudrücken, die Herschel mit seinem Seherohr entdeckt hat, den Diameter einer Milchstraße zur Meßruthe nehmen müssen, und um die Folge der Epochen zu bezeichnen, von deren Dasein die Trümmer der Erdrinde unsern Geologen Zeugniß zu geben scheinen, Zeitabschnitte von Jahrtausenden zu unbedeutend finden: so müssen wir uns nur von Zeit zu Zeit erinnern, daß wir nóthwendig einen wachen Traum fortträumen; und dieses Orientiren, wenn der Ausdruck uns vergönnt ist, muß doch dem Menschen leichter sein, als man nach der Anhänglichkeit der Gelehrten an ihre Systeme vermuthen sollte, weil eben diese Systeme, wenn sie die Bildung der Erde betreffen, wie Hr. M. sehr wahr bemerkt, sogar keine Theilnahme erwecken. Kein Wunder! Die Linien des Objectivsinnlichen lassen sich ins Unendliche verlängern; aber sobald wir damit über die Grenzen unserer subjectiven Sinnlichkeit hinausgetreten sind, wird das Ungeheure offenbar. Es verhält sich damit, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, wie mit Mercators geradliniger Kartenprojection: in der Gegend des Aequators fallen die Grade mit den wahren Umrissen zusammen; aber wie die Grade wachsen, so entfernen sie sich von sinnlicher Wahrheit, und es ist unmöglich, mit Parallellinien je den Pol darzustellen. Schon die Wahrscheinlichkeit der ältern Geschichte wird durch diese Projection des menschlichen Wissens afficirt, und jenseits des Punktes der Menschenschöpfung, wie mag sich da das Verhältniß der Vorstellung zur Wirklichkeit nur errathen lassen? Verhältniß ist indessen gewiß in jeder Absicht, die auf den Bedingungen der Sinnlichkeit beruhet, und wir sind nun einmal so gestellt, daß wir durch die Vervielfältigung der Gesichtspunkte uns zu ersetzen suchen müssen, was uns an reeller Erkenntniß abgeht. Daher haben die Untersuchungen dieser Art jederzeit so viel Anziehendes für den denkenden, emporstrebenden, umfassenden Geist. Reich an Ideen der Anschauung, schafft er sich Vorstellungen des Vergangenen aus dem Gegenwärtigen; dies ist seine Initiation in die Geheimnisse der Schöpfung.

4) Elogio d'Amerigo Vespucci. Fiorenza, 1786. St. 51. S. 515.

Das Elogio d'Amerigo Vespucci des P. Stanislaus Canovai, welches von der Akademie zu Cortona gekrönt worden, ist, neben Dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore, auf 80 Seiten in klein Quart noch im Jahre 1786 gedruckt erschienen. Die Preisfrage hatte der Graf von Dürfort, französischer Gesandter am toscanischen Hofe, aufgegeben, und den Preis von 100 Scudi aus eigenen Mitteln bestimmt. Die Lobschrift auf Vespucci füllt nur 36 Seiten, und ist in einem nicht blos rednerischen, sondern bisweilen ans Schwülstige grenzenden, Styl, geschrieben; jedoch philosophirt der Verfasser

darin mit vieler Freimüthigkeit über den Werth der Entdeckung von Amerika, über Eroberer, Tyrannen, große Männer u. s. f. oder vielmehr, er wiederholt in seiner Sprache, was die französischen Schriftsteller seit einiger Zeit so laut und kühn in der ihrigen sagen. Vor Allem bemühet er sich, seinen Helden gegen die Verkleinerer seines Ruhms zu schützen, und da er in der Lobschrift auf die Thatsachen sowol, als auf Streitpunkte, nur anspielen konnte, um nicht aus seinem poetischen Schwunge zu kommen, so läßt er die Abhandlung folgen, worin er die acht Fragen besonders erörtert: 1) Ob Amerigo Vespucci vor 1497 schon gereist sei? 2) ob seine Absichten bei diesen Unternehmungen bloß kaufmännisch waren? 3) ob er der Anführer der Flotten gewesen sei, womit er das feste Land von Amerika die beiden ersten Male besuchte? 4) ob Columbus die Reisen von Vespucci habe verhindern können? 5) ob Vespucci der erste Entdecker des festen Landes sei? 6) ob diese Entdeckung so etwas Leichtes gewesen sei, nachdem die Inseln bereits aufgefunden waren? 7) ob man ihm die Entdeckung von Brasilien zu verdanken habe? 8) ob er es selbst gewesen sei, der dem neuen Continent seinen Namen gegeben? Alle diese Fragen werden zu Gunsten des Amerigo Vespucci entschieden, hauptsächlich zur Widerlegung des Tiraboschi, der in seiner Storia della Litteratura d'Italia alles gesammelt hatte, was man sonst gegen diesen Entdecker aufgezeichnet findet. Es ist wol nicht zu läugnen, daß man gegen Vespucci zu weit gegangen ist, um gegen Columbus gerecht zu sein. Jener war sicherlich einer der größten Seemänner seiner Zeit und hatte zugleich einen seltenen Grad von Ausbildung erreicht; allein so sehr sich auch der P. Canovai sträubt, so unläugbar bleibt es doch, daß die Entdeckung der Lukayen der erste Schritt zur Entdeckung des festen Landes war, um so mehr, da er es selbst bestätigt, daß Vespucci sich auf der Flotte des Columbus befand, als dieser jene wichtige Entdeckung machte. Der Verfasser sucht alles hervor, um darzuthun, daß die Entdeckung des festen Landes, selbst nach der Auffindung der westindischen Inseln, ein großes effort du génie gewesen sei, und erinnert an den Ruhm, den Newton sich durch die Analysis des Unendlichen erwarb, obgleich Wallis, Brunker und Fermat, ja selbst Archymedes, schon nahe daran gestreift hätten. Wenn er aber gleich darauf seinen Helden zum Entdecker der echten Methode, die astronomische Länge zur See zu beobachten, erhebt, so muß man lächeln, wie dieselben Verhältnisse jetzt aufhören, für ihn dieselben zu sein, sobald daraus ein Lob mehr für den Mann bereitet werden kann, der nun einmal der Gegenstand seiner Bewunderung sein sollte. Die Alphonsinischen Tafeln und die Instrumente des 15. Jahrhunderts gaben einer Beobachtung des Abstandes zwischen dem Mond und den Sternen gewiß weniger Zuverlässigkeit, als eine sorgfältige Berechnung des zurückgelegten Weges nach dem Schiffstagebuche damals haben konnte; — und nun gar so etwas mit der Längenbestimmung zu vergleichen, die man jetzt mit Beihülfe der Mayerischen und Shepherdischen Tafeln und des Hadleyischen Sextanten entwerfen kann! Den spanischen Geschichtschreiber Herrera würdigt der Verfasser tief hinab, und, wie uns dünkt, nicht ohne Grund. Unersetzlicher Verlust ist es, daß Vespucci's eigene

ausführliche Relation seiner verschiedenen Reisen verschwunden ist, und blos seine Privatbriefe an Lorenzo von Medicis übrig geblieben sind. Daß er selbst weit davon entfernt gewesen, das ganze feste Land im Westen nach seinem Namen zu benennen, beweiset der Verfasser unwidersprechlich; denn der Name Amerika ist erst nach Vespucci's Tode aufgekommen, und ward auch alsdann erst dem von ihm entdeckten Brasilien zugeeignet, bis man ihn allmälig über das Ganze ausdehnte.

5) Voyage de Monsieur le Vailland dans l'intérieur de l'Afrique, par le Cap de bonne espérance, dans les années 1780—85. 8. 2 Voll. Paris. St. 54. S. 537.

Dies ist wieder eins von den Produkten des Auslandes, bei denen man wünschen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieser Sinn, der vorzüglich in Frankreich so allgemein ist, sich doch einer gewissen zahlreichen Klasse von einheimischen Schriftstellern einimpfen ließe. Wenn man diese Reisebeschreibungen einmal in die Hand genommen hat, kann man sie nicht ungelesen wieder weglegen; und indem man liest, läuft der Faden der Erzählung so ohne allen Anstoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorstellung eines unzertrennlichen, gleichsam beseelten, Ganzen, dem Leser vom Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt, da hingegen die Werke des geschmacklosen Fleißes von diesem schöpferischen Gepräge nicht die geringste Spur verrathen, sondern todte Zusammensetzungen sind, deren Fugen oft bis zum Uebelstand ins Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verlust bemerklich zu machen. Erzwingen läßt sich freilich auch vom Schriftsteller nicht die ästhetische Vollkommenheit; sie muß, wie alles Schöne, aus der innern Energie des Geistes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß sich ein enthusiastischer Mittheilungstrieb gesellen. Diese künstlerische Spontaneität, die dem Mannigfaltigen Einheit gibt, ist aber seltener, als eine gewisse passive Empfänglichkeit; folglich sind die gelehrten Compilatoren und Copisten häufiger, als geistreiche Schriftsteller und Künstler von Genie. Trennen ist leichter, als vereinigen; aber das letztere gewährt bei weitem den höhern Genuß, zumal dem Zuschauer, der nicht selbst handelt, sondern nur auf das Werk eines Andern hinblickt. Wahr ist es, die Assimilation, welche wir hier voraussetzen, kann leicht so weit gehen, daß man die ursprüngliche Beschaffenheit der einzelnen Bestandtheile nicht mehr erkennt; allein auch hier gibt es einen Mittelweg diesseits der Täuschung, den der Mann von einfachem, unbefangenem Gefühl am ersten einzuschlagen weiß. So erklären wir uns wenigstens die Theilnahme, die ein junger Mann für sich und seine Beobachtungen erweckt, der, in den Wäldern von Surinam geboren und erzogen, seine Jugendjahre mit den Uebungen des Jägers, und des durchaus nur praktischen Naturforschers zubrachte, und bei diesen Beschäftigungen von einer unwiderstehlichen Begierde, den Menschen und die Schöpfung in ihrem ungekünstelten Zustande zu betrachten, ergriffen ward. Wenn wir uns bis hieher bei der Einkleidung aufgehalten haben, so ist es nicht, weil

der Stoff etwa minder wichtig oder belehrend wäre. Wie vieles uns, nach allem, was wir über das südliche Afrika besitzen, dorther noch zu wünschen übrig bleibt, und was der Beobachtungsgeist, von einem gewissen Kraftmaße begleitet, noch leisten könne, ist jedem Sachkundigen offenbar. Der Verfasser ist zwar weit davon entfernt, seinen Gegenstand erschöpft zu haben; allein er gewährt uns zuverlässig eine Menge neuer Ansichten. Er versinnlicht uns alles ungleich lebhafter als seine Vorgänger; und seine Methode, sich in allen Stücken den uranfänglichen Eingebornen des Landes zu nähern und zu ihrer dem Klima angemessenen Lebensart zu bequemen, die auf die Festigkeit seines Characters schließen läßt, mußte ihn in Stand setzen, unzählige engere Verhältnisse richtiger und vollständiger, als bis dahin geschehen war, aufzufassen. Ihm verzeiht man es daher, daß auch er sich von dem Fanatismus für die Ungebundenheit des Wilden hinreißen läßt, womit ein berühmter Sophist sein Zeitalter angesteckt, und jetzt beinah ein ganzes Volk zu unsinnigen *levellers* umgeschaffen hat; denn er stieg hinab in die unterste Klasse des Menschengeschlechts, und genoß bei Kaffern und Hottentotten das einfache Glück, welches der inconsequente Theorist dem Wilden andichtete, ohne selbst davon kosten zu mögen. Es fehlte aber auch nicht viel, so wäre es des Verfassers Schicksal gewesen, die Lebensart dieser Nomaden aus Noth zur seinigen zu machen, weil wenige Tage nach seiner Ankunft am Cap das Schiff, auf welchem alle seine Geräthschaften und Zurüstungen zur Reise ins Innere befindlich waren, in die Luft flog, und die großmüthige Freundschaft des Fiskals, Herrn Boers, ihm den Verlust in so weit ersetzte, daß er seinen Endzweck als Naturforscher nicht verfehlte. Um denselben desto sicherer zu erreichen, vermied er sorgfältig den Aufenthalt bei den holländischen Colonisten im Innern des Landes, und wählte sich lauter Hottentotten zu Begleitern, mit gänzlicher Ausschließung aller europäischen, oder weißen Gesellschafter. Jene Pflanzer, zumal diejenigen, die entfernt von der Capstadt am Sonntagsfluß und im Kamdabo wohnen, schildert er nicht zu ihrem Vortheil; und ihren unzuverlässigen Berichten schreibt er die Uebertreibungen und Irrthümer zu, die er von Zeit zu Zeit in den Tagebüchern seiner Vorgänger zu tadeln findet. Noch gehässiger, und, wir fürchten, nur zu sehr gegründet, sind die Beschuldigungen von fühlloser Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche diese bösartigen Menschen gegen die unabhängigen Stämme der Kaffern ausüben, die, nach unsers Verfassers Erfahrung, wie die Hottentotten, zu den harmlosesten Hirtenvölkern des Erdenrunds gehören. Für die Unterredungen mit diesen Ansiedlern, die Sparrmann öfters in seiner Reisebeschreibung mittheilt, entschädigt uns Hr. le Vaillant durch manche Schilderung seiner Abenteuer bei Tag und bei Nacht, seiner Jagden und Lebensgefahren, seiner Freuden im Kreise des Trupps von Hottentotten, die sein Zugvieh und seine Heerde hüteten; denn um die großen Wildnisse durchstreifen zu können, ohne Hungernoth befürchten zu müssen, bot sich ihm das natürliche Mittel dar, mit einer großen Heerde von Schafen, Ziegen, Kälbern und Rindern, wie die Eingebornen des Landes, von einem Orte zum andern zu ziehen. Die kleinen charakteristischen Züge, womit er seine Erzählung

ausschmückt, kürzen den Weg durch die Wüste, und das glückliche Talent des Verfassers, sich in jede Lage zu finden, sich aus jedem Ereignisse einen Genuß zu bereiten und selbst im Umgange mit seinen Thieren einigen Ersatz für die Abwesenheit Derer, die seinem Herzen näher waren, auszumitteln, erhält die Aufmerksamkeit in steter Spannung, und belohnt sie durch lauter heitre Bilder. Ein Pavian den er mitgenommen hatte, kostete die Wurzeln und Früchte, wovon man sich hernach ohne Gefahr nähren durfte, oder er entdeckte sie auch wol zuerst; und der Hahn, der auf seinem Wagen reisete, war bestimmt, ihm die Tageszeiten anzudeuten, auf den Fall, daß seine Uhr unbrauchbar geworden wäre. Die Geschichte dieses Pavians ist zugleich ein lesenswerther Beitrag zu dem Kapitel von der Perfektibilität der Thiere, welches die Naturkundiger bisher nur oberflächlich berührten; und seine Beschreibung des Abends, an welchem er zum erstenmal das Kästchen mit den Maultrommeln öffnete, und alle seine Hottentotten mit diesen Wunderdingen beschenkte, liefert mehr als einen Strich zum Gemälde des menschlichen Herzens. Sein Aufenthalt bei einer Horde von Gonaquas ist der wichtigste Theil seiner ersten Reise, und gab ihm Gelegenheit, diesen Stamm von unabhängigen Hottentotten umständlich zu beschreiben. Die kleine Episode seiner Herzensangelegenheit mit der jungen Narina ist mit so leichter Hand ausgeführt, und athmet eine so naive Unschuld, daß man auch für den etwanigen dichterischen Schleier, wenn anders Verschönerung hier Statt findet, dem Verfasser Dank wissen muß. Die Gonaquas machen, nach dem Urtheile des Verfassers, den Uebergang vom Kaffer zum eigentlichen sogenannten Hottentotten, und haben nicht mehr das ungewöhnlich spitzige Kinn, welches die Letztern auszeichnet; auch in ihren Sitten äußert sich die Verwandtschaft mit den Kaffern. Er spricht sie frei von der ihnen angeschuldigten Gewohnheit, den Säugling, dem die Mutter stirbt, mit ihr lebendig zu begraben, und will auch von den ekelhaften Hochzeitsgebräuchen nichts wissen, die noch immer auf das Zeugniß der Colonisten wieder erzählt werden. Eben so unwahr ist es, daß die Hottentotten bei jeder Veränderung ihres Aufenthaltes ihre Alten unbarmherzig zurücklassen sollten. Feindlicher Ueberfall, Hungersnoth und Blatternansteckung sind die einzigen Fälle, wo zuweilen der Schwache und Abgelebte, der dem Feinde, dem Hunger oder der Krankheit nicht entfliehen kann, von der unglücklichen, in der Wüste vielleicht nur langsamer sterbenden, Horde verlassen wird. Wenn nicht dringende Noth sie zu diesem Schritte zwingt, werden die Alten sorgfältig auf Ochsen gesetzt, so oft man mit den Heerden in grasreichere Gegenden zieht. Dagegen behauptet er gegen Hrn. Sparrmann, daß die halbe Entmannung noch wirklich bei einigen nördlichen Horden, unter 28° südlicher Breite, nämlich den Geißiquas und Koraquas, Statt findet; daß die Gonaquas nicht beschnitten sind, sondern im Gegentheile sich durch eine sehr lange Vorhaut auszeichnen; daß die Absonderung eines Gliedes von den Fingern oder Zehen keine allgemeine Sitte, sondern nur in einzelnen Kraals üblich ist; endlich, und zwar dieses nach hinlänglicher Besichtigung, daß der berühmte natürliche Schurz der Hottentottinnen nichts weniger als eine aus der Luft ge-

griffene Erdichtung, aber auch keine angeborne Abweichung von der gewöhnlichen Bildung, sondern eine durch Kunst hervorgebrachte Methode einzelner Familien oder Personen ist, deren äußere Schamlefzen (keinesweges die Nymphen) sich bis zu einer Länge von neun Zollen durch Zerren und Anhängen von Gewichten verlängern lassen. Von dieser seltsamen Verunstaltung liefert er eine Abbildung, so wie von den Hottentotten, den Gonaquas und Kaffern, beiderlei Geschlechts. Es hat uns geschienen, daß des Verfassers guter Wille bei diesen Zeichnungen von seiner Kunstfertigkeit nicht gehörig unterstützt worden ist; man erhält nur den ersten allgemeinen Eindruck von den charakteristischen Nationalunterschieden, und auch diesen nur auf die Gesichtszüge eingeschränkt, und verlangt noch immer, daß einmal die Verhältnisse der einzelnen Theile gegen einander von einem Künstler, der eigentlich wüßte, worauf es ankommt, nach der Natur aufgenommen werden möchten. Von den Kaffern sah Hr. le Vaillant nur einen kleinen Trupp; denn unglücklicher Weise traf er einen Zeitpunkt, wo es zwischen ihnen und den Colonisten aufs Aeußerste gekommen war, und die Letztern auf einem Zuge gegen die rechtmäßigen Besitzer ihrer angebornen Gefilde mehr als 20,000 Stück Vieh erbeutet, verschiedene Kraals verbrannt, und unter ihren Einwohnern eine starke Niederlage angerichtet hatten. Dessen ungeachtet wagte er sich, auf das Wort der wenigen Kaffern, die er gesprochen hatte, und die er bald überzeugte, daß er mit ihren Widersachern keine Gemeinschaft habe, mehre Tagereisen weit in ihr Land, mußte aber, da er überall verheerte oder doch verlassene Wohnungen fand, wieder umkehren, und endlich, um seine ungeheure Sammlung von ausgestopften Thieren und Vögeln in Sicherheit zu bringen, den Rückweg nach der Capstadt über die Schneegebirge, den Aufenthalt der sogenannten Buschmänner, antreten. Diese feindseligen Geschöpfe bilden keinen eigenen Stamm von Hottentotten, sondern sind ein zusammengelaufenes Gesindel von Mulatten, Negern, Mestizen, Hottentotten und Bastarten, die der Strafe ihrer Verbrechen entlaufen, und jetzt vom Raube leben. Die gelben oder sogenannten Hottentotten, die man zuweilen mit den Buschmännern verwechselt, sind hingegen ein besonderer Stamm, und wohnen unter der südlichen Sonnenwende. Die Reise, auf welcher der Verfasser diese Grenzen überschritt und diese eigene Art von Hottentotten, welche in der Sprache ihrer Brüder Hauswaana heißen, besuchte, haben wir noch von ihm zu erwarten. Er verspricht auch eine ausführliche Ornithologie von Afrika, und eine eben so umständliche Beschreibung aller von ihm selbst gesehenen vierfüßigen Thiere und ihren Sitten. Aus diesem Grunde enthalten wir uns auch, hier die einzelnen naturhistorischen Bemerkungen auszuzeichnen, die wir zerstreut in den beiden vor uns liegenden Bänden angetroffen haben. Nur um die Erwartung des Naturforschers zu spannen, ist dem zweiten Bande eine kurze vorläufige Nachricht von dem Camelopardalis oder der so wenig bekannten und bis jetzt so schlecht gezeichneten Giraffe, angehängt. Die beiden Abbildungen, welche das männliche gehörnte und das weibliche ungehörnte Thier dieser Art vorstellen, scheinen getreu zu sein, und geben einen angemessenern Begriff, als die

Carricaturen in Buffon's Supplement, oder in Patterson's neuem Tagebuche. Die Bemerkung, daß die Straußen ihre Eier selbst brüten, und nicht, wie die Fabel sagt, der Sonne und dem Schicksal überlassen, war bereits bekannt; hingegen ist dem Verfasser die Entdeckung eigen, daß mehre Straußen ihre Eier zusammenlegen, und sich während des Brütens ablösen; auch daß sie bei jedem Neste eine verhältnißmäßige Anzahl Eier unbebrütet liegen lassen, die hernach ihren neuausgeschlüpften Hühnchen zur ersten Speise dienen. Aus mündlichen Nachrichten wissen wir, daß die Sammlung von Zeichnungen, noch mehr aber die von ausgestopften Vögeln, die der Verfasser nach Paris gebracht hat, an Menge, Seltenheit und Pracht der Farbenmischungen fast Alles übertreffen soll, was man in der Art bisher gesehen hat. Es ist also nur zu wünschen, daß sein Enthusiasmus für die Wissenschaft, der so manchen Mühseligkeiten trotzte, nicht durch die Unruhen, welche sein jetziges Vaterland zerrütten, im Hafen selbst und schon am Ziele, scheitern möge!

Jahrgang 1791.

1) Journal of a Voyage to New-South-Wales, with sixty-five plates of nondescript animals, birds, lizards, serpents, curious cones of trees and other natural productions. By John White, Esq., Surgeon-General to the settlement. 4. London, 1790. St. 6. S. 49.
2) Beiträge zur Naturgeschichte, von Blasius Merrem. gr. 4. Duisburg und Lemgo. St. 9. S. 82.
3) Versuch eines Grundrisses zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Von ebendemselben. gr. 4. Leipzig. St. 9. S. 85.
4) Voyage from New-South-Wales to Canton, in the year 1788. by Thomas Gilbert Esq., Commander of the Charlotte. 4. London, 1789. St. 27. S. 267.
5) A narrative of the mutiny on board His Majesty's ship Bounty and the subsequent voyage of part of the crew in the ship's boat from Tofoa one of the Friendly Islands, to Timor, a Dutch settlement in the East-Indies. Written by Lieutenant William Bligh. 4. London, 1790. St. 30. S. 291.

Der Trägheit und Gleichgültigkeit der Menschen, und demnächst auch einem unergründlichen Verhängniß, welches oft die gemeinnützigsten Entwürfe scheitern läßt, muß man die langsamen Fortschritte alles Guten zuschreiben, worüber der Optimismus zwar den Verstand abfertigen, aber das Herz nicht trösten kann. Eins der auffallendsten Beispiele vom Mißlingen der wohlthätigsten Anwendung der Schifffahrt

und der Entdeckungen im Südmeere haben wir vor Augen. Die Brotfrucht ward, als das vortrefflichste Nahrungsmittel heißer Länder, und der Baum, der sie trägt, als merkwürdig wegen seiner ungemein leichten Fortpflanzung, im Jahr 1774 in England näher bekannt. Umsonst erinnerte man, wie nothwendig die menschenfreundliche Vorsorge sei, diesen Baum nach Westindien zu verpflanzen, um das Schicksal der unglücklichen Negersclaven durch den Anbau eines so vortrefflichen, ergiebigen, so wenig Pflege heischenden Produkts zu erleichtern. Erst nach Verlauf von 15 Jahren traten — nicht die westindischen Kaufleute und Pflanzer — sondern einige wohldenkende, aufgeklärte Männer, hervor, und machten sowol den König, als das Admiralitäts=Collegium, aufmerksam auf die aus jener Verpflanzung zu hoffenden Vortheile. Ein Schiff von ganz besondrer Construktion ward ausgerüstet, um als schwimmende Baumschule mehre 100 Brotbäume aus Otaheiti nach Westindien tragen zu können; und Capitain Bligh, der den großen Cook auf seiner letzten Reise begleitet hatte, ward zur Führung desselben angestellt. Im December 1787 ging die Abreise vor sich, und am 26. October des folgenden Jahres kam Capitain Bligh, nachdem er zuvor einige Entdeckungen gemacht hatte, in Otaheiti an. Er blieb daselbst bis zum 4. April 1789, nahm 1015 schöne junge Brotbaumstämme, nebst vielen andern Obstsorten jener Insel, an Bord, und schiffte nach den freundschaftlichen Inseln, wo er sich mit Holz und Wasser versorgte. Am Tage nach der Abreise von Anamoka, den 28. April, zu einer Zeit, da die sämmtlichen Pflanzen an Bord in vollem Wachsthum standen und die ganze Schiffsgesellschaft sich bei der vollkommensten Gesundheit in einem mit allen Erfordernissen herrlich versehenen Schiffe einer glücklichen Wirderkehr in ihr Vaterland schmeicheln konnte, erregte der eine Steuermann, Namens Fletscher Christian, früh Morgens einen Aufruhr, nahm den Capitain in seiner Cajüte gefangen, setzte ihn, nebst 18 Andern in das Schiffboot, mit einem geringen Vorrath von etwa 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund gesalzenem Schweinefleisch, 6 Quart Rum, 6 Flaschen Wein und 112 Quart Wasser, und überließ sie ihrem Schicksale; vermuthlich in der Ueberzeugung, daß es ihnen unmöglich sein würde, dem Ungestüm der Wellen, und der Grausamkeit der Insulaner, wohin sie ihr Weg führen müßte, zu entgehen. Allein es gelang diesen Unglücklichen, — nach einer gefahrvollen schrecklichen Fahrt von mehr als 1200 Seemeilen in einem elenden offenen Boote, wo sie fast unaufhörlich durchnäßt und von Kälte erstarrt, mit jeder neuen über sie hin stürzenden Woge ihrem Untergange entgegensahen, und, was weit grausenvoller war, vor Hunger und Durst beinahe verschmachteten, ohne es wagen zu dürfen, in ihrem völlig wehrlosen Zustande an irgend einer bewohnten Insel zu landen — unter der Führung ihres standhaften und mit großer Gegenwart des Geistes begabten Capitains, die holländische Niederlassung Coupang auf der Insel Timor zu erreichen. Die einfache, rührende Erzählung dieser schaudervollen Rettung liegt vor uns. Die strenge Ordnung, welche Capitain Bligh einführte, um mit dem geringen Mundvorrath auf einen Zeitraum von 47 Tagen auszukommen, trug unstreitig zur Rettung dieser armen Verstoßenen

das meiste bei. Mit einer Pistolenkugel wog er täglich zweimal einem Jeden ein Fünfundzwanzigtheil eines Pfundes Zwieback zu, und ließ Jeden einen Schoppen Wasser trinken. Die Kranken labte er mit einem Löffel voll Wein oder Rum, und die Vögel, die ihnen die Vorsehung zuweilen schickte, ließ er durch das Loos vertheilen. Während eines 16tägigen Regens fand er kein besseres Mittel sich und seine Leute zu erwärmen und gesund zu erhalten, als dieses, daß sie ihre Kleider, so oft sie vom Regenwasser durchnäßt waren, durch das Seewasser zogen und dann wieder ausdrückten. Das Salz des Seewassers, indem es die Haut reizte, verursachte ihnen die Empfindung, als hätten sie trockene Kleider angelegt. Länger hätte die Reise jedoch nicht währen dürfen, denn die Kleider nutzten sich auf diese Art schneller ab, als der menschliche Leib durch alles gehäufte Ungemach, dem er hier ausgesetzt war. Es macht diese Fahrt noch merkwürdiger, daß gleich Anfangs, auf der Insel Tofoa, die Einwohner den Entschluß gefaßt hatten, diese wehrlosen Fremden niederzumachen, daß ihnen aber durch die Entschlossenheit und Einsicht des Capitains ihr Anschlag mißlang. Zwar ward er mit allen seinen Leuten verwundet, und büßte auch einen Menschen ein, der durch seine eigene Unvorsichtigkeit den Insulanern in die Hände fiel; hingegen glückte es ihm, alle seine übrigen Begleiter lebendig nach Timor zu führen, woselbst erst ein paar Tage nach seiner Ankunft der Kräutersammler des Hrn. Banks, David Nelson, an einem hitzigen Fieber starb. Hr. Bligh kaufte hier ein kleines Fahrzeug; womit er nach Batavia ging; und daselbst verschaffte ihm und seinen Leuten die holländische Regierung eine freie Ueberfahrt nach Europa auf ihren Schiffen.

6) Voyage, made in the Years 1788 and 1789 from China to the Northwest coast of America etc. By John Meares Esq. 4. London, 1790. St. 38. S. 369.

7) An Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers etc. By Count Leopold Berchtold. 8. 2 Voll. London. St. 62. S. 617.

Alles, was der Hr. Graf Berchtold auf dem sauber in Kupfer gestochenen, sehr ausführlichen Titel verspricht, finden wir in seinem Buche in so vollständigem Maße geleistet, daß die Summe der Antworten auf die vielen tausend Fragen, die er hier zu thun lehrt, eine ins geringste Detail gehende Topographie des so ausgefragten Landes wäre, und daß, wenn man in gewissen Ländern das Fragen nicht verfänglich fände, keine Buchhändlerspeculation einträglicher sein müßte, als die Versendung eines Schwarms von Fragegeistern, die, das Buch des Verfassers im Kopf oder in der Hand, und die Feder in der andern, jeden Menschen, der ihnen begegnete, ins Verhör nähmen, und dabei obendrein alles eigenen Beobachtungsgeistes überhoben sein könnten. Man erschrickt vor dem Gedanken, was z. B. ein Werk, wie dieses, für eine Wirkung auf einen so besonders organisirten Kopf, wie den des seligen Björnstähls, hervorgebracht hätte! Hiermit sei dem rühmlichen Eifer des Verfassers nicht zu nahe getreten: denn unstreitig gehört mehr

Kenntniß zur Abfassung dieser Fragen, als zu ihrer blos mechanischen Anwendung, aber gerade auf den Mißbrauch, den jeder leere oder seichte Kopf von solchen Hülfsmitteln machen kann, sollte man aufmerksam werden. Linné's vortreffliche Instructio peregrinatoris liefert den besten Beweis, daß sich zwar der Mechanismus, den ein großer, denkender Mann hinwarf, aber nicht auch das herrliche umfassende Genie, das ihn beseelte, mittheilen läßt. Das Instrument ist gut; aber nur in der Hand des wahren Künstlers, der es führt, sich nicht von ihm führen läßt, kann es nützlich werden und zur Vollkommenheit seiner Werke beitragen: dem Pfuscher oder Stümper hilft es die unsägliche Menge nüchterner, geistloser Compilationen vermehren. Dasselbe gilt im Grunde von einem jeden Mechanismus; und so geneigt das Jahrhundert ist, ihn überall einzuführen, so wenig ist es noch ausgemacht, ob der wesentliche Nutzen desselben uns den Schaden ersetzt, den er durch die Vervielfältigung mittelmäßiger, maschinenähnlicher Menschen verursacht. — Die Arbeit des Hrn. Grafen besteht aus mehren Theilen. Voran geht eine allgemeine Anweisung für Reisende, worin von den Eigenschaften des Reisenden, den vorzüglichsten Gegenständen seiner Forschbegier, den Mitteln, Nachricht einzuziehen, der Vorsicht beim Aufschreiben, der persönlichen Sicherheit, der Erhaltung der Gesundheit, den Geldrimessen und Empfehlungsschreiben, den Wirthshäusern, dem Gepäcke und zuletzt von Seereisen gehandelt wird. Man kann denken, wie weitläuftig und ausführlich der Verfasser seinen Gegenstand aus einander setzt, da er im ersten Abschnitte verlangt, daß der Reisende schlechthin die Kenntnisse der Rechte, der Naturgeschichte, Mineralogie, Metallurgie, Chemie, Mathematik, Mechanik und sogar ihrer Zweige, der Geographie, Nautik und Schiffbaukunst, des Ackerbaues, die Fertigkeit der Sprachen, der Arithmetik, (warum mag die wol, von der Mathematik abgesondert, noch einmal vorkommen?) des Zeichnens, des leserlichen und schnellen Schreibens, des Schwimmens, ferner die ersten Begriffe der Arznei- und Wundarzneikunde, die Anfangsgründe der Tonkunst, die Kenntniß seines eignen sowol, als des von ihm zu erforschenden Landes, und nun noch über dies Alles Menschenkenntniß besitzen soll. Als Anhang zu diesem Aufsatz ist die von der Humane Society bekannt gemachte Anweisung zur Rettung der Scheintodten abgedruckt. Hierauf folgen sodann die Fragen über die Geographie, die Volksmenge, den Bauernstand, die Landwirthschaft, den Viehstand, die Waldungen, Bergwerke und Manufakturen, den Handel, die Colonien, die Beschiffung der Flüsse und Canäle, die Schifffahrt zur See, die Fischereien, den Bau der Kauffartheischiffe, die Rechtspflege, die wohlthätigen Stiftungen, die Erziehung, die Herkunft, Sitten und Gebräuche der Nationen, die Weiber, die Religion und den Priesterstand, den Adel, die Regierung, die Abgaben, die Finanzen, die Land- und Seemacht, die Werfte für Kriegsschiffe, und zuletzt den regierenden Fürsten. Als Zugabe finden wir am Ende des Dechanten von Gloucester, Dr. Tucker's, Instruction für Reisende. Man sieht wol, daß sich der Verfasser an keine Ordnung gebunden hat; daher ist es auch wol gekommen, daß einige Rubriken, z. B. vom Klima, von herrschenden Krankheiten, vom

Zustande der Gelehrsamkeit und Kunst, u. s. w. weggeblieben sind. Gleichwol füllen diese desultorischen Fragen 430 Seiten eines sehr kleinen Drucks. Der zweite Band enthält ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller bekannten Werke über das Reisen, und einen Auszug aus Stuck's Verzeichniß aller Reisebeschreibungen, alphabetisch nach den Ländern und Städten geordnet, jedoch nur auf Europa eingeschränkt. Mit dieser Literatur, so unvollkommen sie ist, macht der Verfasser den Engländern, die noch gar nichts von dieser Art kannten, ein wichtiges und brauchbares Geschenk. Das ganze Werk verdient zugleich eine Anführung wegen seiner typographischen Eleganz, und einer für einen Ausländer weit getriebenen Sprachrichtigkeit.

8) Manners and Customs in the West-India Islands, etc. by I. B. Moreton. 8. London. St. 63. S. 634.

Kein Buch ist so schlecht, aus dem man nicht etwas lernen könnte. Wenn man von dem vor uns liegenden Werkchen die schlechten Verse, die unwitzigen Geschichtchen, die schmuzigen Anekdoten und die Alltagsbemerkungen abgeschnitten hat, und sich über den Plattsinn und die damit verknüpfte Bierhausberedtsamkeit eines zum Aufseher einer Plantage emancipirten Kaufmannsdieners hinwegsetzen kann: so bleibt allerdings noch ein reiner Gewinn übrig, wodurch dem Leser das gemeine Leben in Westindien, freilich in keiner anziehenden Gestalt, anschaulich wird. Der Verfasser hat eine Anlage zur lebendigen Darstellung, welcher durch seine Plattheit eigentlich das Siegel der Wahrheit aufgedrückt wird. Er liefert einen schaudervollen Beitrag zu jener, jetzt durch viele Bände fortgesetzten, Klage gegen unsern Menschenstamm, über seine muthwillig grausame Behandlung seiner schwarzen Brüder, und schildert das allgemeine Sittenverderbniß unter den Weißen und Blendlingen in Westindien durch alle Verhältnisse des Lebens. Das Klima, die Gelegenheit und das Beispiel scheinen dort eine allen Begriff übersteigende Schamlosigkeit hervorzubringen, in welcher jedes edlere Selbstgefühl verloren geht, und wodurch einer Reihe von Lastern Thor und Thür geöffnet wird. Der Verfasser behauptet sogar, daß die Prediger dort durchgehends dem Trunk und wollüstigen Ausschweifungen ergeben sind. Auf 50,000 Seelen setzt er die Zahl der Neger, die jährlich in Westindien unter den Martern der Sclaverei erliegen. Die Europäer, die schaarenweise dorthin wandern, um ihr Glück zu suchen, sind größtentheils der Auswurf ihres Vaterlandes; allein dessen ungeachtet schreibt der Verfasser der Hitze und den unzähligen Versuchungen, die sich dem neu angekommenen Fremden darbieten, eine besondere verführerische Kraft zu, welcher auch die bessern Menschen nicht widerstehen. Ausnahmen gibt es indessen auch auf jenen Inseln, wie es deren in Rom zur Zeit seiner größten Entartung gegeben hat. (Sollte nicht Unsittlichkeit überall von der Einführung des Leibeigenthums unzertrennlich sein?) — Die Zahl der Neger, die im Innern von Jamaika einen unabhängigen Staat bilden, oder wenigstens nur dem Namen nach die brittische Oberherrschaft anerkennen, und unter ihrem eignen König Cudjo stehen, soll sich auf 5000 belaufen. Der Verfasser besuchte diesen König, und

ward sehr gut bewirthet. Die Verhaltungsregeln, die Hr. M. seinem Freunde gibt (denn das Ganze ist ein Schreiben an einen Freund), sind sowol in diätetischer Rücksicht, als in Ansehung des Fortkommens, sehr gut, nur freilich ohne alle Elevation, denn er räth ihm, und beschwört ihn hoch und theuer, sich in jedem Streite allemal den ersten Schlag geben zu lassen. Auch scheint er bei der Ausübung der Tugend keine Strenge gegen sich selbst zu fordern, sondern empfiehlt es dem Neuankommenden, ja nicht den Joseph zu spielen, wenn die gebietende Frau oder Mulattin im Hause ihn erwählt, indem die Rache der Verschmähten zu gefährlich sei. Man könne nun einmal nicht umhin zu sündigen; aber mit Gottes Hülfe bringe man es doch wol dahin, ein nicht gar zu arger Sünder zu werden.

10) An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India etc. By William Robertson, D. D. etc. 4. London. St. 194. S. 1937.

In der Vorrede wird die Entstehungsgeschichte dieses Werkes so angegeben: Dr. Robertson las Hrn. Rennel's Memoir zur Erläuterung seiner Karte von Indien, ward dadurch veranlaßt, anfänglich zu seiner eigenen Befriedigung in den Quellen nachzulesen, was die Alten von Indien gewußt hätten, und zuletzt, als ihm das Resultat seiner Nachforschungen wichtig zu werden schien, es dem Publicum vorzulegen. Ueber nautische und astronomische Gegenstände hat ihm sein College, Hr. Prof. Playfair, Auskunft gegeben. Die Einrichtung dieses kleinen Werkes ist übrigens dieselbe, die man bereits an den größern des berühmten Verfassers gewohnt ist: zuerst historische Erzählung; dann die erläuternden Anmerkungen hinterdrein. Hier nun folgt noch ein Anhang über den Charakter, die Sitten und Gesetze der Indier, und zu diesem wieder eigene Anmerkungen. Die Karten hat Hr. Playfair gezeichnet. Die eine stellt das südöstliche Asien so vor, wie Ptolemäus es sich ungefähr gedacht haben mag; die andere entlehnt richtige Umrisse von der neuern Geographie, und bezeichnet die gegenwärtig unter ähnlichen oder auch andern Namen bekannten Oerter mit den Benennungen, die in den Schriften der Alten vorkommen. Um dasjenige, was eigentlich geleistet worden ist, richtig zu beurtheilen, muß der Zweck des Verfassers mit in Anschlag kommen. Augenscheinlich war ihm mehr an einer allgemeinen Uebersicht, als an einer in das genaueste Detail gehenden antiquarischen Kritik gelegen; er wollte ein populäres Werk zur allgemeinen Belehrung schreiben, und die größern Momente der Geschichte durch philosophisches Raisonnement in ein helleres Licht setzen, und durch Verwebung mit den wichtigsten Gegenständen menschlicher Betriebsamkeit anziehender machen. Das erläutert und entschuldigt viel, was sonst, zumal in Deutschland, einer Entschuldigung wol bedürfte. Die Unbekanntschaft mit unserer Sprache und Literatur hat natürlicher Weise dem Verfasser manche Hülfsquelle abgeschnitten, wodurch er sich den Ruhm einer größern Genauigkeit und Vollständigkeit hätte erwerben können; wir aber müssen von ihm lernen, über das ewige Materialienstoppeln, das Sylbenstechen, die Kleinigkeitskrämerei, nicht das Resultat

des Ganzen zu vergessen, und zur Uebersicht der größern Verkettungen nicht unfähig zu werden. Manches bleibt freilich auch bei aller Nachsicht gegen die Individualität des Verfassers noch anstößig, zumal wenn es dem angenommenen Charakter des philosophischen Geschichtschreibers zuwider läuft. So begreift man z. B. nicht die geflissentliche Beibehaltung des dunkelsten, schwankendsten Begriffes von den „inspirirten" Büchern, von denen Hr. R. so im Ernste spricht, wie Voltaire wol im Scherz davon zu reden pflegt, nämlich als von überirdischen Autoritäten, denen jedes andre historische Denkmal weichen müsse. Zum Glück kommt bei der gegenwärtigen Untersuchung auf diese Autorität nicht viel an; die einzige Erwähnung des Handels nach Indien geschieht im ersten Buch der Könige, wo die vermeintliche Inspiration noch dazu so dunkel spricht, daß Hr. R. lieber geradezu die von Bruce neulich wieder vertheidigte Meinung annimmt, daß Salomon's Schiffe gar nicht nach Indien, sondern nach Sofala im südöstlichen Afrika gingen. Die Pfauen und Affen hätten ihn gleichwol über diesen Punkt behutsamer machen sollen, da jene gar nicht in Afrika zu Hause, und die letztern auch nur in Indien so zahm sind, daß sie sich leicht transportiren lassen; andrer Argumente nicht zu gedenken, die der Brucischen Meinung mit Recht entgegengesetzt werden könnten. Nach dem Texte zu urtheilen, hat es auch fast das Ansehen, als ob der Verfasser die Expedition des Sesostris nach Indien ohne weitere Prüfung annähme; allein gegen diese äußerte er seine Bedenklichkeiten in der Anmerkung, und allerdings ist die Ungereimtheit zu offenbar, als daß man hier, gegen das Stillschweigen des ganzen Alterthums, dem unzuverlässigen Diodor folgen könnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Handelsgeist von Europa bindet alle Welttheile zusammen; allein Asien und Amerika trugen auf verschiedene Art dazu bei, diesem Triebe Befriedigung zu geben. In Asien fanden die Portugiesen ein gesittetes Volk, ein fruchtbares Land und unzählig mannigfaltige Manufakturen; sie bedurften nur feste Posten und Handelsagenten. Die Spanier konnten in Amerika erst nach der Entdeckung von Sakotekas und Potosi zum Genuß des dortigen Reichthums der Natur gelangen, und sahen sich am Ende genöthigt, Colonien zu gründen. Europäische Betriebsamkeit und Arbeitsamkeit hat Amerika angebauet und anbauen lassen. Die Consumtion amerikanischer Erzeugnisse unterhält die Thätigkeit in Europa, und die Ausfuhr des Goldes und Silbers nach Indien, ist nach unserm Verfasser nicht nachtheilig, so lange es der Preis unsrer Industrie bleibt, wogegen wir andre Waaren eintauschen und wieder umsetzen. Diese wichtige Materie der Commerzwissenschaft hat indessen noch mehre Seiten, und wird durch diese Berührung nicht erschöpft. Man mag die kostbaren Metalle als Waaren oder Zeichen betrachten, den Reichthum eines Staates machen sie freilich nicht aus; allein wenn die Bergwerke erschöpft sind, und Amerika eigene Manufakturen hat, so hört endlich der Handel nach Indien auf, oder es müßten dort auch andere Waaren statt des Goldes und Silbers gangbar werden. Dann könnte also doch eine Stagnation entstehen, die so lange Armuth be-

wirkte, bis die Repartition der Güter des ersten Bedürfnisses gleichförmiger würde. Endlich meint R. noch mit dem Abbé Raynal, daß die Entdeckung des neuen Weges nach Indien ein großes Unglück von Indien abgewendet habe: die Unterjochung desselben durch die Türken. Diese Vorstellung des Möglichen, welches nicht geschehen ist, hat jederzeit viel Mißliches; der Spielraum für die Phantasie ist zu groß, der Verstand übersieht und erschöpft ihn nicht. Wer bürgt uns dafür, daß gerade die Folgenreihe des Verfassers die wahrscheinlichste ist, die gedacht werden konnte? Ein Anderer könnte eben so wohl träumen, daß das Unglück eben nicht so groß gewesen wäre. Europa hätte auch wol die Eroberer civilisirt. Jetzt hätten wir es vielleicht überstanden; die feudalische Sclaverei und die neuplatonische Hierarchie mit ihrem Götzendienste wären vielleicht schon gestürzt, eine freie Verfassung und ein gereinigtes, dem primitiven ähnliches, Christenthum hätte sich vielleicht emporgearbeitet. Wenn man schon träumen will, warum immer das Aergste? Warum muß die Farbe des Rocks so zurückwirken auf die Einbildungskraft? Dies sind Reste des alten Sauerteigs der Teleologie, die endlich, aus der Geschichte wenigstens, vertrieben werden sollte. Daß man sagt, nichts könne anders geschehen, als es geschehen ist, dawider kann Niemand etwas einzuwenden haben; aber der Geschichtforscher, der sich außer diesem Gehege einen Spaziergang im Reiche der Möglichkeiten erlaubt, müßte doch die Philosophie mitnehmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn gleich die Idee von einem kritischen Werke über den Handel der Alten nach Indien durch die gegenwärtige Schrift so wenig erschöpft ist, daß sie vielmehr nur als der erste Versuch in einem noch brach liegenden wissenschaftlichen Felde betrachtet werden darf; und wenngleich die Umrisse, welche der Verfasser vom Charakter, den Sitten und Verfassungen der Indier hinzeichnet, nur nach einem ausgeführten Gemälde lüstern machen: so wird doch Robertson's anerkanntes Verdienst und seine Gabe deutlich und interessant ohne alle Künste der Declamation zu erzählen, auch hier dem Leser Gnüge leisten, und die Wichtigkeit des Gegenstandes wird sein Werk mit Recht zur allgemeinen Lectüre empfehlen.

9) Découvertes des François en 1768 et 1769 dans le Sud-Est de la Nouvelle Guinée etc. précédées de l'Abrégé historique des navigations et des découvertes des Espagnols dans les mêmes parages. Par M. * * * ancien capitaine de vaisseau. gr. 4. Paris 1790. St. 188. S. 1883.

10) Voyage à Madagascar et aux Indes Orientales, par Mr. l'Abbé Rochon, de l'Acad. des Sc. de Paris. 8. Paris. St. 202. S. 2020.

Jahrgang 1792.

1) Histoire abregée de la Mer du Sud, etc. par Mr. de la Borde. gr. 8. 3 Voll. Paris, 1791. St. 2. S. 9.

2. 4. 5) Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amerique septentrionale, fait en 1788, par J. P. Brissot (Warville), citoyen françois. 8. 3 Voll. Paris, 1791. St. 4. S. 25. St. 12. 14. 15.

Die merkwürdige Vorrede zu diesem Werke gibt den Gesichtspunkt an, aus welchem es beurtheilt werden muß, nämlich seine Beziehung auf die gegenwärtige Lage von Frankreich. Der Verfasser beschreibt seinen Landsleuten einen neu entstandenen Freistaat, damit sie sich daran spiegeln und einsehen mögen, welches die Grundfesten aller politischen und bürgerlichen Freiheit sind. Sein großes Thema ist die unumstößliche Wahrheit, daß keine freie Verfassung bestehen könne ohne Reinheit der Sitten; er streitet aus allen Kräften gegen den sophistischen Unterschied zwischen öffentlicher und Privatsittlichkeit, und zeigt, nicht ohne strafende Seitenblicke auf die Schwelgereien gewisser Demagogen, daß die Vernunft diesen Unterschied nicht anerkennt. Es kann sein, daß seine Catonische Strenge von einem unter der Ruthe der Tyrannen zu tief herabgewürdigten Volke zu viel verlangt; man wird ihm vielleicht antworten können, daß ein solches Volk keine andre Hoffnung hat, zur Tugend hinanzusteigen, als die in der neuen Richtung liegt, welche die freie Verfassung ihm ertheilen muß, und daß, wenn gleich die Formen des Gesetzes Sittlichkeit nicht schaffen, sie doch die Entstehung derselben begünstigen können: allein der Zeitpunkt ist darum dennoch gut gewählt, jenes transatlantische Vorbild eines durch die innere Kraft der Moralität über die Gesetzgebung selbst erhabenen Volkes in der ganzen Würde seiner Simplicität aufzustellen, und in diesem anschaulichen Beispiele darzuthun, daß die Erschaffung der Tugend das große Bedürfniß eines Staates bleibt, der seine Freiheit nicht errungen haben will, um sie im nächsten Augenblicke wieder einzubüßen. Vorschrift, Lehre, Beispiel, Erziehung, Gewöhnung an das Handeln nach Grundsätzen, Begünstigung des Landlebens, Achtung gegen Handwerker, Zertheilung des Eigenthums, u. s. w. sind die Mittel, welche dem Verderben steuern, und die Nation von der Seuche heilen können, die ihr noch von den Jahrhunderten ihrer Dienstbarkeit anklebt. Der Verfasser ging vor der Epoche der französischen Revolution, im Junius 1788, nach Amerika, fast scheint es, in der Absicht, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob es der Mühe werth sei, eine französische Colonie dort anzulegen, da in jenem kritischen Zeitpunkt, ehe man die Freiheit so nahe glaubte, viele Franzosen an eine freiwillige Auswanderung dachten, um den gänzlichen Umsturz ihres Vaterlandes durch den bevorstehenden und unvermeidlich scheinenden Bankerott nicht anzusehen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Raum dieser Blätter gebietet uns, bei dieser Anzeige stehen zu bleiben, die nur auf den wichtigen Inhalt des vor uns liegenden Werkes aufmerksam machen kann. Unzählige Details, Erörterungen, auffallende, wenngleich nicht immer neue, Bemerkungen, in einander greifende Thatsachen, verweben sich darin zu einem lichtvollen Ganzen, welches den Zweck des Verfassers sicher erreicht, diejenigen Grundsätze,

die man so gern als utopische oder gar noch schlechtere theoretische Speculationen verschreien möchte, durch praktische Anwendung über alle Einwürfe und Zweifel triumphirend zu zeigen und dadurch den Muth aller Rechtschaffenen zu stärken, welche die Ungewißheit des Erfolges an ihrem durch die Vernunft und das Gefühl gebotenen Freiheitskampfe noch irre machen könnte. Wir haben nicht der Flecken erwähnt, die in einer Arbeit von diesem Umfange wol unvermeidlich sind, der Ungleichheit und Nachlässigkeit im Styl, der Wiederholungen, der einseitigen Reticenzen, des beinahe schwärmenden Enthusiasmus, der einer guten Sache bei kalt philosophirenden Köpfen schaden kann, allenfalls auch einer oder der andern Unrichtigkeit in den mitgetheilten Angaben. Dies Alles thut dem Hauptresultate dieser Reisebeschreibung keinen Abbruch, und stört nicht den Eindruck, den jeder nachdenkende Leser empfangen muß, wenn er hier inne wird, mit welcher unglaublichen, aller Berechnung spottenden Velocität, die sich selbst gelassenen, durch eine freie Verfassung nur geschützten und gereinigten Kräfte des menschlichen Geistes, fünf Jahre nach der Beendigung eines Krieges, der durch alle Provinzen gewüthet, nach und nach alle Hauptstädte verheert, und den Handel gänzlich unterbrochen hatte, dem Staate vollkommene Sicherheit, Credit, Wohlstand, Schifffahrt in alle Welttheile, Gewicht und Achtung unter den größern Mächten Europens, und den einzelnen Bürgern ruhigen, weisen Genuß ihres Fleißes, und das edle Bewußtsein ihrer Menschenwürde geben konnten. Diese trostreiche Wahrheit, daß man unmöglich des rechten Weges verfehlen könne, wenn man muthig und entschlossen, und aus allen Kräften die klaren, einfachen, unwiderleglichen und sanften Gebote der Vernunft befolgt, kann allein das Unglück abwehren, welches im jetzigen Zeitpunkte die Welt bedrohet; und wenn die einzigen Repräsentanten eines Volkes, das sonst keine hat, die Schriftsteller und Recensenten, vom Gefühl ihrer großen Verantwortlichkeit durchdrungen wären — wie heilig müßte ihnen die Bekanntmachung dieser Wahrheit sein, wie bange müßte ihnen werden vor der gerechten Beschuldigung, die Schwerter nur zum Bürgerkriege gewetzt zu haben, indem sie den unlauteren Sophismen politischer Gaukler das Wort redeten!

3) L'Afrique et le peuple africain, considérés sous tous leurs rapports avec notre commerce et nos coloniees etc. par Mr. Lamiral, ancien agent de commerce en Afrique. gr. 8. Paris, 1789. St. 6. S. 49.

4) Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeza en los años de 1785 y 1786. Extracto de todos los anteriores desde su descabrimiento impresos y Mss. y noticia de los habitantes, suelo, clima y producciones del estrecho. — Trabajada de orden del Rey. 4. Madrid 1788. St. 16. S. 145.

5) Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem 12.

Jahrhundert zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind. Von Theophil Friedrich Ehrmann. I. u. II. Band. Frankfurt am Main. St. 17. S. 163.

— — — — — — — — — — — — — —

Hr. E. hat unverkennbaren Fleiß an diese Ausarbeitung gewendet; und als chronologische Uebersicht von der allmäligen Bekanntwerdung der verschiedenen Welttheile wird sie ihren Nutzen haben, wenn man gleich wünschen möchte, daß er bei einem vollständigeren und umfassenderen Plan für Natur- und Menschenkunde mehr hätte leisten wollen, als der geringe Umfang von 24 kleinen Bändchen ihm jetzt gestatten wird. Eine Folge dieser Einschränkung ist es, daß ihn zuweilen unbedeutende Nebensachen zu lange aufhalten, wahrscheinlich, weil er die Aufmerksamkeit des Lesers dadurch zu unterhalten glaubt; allein mit einem festeren, unverwandten Blicke hätte sich Reife und Fülle vielleicht noch schöner zu einem interessanten Ganzen verbinden lassen. Wirklich haben wir jetzt in vielen Fällen wenig mehr als einen rapiden Entwurf der Hauptbegebenheiten jeder Reise zu erwarten; die genauere Bestimmung dessen, was jedesmal für Erdkunde und Handel gewonnen ward, und die Charakteristik der Reisebeschreiber selbst, ohne welche man ihre Bemerkungen nicht gehörig benutzen und beurtheilen kann, vermissen wir nicht gern. Eine Unvollkommenheit, die uns unmittelbar aus dem Plan selbst des Verfassers zu erwachsen scheint, ist diese, daß es so manche vortreffliche und lehrreiche Reisebeschreibung gibt, die aber für die bloße Geographie ganz entbehrlich ist, und die nun, weil nur die merkwürdigsten Entdeckungsreisen hier eine Stelle finden, ganz übergangen werden dürfte. In der allgemeinen Einleitung finden wir den Ideengang oft zu desultorisch, wiewol wir auch die Schwierigkeit nicht verkennen, auf so wenigen Seiten die ganze Weltgeschichte, sei es gleich nur in Beziehung auf Schifffahrt, Handel und Kenntniß der Erde, in eine Skizze zu bringen. Ueberall blickt indessen des Verfassers guter Wille hervor, selbst da, wo er einem Muster nachzustreben bemühet ist, welches wir ihm lieber rathen würden in seiner Individualität ruhen zu lassen. Bei dem Wunsche, dessen wir uns bewußt sind, den Verdiensten des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, werden diese Erinnerungen, die zum Theil nur auf andern Ansichten des Gegenstandes, als den seinigen, ruhen, für ihn selbst schwerlich den Anstrich eines übelgelaunten Tadels haben können. In der Vorrede erwähnt er mit bescheidener Diffidenz seine nicht günstige Lage, wobei er doch 15 Jahre lang sein Lieblingsstudium eifrig fortgetrieben hat. Wie lange wird es doch das Schicksal der Gelehrten in Deutschland sein, diese Klage führen zu müssen? Jedes Uebel hat indessen irgend eine gute Folge. Hier springt es in die Augen, wie das edelste Geschäft und die erhabenste Bestimmung des menschlichen Geistes, die Uebung und Entwickelung der Verstandeskräfte in Erforschung der Wahrheit, der Unterstützung der mächtigeren Klassen im Staate beinahe nichts verdankt; und so wird ihnen die Nothwendigkeit, bald mit Nachdruck auf diesen Punkt hinzuwirken, desto näher gelegt, je schärfer das Menschengeschlecht über sein wahres Interesse zu

wachen, je deutlicher es einzusehen anfängt, daß die Einrichtungen der bürgerlichen Ordnung nur in so fern heilig bleiben können, als sie nützlich sind.

6) Essai historique sur la Colonie de Surinam, etc. avec l'histoire de la Nation Juive Portugaise et Allemande y établie, etc. le tout rédigé sur des pieces authentiques y jointes et mis en ordre par les Régens et Réprésentans de la dite Nation Juive Portugaise. 2 Voll. Paramaibo (Amsterdam) 1788. St. 79. S. 786.

7) The Marches of the British armies in the Peninsula of India, during the Campaigns of 1790 et 1791, illustraded and explained by reference to a map, compiled from authentic documents, transmitted by Earl Cornwallis from India. By Major Rennell. 8. London. St. 99. S. 991.

8) A Voyage from Calcutta to the Mergui-Archipelago etc. also an account of Jan Sylan, Pulo Pinang, the Port of Queda, the present state of Atcheen etc. an account of the Island of Celebes etc. By Thomas Forrest Esq. 4. London. St. 101. S. 1012.

9) A Voyage to the South-Sea undertaken by command of His Majesty, for the purpose of conveying the Breadfruit-tree to the West-Indies, in His Majesty's Ship, the Bounty, commanded by Lieutenant William Bligh, etc. London. 4. St. 104. S. 1046.

10) A Tour from Gibraltar to Tangier, Sallee, Mogodore, Santa Cruz, Tarudant and thence over mount Atlas to Morocco etc. by William Lempriere, Surgeon. 8. London. St. 105. S. 1051.

11) A Journal of a Journey from the Cape of Good Hope, undertaken in 1790 aud 1791, by Jacob van Reenen etc. in search of the wreck of the hon. the East-India Company's ship, the Grosvenor, By Capt. Edw. Riou. 4. London. St. 140. S. 1393.

II.

In der allgemeinen Literaturzeitung.

Vom Jahre 1791.

1) Göttingisches historisches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. Vierter bis siebenter Band. 8. Hannover, 1789. 1790. Nro. 7. 8.

Wir werden mit den Aufsätzen und Mittheilungen des Hrn. Hofraths Meiners den Anfang machen. Die hier befindlichen Erläuterungen seines anthropologischen Grundrisses erscheinen unter folgenden Rubriken: über eheliche Verbindungen in den nächsten Graden der Blutsfreundschaft; über die Sinnlichkeit, deren verschiedene Stufen und Zweige; Beiträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift; über das Klima im heißen Erdgürtel; über die Entstehung des bürgerlichen Regiments; Geschichte der Sitten der Römer in den beiden ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt; über die Entstehung des Eigenthums; kurze Geschichte des gemäßigten Klima; über die sogenannten Wilden, oder über Jäger- und Fischervölker; über die Natur der afrikanischen Neger; über die Varietäten und Abarten der Neger; über den Sclavenhandel in Westindien; über die Natur der Amerikaner; über die Natur der Völker des östlichen und nordöstlichen Asiens; der Völker im südlichen Asien, auf den ostindischen und Südseeinseln und auf den Südländern; der morgenländischen Völker, und endlich der slavischen Völker in Europa. Ohne den hypothetischen Faden, woran wir alle unsere eigenen und alle fremden Erfahrungen reihen, wäre die Ordnung und der Zusammenhang im Denken unmöglich, vermittelst deren man in jedem, und zumal in diesem unerschöpflichen Studium, welches man so oft des Menschen wichtigstes nannte, zu einiger Gewißheit zu gelangen hofft. In dem durch die Formen unserer Verstandeskräfte zuerst veranlaßten, und durch frommes Vorurtheil aller Art genährten Vertrauen, daß absolute Wahrheit dem eifrigen und treuen Forscher zuletzt nicht entgehen könne, läßt Mancher sich die Mühe nicht verdrießen, den ungemessenen Kreis des menschlichen Wissens zu durchlaufen, und was er vor sich findet, an jenen Faden zu knüpfen; aber nur äußerst Wenigen wird die Genügsamkeit zu Theil, am Ende dieser Laufbahn sich mit der unüberwindlichen Täuschung wissentlich auszusöhnen und zwischen einem anmaßenden Dogma und einem mißmüthigen Omnia vanitas im Gleichgewichtspunkte zu schweben. Diese sehr ernsthafte Betrachtung drang sich noch bei keiner wissenschaftlichen Lectüre so unwiderstehlich, wie bei der gegenwärtigen, dem Recensenten auf. Er konnte sichs nicht verhehlen, wenn er auch dem Forschungsgeiste des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und sich ganz in seinen Gesichtspunkt versetzte, daß gleichwol aus den nämlichen Quellen, die auch Hr. Meiners zu Rathe gezogen hat, eine verschiedene Ansicht derselben Gegenstände geschöpft werden könne, welche seiner Darstellung

in vielen wesentlichen Punkten widerstritte. Wer die ungeheure Summe von Kenntnissen, welche sich Hr. M. eingesammelt hat, und ihre Universalität erwägt; wer die erstaunliche Anstrengung des Geistes berechnet, die zu einer solchen Einsammlung erfordert wird, und sodann bemerkt, daß der Verfasser wirklich ohne Unterlaß bemühet gewesen ist, diesen Vorrath als Denker übersehen und ordnen zu wollen: der begreift auch wol, wie er, selbst bei der ausgebreitetsten Belesenheit, die seit Haller nur wenige Menschen weiter getrieben haben, und bei so viel Scharfsinn, als er in seinen frühern Schriften an den Tag gelegt und noch jetzt an vielen Stellen gezeigt hat, dennoch in eine Einseitigkeit habe verfallen können, welche bei manchem Leser Widerwillen, bei einigen sogar Unwillen erregt. Der Recensent ist nicht gesonnen, mit Hrn. M. über seinen Gesichtspunkt zu rechten; allein er glaubt nach widerholten Wahrnehmungen an sich und Andern, daß die harten Urtheile, welche man seit einiger Zeit über diesen Schriftsteller ergehen läßt, in einem dunkeln, wider seine Hypothesen sich empörenden Gefühle schon längst entstanden sind, ehe man noch Zeit gewonnen hat, über sein Verfahren eine nähere Prüfung anzustellen, und die etwanigen Fehler der Uebereilung in seinen Schlüssen aufzufinden. Bekanntlich theilt Hr. M. das Menschenschengeschlecht in den kaukasischen und altaischen Stamm, wovon jener die Celten und Slaven, dieser alle übrigen Völker der bewohnten Erde in sich begreift. Unter allen Menschen sind die Celten aber die einzigen, denen eine glückliche Organisation und mit derselben die höchste Perfektibilität zu Theil geworden ist. Drei Viertheile des ganzen Erdrunds sind hingegen im Besitz der Mongolen und ihrer Nachkommenschaft, eines von Natur zur physischen und sittlichen Mißgestalt organisirten Stammes. Das Uebrige, was nicht die Celten inne haben, bewohnen die weit beschränktern Slaven; und sowol diese, als gewisse celtische Völkerschaften, sind durch Verheirathung mit jenen häßlichen und bösartigen Menschen mehr oder weniger entartet (mongolisirt). Wie man auch immer die Worte bestimmen mag, so bleibt wenigstens so viel unläugbar, daß allerdings ein Volk vor dem andern schön oder häßlich, gutmüthig oder bösartig, aufgeklärt oder eingeschränkt, von reinen oder verderbten Sitten genannt werden müsse. Stufen des größern oder geringern Reichthums von Anlagen und Kräften werden wir in der Natur vom Wurme bis zum Menschen gewahr; folglich ist es nicht ungereimt, ähnliche Gradationen auch unter den Individuen einer jeden Gattung anzunehmen. Jene Berechnung, nach welcher es mehr einfältige, rohe, thierische und häßliche Menschen, als schöne, gebildete und kluge, sittliche gibt, ist augenscheinlich richtig, und stimmt auch mit dem Gange der Natur im Großen und Ganzen überein, da Vortrefflichkeit nirgends die Regel ist, nach welcher sie die Wesen multiplicirt. Oft ist das Schädliche und Häßliche zugleich das Zahlreichste und Fruchtbarste, und hat seine Ansprüche auf Dasein und Erhaltung troz dem Besten. Wer kann also läugnen, daß es im Rathschlusse der Natur, oder was hier gleichlautend ist, der Gottheit, bei weitem das Wichtigste geschienen habe, daß Menschen, als eine besondere Thierart, dasein und sich mehren mögen? Gegen diesen wichtigen Zweck (nämlich das physische

Leben) gehalten, bleiben jene göttlichen Vorzüge des moralischen Sinnes und der Vernunft, so entzückend und erhebend auch der Genuß ist, den einzelne Glückliche darin finden, nur gleichsam ein Minimum, eine Nebensache; und nur gelegentlich nach Maßgabe der Umstände, sollten sie sich da und dort in verschiedenen Verhältnissen bei wenigen Individuen entwickeln. Die einzelnen Menschen nun, bei welchen sie sich auf das vollkommenste entwickelt haben, sind, so viel uns die Geschichte davon lehrt, unstreitig Bewohner unsers Welttheils; und an dem Einfluß ihrer Bildung auf die Masse der Völker, die zunächst Eindrücke von ihnen empfangen konnten, läßt sich die Zuverlässigkeit dieser Behauptung darthun. In Europa sind die Wissenschaften und Künste bis zu einer anderwärts nicht erreichten Stufe der Vervollkommnung gelangt; wir haben einen Mechanismus der Sittlichkeit vor andern Völkern voraus, der nur aus langer Gewöhnung an durchdachte Grundsätze entspringen kann; wir endlich herrschen auch in andern Welttheilen, und umfassen mit unserer vollkommnern Kenntniß die ganze Erde. Ob wir aber diese Vorzüge einer angebornen Vortrefflichkeit unserer innern und äußern Organisation, eher, als dem Klima, der Lage unserer Länder, der Kette vorhergegangener Begebenheiten, insbesondere gewissen bestimmten Anregungen der Leidenschaften und Gemüthskräfte einzelner Menschen, und einigen glücklichen Würfen des Schicksals, wie z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunst, verdanken: darüber dürfte des Streitens nicht leicht ein Ende sein. Es sei immerhin wahr, daß das innere Kraftmaß mit der äußeren Gestalt in einer unauflöslichen Harmonie besteht, daß die edelsten Menschen zugleich von körperlicher Bildung die schönsten sein müssen, und daß die Europäer wirklich jetzt beide Vorzüge des Geistes und des Körpers in sich vereinigen; wer bürgt uns, daß unser Stamm, ehe sich geistige Kräfte bei ihm entwickelten, schon ihr begleitendes Zeichen, körperliche Schönheit, besessen haben könne? Hätte sich, um nur noch einen Zweifel zu erwähnen, die Vernunft unter den nordischen Völkern so leicht und auf die Art, wie es geschehen ist, entwickelt, wenn sie nicht früher schon in Chaldäa, Indien und Aegypten Fortschritte gemacht hätte, wenn die Buchstabenschrift nicht mit den Künsten und Wissenschaften aus Asien und Afrika nach Griechenland gewandert wäre und dort unter günstigen Verhältnissen des Orts, des Himmelsstriches, der Verfassung und der Organisation, eine schönere Epoche der Aufklärung bewirkt, wenn endlich Rom nicht alle seine Nachbarn verschlungen, und die Wirkungen der Vernunft aus den entferntesten Punkten seiner Herrschaft gesammelt, durch den ganzen Umkreis derselben in Schwung gebracht hätte? Wir müssen auch nicht die glücklichen Folgen der Erscheinung einzelner Männer von höherer Fähigkeit, der Masse ihres Volkes zum Verdienste anrechnen. Tausende von Edlen haben gelebt und keine Spur ihres Daseins und Wirkens hinterlassen; da hingegen oft weit mittelmäßigere Köpfe, und sogar Menschen von zweideutigem Herzen ihrem Zeitalter ganz neue Richtungen und Impulsionen mitzutheilen vermochten. Wer ist so neu im Studium der Menschheit, daß er nicht einsieht, die Umstände und eine durch sie hervorgebrachte Nothwendigkeit, nicht die Menschen allein waren es, von denen

alles abhing? Die Chinesen, Japanesen, Tibetaner, Indier, die Peruaner und Mexikaner haben doch immer verhältnißmäßig einen gewissen, nicht ganz verächtlichen Grad der sittlichen Bildung erreicht. Setzen wir, daß Jahrtausende lang die Begebenheiten des Erdrunds im Großen diese Völker so in ihrer Art begünstigten, wie wir begünstigt worden sind: ist irgend ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrte, daß Fähigkeiten, die jetzt schlummern oder gänzlich fehlen, sich dereinst nicht einfinden und entwickeln sollten? Wie weit hatte nicht ein Confucius, ein Buddha, ein Mango Capac u. s. w., diese Völker schon gebracht? Abgerechnet, was der Nachahmungstrieb (den Hr. M. den Mongolen als etwas Verächtliches gern zugesteht), Vorurtheil der Erziehung und mechanische Gewöhnung, was locales und klimatisches Verhältniß bei uns nothwendig und ohne Voraussetzung einer größern innern Vortrefflichkeit hervorbringen; was bleibt auch uns übrig, das auf die Benennungen: sittliche Größe und Vollkommenheit, bei dem unparteiischen Philosophen Anspruch machen könnte? Wenn man auf der von unserm Verfasser vorgezeichneten Bahn in der Sichtung des Menschengeschlechtes nach seinen Fähigkeiten und dem Grad ihrer Entwickelung fortschreitet, so fällt es ja in die Augen, daß auch in unserm Welttheil, wohin wir uns nur immer wenden mögen, die große Masse der Nationen, so geneigt man auch anfänglich sein konnte, sie den Bewohnern der übrigen Erde vorzuziehen, theils wegen ihres anerkannten Stumpfsinnes und des geringen Grades von moralischem Gefühl, der sich in ihrer Ausbildung verspüren läßt, von der Achtung, die man ihrer Herkunft schuldig sein soll, wenig oder nichts vor andern vorausbehalten könne. Ohne auf die Unfläthereі Rücksicht zu nehmen, die Hr. M. den Altaivölkern so gern vorwirft und wozu wir das Gegenstück beim Lipsius, wenn er Westphalen, beim Erasmus, wenn er England schildert, ja noch heutiges Tages in den Hütten des deutschen, schottischen, französischen, italienischen Kötheners und gemeinen Mannes aufzuweisen haben; würde man nicht, wenn man aus den Reisebeschreibern und Historikern charakteristische Züge von europäischen Völkern sammelte, ein abschreckendes Gemälde entwerfen können von Aberglauben und Dummheit, von Geiz und Eigennutz, von Plumpheit und Halsstarrigkeit, von Wollust, Ueppigkeit, Verschwendung, Gefühllosigkeit und Bosheit? Was den Punkt der körperlichen Schönheit betrifft, wie viele Länder gibt es in Europa, das einzige England etwa ausgenommen, wo sie das Loos der gemeinen Volksklasse ist? Soll Geist und Witz und Kunstsinn der Maßstab der Vortrefflichkeit sein, wer nannte je die nordischen Europäer geistreich und witzig? wer wagt es, ihnen Kunstsinn anzudichten? Der Sinn für das Schöne ist bei uns das Eigenthum weniger, seltener Individuen, und nur in Italien offenbarte er sich vollkommener, richtiger, feiner, und ohne Zweifel auch allgemeiner als anderwärts. Allein die Italiener, heißt es, sind nicht echte Celten; Hr. M. schreibt schon die Ausartung der Römer unter den Kaisern dem unedlen Blute der überwundenen Nationen zu, welches in die Adern der nachfolgenden Zeugungen überging (B. V. S. 199), so wie er auch in dem kurzen Vergleich von Nord- und Süd-Deutschland die

geringen Fortschritte, welche die Reformation und Aufklärung in der größern Hälfte unsers Vaterlandes gemacht haben, einer schlechtern Organisation und einem stumpfern sittlichen Gefühl beimißt, deren Ursprung er in der Vermischung der echten Deutschen (Celten) mit den Wenden (einem Slavenvolke) gefunden zu haben glaubt. (B. V. S. 201. Das maurische und jüdische Blut in Spanien und Portugal hat also wahrscheinlich auch einen großen Antheil an der Ungelehrigkeit und Trägheit der Einwohner jener Länder; und es ist die Frage, ob das Sittenverderbniß in Frankreich und die daraus erfolgte Staatsauflösung, die man im historischen Magazin verächtlich genug eine Ochlokratie betitelt, nicht hinreichenden Grund darbietet, zwischen Galliern und Deutschen einen wesentlichen Unterschied festzusetzen, der auch schon seit Cäsars Zeiten zur Genüge bekannt ist und sich in physischer Bildung, Geistesanlage, Sitten und Sprache bis jetzt erhalten hat. Was die römische Oberherrschaft in einem Zeitraume von mehren Jahrhunderten, sowol in Gallien als Britannien, für fremdes Blut in die celtische Masse hat mischen können, wäre auch noch zu untersuchen übrig. Allein, dies Alles zusammengenommen dürfte es um den Adel des Celtenstammes überhaupt sehr mißlich stehen, wenn entweder die Racen so sehr vermischt sind, daß sich Niemand mehr getrauen darf, sich einer unbefleckten Abstammung zu rühmen, oder aber diejenigen Völkerschaften im Norden, denen man diesen Vorzug weniger als andern streitig macht, keine Ursache haben, darauf stolz zu sein. Gewiß, als der Verfasser zum ersten Male, um sich die Eintheilung seiner Collectaneen zu erleichtern, auf seine guten und bösen Menschenstämme verfiel, da war es ihm nicht gegenwärtig, wie viel Willkürliches in dieser Absonderung liegt, die so bald, ohne allen Aufwand von Kräften, erfunden war, und auf keinem andern als dem von ihm erwählten Wege sich durchführen ließ. Gar zu natürlich scheint es indessen, daß er nun gleichsam darauf ausgehen mußte, recht hervorspringende Carricaturzüge von seinen vermeintlichen Halbmenschen aufzuzeichnen, um ihre Verschiedenheit von den Kaukasiern ins volle Licht zu stellen; und nicht minder natürlich, daß, sobald seine verschiedenen Begriffe von Mongolen und Celten sich bei ihm recht festgesetzt hatten, er fast in jeder Zeile, die er las, die Bestätigung seines Systems finden, und, wie ein echter Systematiker, sich an die Ausnamen nicht kehren mußte, die sich am Ende durch irgend eine Zwitterzeugung leicht erklären ließen. So verrückte sich unvermerkt des Verfassers Gleichgewicht; das Einseitige, welches allen Systemen eigen ist, ging über ins Schiefe und Unwahre, weil er das Gemisch von Immoralität und Unfähigkeit, welches ihm auf dem einmal gewählten Standorte auch in Europa, und mitten unter seinen Celten entgegenleuchten mußte, entweder nicht bemerken wollte, oder weil er durch bloße Machtsprüche hier beschönigte, was er dort verabscheuet hatte. Diesen Widerspruch mit sich selbst hätte er vermieden, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, den Beweis seines Systems aus dem System selbst zu entwickeln: eine künstliche Cirkelbewegung, die eigentlich in der Philosophie nicht mehr gestattet wird. Man würde aber, dem allen unbeschadet, seine Hypothese verzeihlich gefunden haben, wenn sie weniger

trostlos und absprechend gewesen wäre. Daß ein Philosoph gerade auf den Punkt zurückkehrt, wo er die geringsten seiner Landsleute bei ihrem Vorurtheil und Nationalstolz verließ, nämlich zu der parteiischen Vorliebe für sein Volk und Vaterland, das mochte immer hingehen; und da es nun einmal Unterschiede im Menschengeschlechte gibt, da die europäische Cultur, zumal die wissenschaftliche, jede andere übertrifft, so ließ sichs denken, daß ein Gelehrter den relativen Werth der Menschen nach den Vorzügen bestimmen würde, die er an sich selbst und seines Gleichen schätzte. Unstreitig aber konnte Hr. M. gegen sich und seine Landsleute gerecht und billig sein, ohne den Bewohnern der übrigen Erde durch eine ganz willkürliche Voraussetzung zu nahe zu treten. Hart ist es, weil es Niemanden zu Gute kommt, Völkern, die jetzt auf einer von der unsrigen verschiedenen Stufe der Bildung stehen, allen sittlichen Werth, alle Perfectibilität, alle menschlichen Vorzüge abzusprechen; hart, die Eigenthümlichkeiten, die der Verfasser da und dort aufgezeichnet fand, so schneidend zu greifen, daß der Natur der unverdiente Vorwurf daraus erwächst, als hätte sie bei weitem den größten Theil des Menschengeschlechtes, sich selbst und Andern zur Qual, mit lauter teuflischen Anlagen und einer unverbesserlichen Unsittlichkeit gerüstet; hart endlich und ohne Beweise unverantwortlich, unsre Gattung in zwei Stämme zu theilen, die in Absicht auf körperliche Bildung, intellectuelle Anlagen und moralisches Gefühl beinahe vollkommne Antipoden sind, und denen die Natur gleichwol die unselige Möglichkeit verlieh, ihr Geschlecht mit einander zu vermischen und greuliche Zwitter zu zeugen. Den Philosophen geht es zwar nichts an, ob seine Lehre trostlos sei, oder nicht; ist er nur von ihrer Richtigkeit überzeugt, so besiehlt ihm sein Gewissen, sie auszubreiten. Allein Hr. M. selbst wird nach den Grundsätzen, die er anderswo (Vorrede zu seinem Grundriß der Seelenlehre) geäußert hat, weit strenger richten müssen, da hier nicht etwa von bündigen Schlüssen die Rede ist, welche vermeintliche Demonstrationen von unerweislichen Dingen in ihr Nichts zurückweisen, sondern von unbeglaubigten Aeußerungen, die jene Wahrscheinlichkeit untergraben, auf welcher ein froher und beglückender Glaube beruht. Dies ist der Punkt, bei welchem sich, ungeachtet der Billigkeitsregel, daß keine Meinung um ihrer so genannten gefährlichen Folgerungen willen verdammlich sei, das Gefühl dennoch gegen die feindselige Hypothese sträubt. Der Recensent ist weit entfernt, dem Hrn. Verfasser aus der Bekanntmachung seines anthropologischen Systems, mit allen seinen Folgerungen, ein Verbrechen zu machen; der gewissen Ueberzeugung, daß Alles, was mit reiner Absicht je gesagt worden ist, verhältnißmäßig nützlich, wahr und gut sein könne, und daß nichts von Allem, was Menschen wähnen oder ersinnen, die Macht des Guten überwältigen oder das Licht der Wahrheit auslöschen werde, die sich immer neu, nur immer in anderm Maße, in jeder Menschenbrust offenbaren. Wer indessen hierin anders denkt und die Schädlichkeit einer Vorstellungsart für einen hinreichenden Grund halten möchte „sie mit Gewalt zu ersticken;“ (s. die oben angezogene Vorrede) der wird sich unverzüglich beruhigt finden, sobald er die Beweise prüft, die dem System des Verfassers zum Grunde liegen sollen.

Die Art des Verfahrens, welches sich Hr. M. bei seinen Arbeiten über die philosophische Geschichte der Menschheit erlaubt, ist bereits in unsern Blättern in ein klares Licht gestellt, und (leider ohne den mindesten guten Erfolg für die späteren Aufsätze des Verfassers) gerügt worden. Vielleicht ist es nicht ganz seine Schuld, wenn er überall nur das Schlechte, Häßliche, Ekelhafte, Verabscheuungswürdige sieht. Indem wir die Veranlassung zu dieser seltsamen Auswahl analysiren, so möchten wir fast das Schicksal der Gelehrten bedauern, die sich noch immer an so dürftigen und unverdauten Hülfsmitteln, wie die meisten Reisenachrichten ihnen darbieten, begnügen müssen. Wir sind z. B. überzeugt, so fest Hr. M. an seiner Hypothese haften mag, und so wenig man ihn von einem besondern Hange zu schauderhaften Gemälden von Menschensitten freisprechen kann, daß, wenn er mit seinem Scharfsinn und der genauen Kenntniß desjenigen, worauf es eigentlich ankommt, so glücklich gewesen wäre, die Völkerschaften, die er jetzt herabwürdigt, in ihren Wohnsitzen zu besuchen, seine eigenen Beobachtungen ohne allen Vergleich billiger, menschenfreundlicher, und der Natur gemäßer ausgefallen wären, als Alles, was er aus unzähligen Schriftstellern, so verschieden an Interesse, zusammengestoppelt hat. Denn obgleich die Menschengattung, von einer Stelle übersehen, mehr thierisch als vernünftig, mithin eben durch das Geschenk des persönlichen Bewußtseins und der Sprache verächtlich erscheint: so gibt es doch auch einen Standort, der uns mit der Natur und ihren Gesetzen aussöhnen kann. Anstatt, wie Hr. M., nur Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten aufzuzeichnen und alle Völker hundert- und mehrmal zu mustern, um uns erzählen zu können, wo man diese oder jene Unsittlichkeit (nach europäischen Begriffen) vorzüglich bemerkt, wäre es billiger gewesen, ein jedes Volk für sich zu betrachten, es nach allen seinen Verhältnissen zn beschreiben, und genau zu untersuchen, wie es an die Stelle hinpaßt, die es auf dem Erdboden ausfüllt. Es ist immer eine mißliche Sache, zwischen verschiedenartigen Dingen eine Rangordnung in Absicht auf ihren absoluten Werth zu bestimmen; wenn wir dagegen Jedes in seiner Art, den Elephanten, das Pferd, den Hund u. s. f. als das, was sie sind, sein sollen und sein können, betrachten, so kommt für jede eine Vortrefflichkeit sui generis an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermissen. Soll die Menschengattung hier eine Ausnahme machen? Fast scheint es, wenn Hr. M. es rechtfertigen kann, daß er zuerst zwei Menschenstämme durch wesentliche, angeborne Unterschiede charakterisirt, und sodann den einen mit allen Ausdrücken des Abscheues und der lieblosen Verwerfung überhäuft, weil er das nicht ist, was er vermöge der Definition nicht sein sollte und konnte. Viel von der nachtheiligen Schilderung, die der Verfasser von den Bewohnern anderer Welttheile entwirft, wäre weggefallen, wenn er zwischen extensiver Cultur und intensiven Vorzügen der Menschheit einen Unterschied hätte bemerken wollen. Das ganze System unsrer Sitten hängt an einem sehr feinen Faden; und wie die zarteren Gefühle des Schicklichen, und überhaupt der Sinn für moralische Bestimmungen sich ohne einen gewissen Grad der Vernunftentwickelung nicht denken lassen: so setzt dieser wieder eine besondere Lebensweise und eigene Be=

ziehungen des Orts, des Himmelsstriches, der Lage und der benachbarten Menschen voraus. Die Verfeinerung des sittlichen Gefühls wird überall nachfolgen, wo richtige Begriffe in Umlauf kommen; diese aber konnten sich nicht immer entwickeln: die subjective Vernunft bequemte sich den Localverhältnissen; und wo diese sich ihrer Wirksamkeit widersetzten, ruhte das Organ des Denkens, das Gehirn, so lang es weich blieb: kein Wunder also, wenn es im Alter keine neue Impulsion annehmen konnte. Dafür blieben aber die Sinne desto durchdringender und schärfer. Die Anstrengung und Uebung der Denkkräfte geschieht hingegen auf Kosten des Körpers; die Sinne der gesitteten Menschen sind verhältnißmäßig schwächer. Seine Fertigkeit, zwischen sinnlichen Eindrücken feiner zu unterscheiden, ist daher keine besondere Anlage, welche dem rohen Menschen fehlt, wie Hr. M. durchgängig behauptet, sondern ein in Mechanismus übergegangenes ästhetisches Gefühl, welches mit der Aufklärung und der Bestimmtheit der Begriffe im genauesten Zusammenhange steht. Wir können, wie die Erfahrung lehrt, diesen Mechanismus im Empfinden und Denken so weit treiben, wie in körperlichen Uebungen, und die Gewohnheit äußert sich im Guten so mächtig, wie im Bösen. Unseren Verfassungen den Vorzug streitig zu machen, der sich in der allgemeinen Gewöhnung zum Guten durch die Einführung und Heiligung der Gesetze so deutlich äußert, wäre allerdings ungereimt; aber den Kindern der Gewohnheit entweder ein Verdienst oder einen Vorwurf aus der Befolgung derjenigen Ordnung zu machen, die ihnen Beispiel und Lehre aufdrangen, scheint uns nicht viel vernünftiger. Es gibt einzelne große Menschen, bei denen sich ein richtiges Maß des relativen Werths der Dinge, ein innerer sittlicher Sinn, vollkommener als bei anderen entwickelt, und sie sich selbst zur Regel macht, ohne daß sie eine äußere Vorschrift bedürfen, oder auch nur kennen. Allein diese sind, wie verschieden auch ihre extensive Aufklärung sei, an keine besondere Erdscholle und an keinen privilegirten Stamm gebunden, und es gehört die ganze Unbiegsamkeit der Hypothesensucht dazu, um sie zu Gunsten eines kleinen Völkchens allen übrigen Nationen abzusprechen. So viel man indessen von dem System unsers Verfassers auf Rechnung der Reisebeschreiber setzen mag, so kann doch andererseits nicht geläugnet werden, daß man bei gehöriger Aufmerksamkeit auch Züge zu vortheilhaften und angenehmen Schilderungen von sehr vielen, sogar den wildesten Völkern, bei den glaubwürdigsten Schriftstellern aufgezeichnet findet; ja, es ließe sich, wenn man die von Hrn. M. so ganz vernachlässigte Kritik zu Hülfe nähme, sehr überzeugend darthun, daß, wenn gleich die Menschen überall zwischen Trieb und Vorschrift schwanken, und sich mehr auf jene Seite neigen, so lange sie ganz ungebildet sind, sie doch auch bei den geringsten Anfängen von gesellschaftlicher Vereinigung, schon Formen von conventioneller Sittlichkeit annehmen, nach denen sie sich mechanisch bequemen. Offenbar läßt sich Hr. M. also von seiner Hypothese zu einer großen Parteilichkeit hinreißen, indem er von neun Zehntheilen des Menschengeschlechts alles Scheußliche, Ekelhafte, Erniedrigende zusammensucht, ihre Greuel in ganzen Reihen von Superlativen herezählt, und sie nach allen ihren Individuen so schildert, wie

man nur die Hefen des Menschengeschlechts beschreiben kann. Die Geschichte, sagte Voltaire, ist nichts als eine Schilderung von Schandthaten; und man hat ihm diesen harten Ausdruck verdacht: was hätte er nicht erst sagen müssen, hätte er Hrn. M. gelesen! Das Gegenstück zu dieser Darstellung ist uns der Verfasser noch schuldig: den Panegyrikus der Celten, der ohne Zweifel mehr Kunst erheischt, wenn er nicht wie Satyre lauten soll. Die Aufgabe ist um so schwerer, da hier fast jeder Leser zugleich Beurtheiler sein kann; hingegen bei demjenigen, was andere Welttheile betrifft, nur wenige aus eigner Erfahrung sprechen dürfen. Der Rezensent glaubt es zur Würdigung seines hier geäußerten Urtheils erwähnen zu müssen, daß er theils einzelne Menschen aus andern Welttheilen, theils ganze Völkerschaften in sehr entlegenen Ländern, zu beobachten Gelegenheit hatte, und er läugnet nicht, daß er seine Bekannten in den Beschreibungen des Verfassers nicht wieder gekannt hat. Wären die Excerpte des Hrn. M. so beschaffen, daß man sich darauf verlassen könnte, so ließen sich seine Aufsätze wenigstens als eine Vorarbeit, oder ein Repertorium für den künftigen Historiographen der Menschheit betrachten. Allein es ist uns hier nicht vergönnt, das Labyrinth von Widersprüchen durchzugehen, worin sich Hr. M. in den vor uns liegenden, wie in seinen vorhin angezeigten, Aufsätzen unauflöslich verwickelt. Die Auseinandersetzung aller Punkte, wo er seinen Autor mißversteht, unrecht anwendet, wo er innerhalb weniger Zeilen die entgegengesetztesten Bestimmungen anführt, und willkürliche Voraussetzungen häuft, würden mehr als einen starken Band erfordern. Damit wir es indessen nicht bei dieser Behauptung bewenden lassen, fügen wir nur einige Anzeichnungen zur Probe bei. B. IV, S. 562: „Die Menschen unterscheiden sich — von den Thieren darin, daß sie Grade der Verwandtschaft u. s. w. anerkennen, und Pflichten und Rechte darauf gründen.“ Welche Definition! Viele Menschen erkennen sie ja nicht an, gründen ja nichts darauf. Wenn man so viel Individuelles in eine Definition bringt, so könnte man zuletzt wem man wollte, die Menschheit abdisputiren. S 598. Was der Verfasser hier von der Wollust der Neger sagt, widerlegt Bruce auf das Ueberzeugendste. S. 598: „Je gefühlloser und beschränkter Völker von Natur sind, desto kleiner ist die Zahl ihrer Gerichte, desto einförmiger ihre Bereitung, und desto kurzdauernder sind ihre Mahlzeiten. Die Morgenländer essen unaufhörlich ihren Pilau, so wie die südlichen Asiaten ihren Reißbrei mit stinkenden Fischen. Die Neger und Amerikaner fressen Alles; aber sie wählen unter den Speisen, und bereiten sie oft eben so wenig, als die wilden Thiere, denen sie in Rücksicht auf Gefräßigkeit gleich kommen.“ Wie kann man dem Tadel dieses Mannes entgehen, der die Nüchternen beschränkt, und die Eßlustigen thierisch nennt, um nur kein anderes als celtisches Verdienst anerkennen zu müssen? S. 605: „Gefräßigkeit ist ein angebornes Gebrechen der Amerikaner, Neger, und aller übrigen Völker, die mit ihnen gleiches Ursprungs sind, und unter uns ist es blos ein natürlicher Fehler einzelner unglücklich geborner Menschen u. s. w.“ Wie viel fehlt, daß dieses Urtheil von den angeblich mongolischen Völkern billig wäre! Einige Reisende haben freilich hier und dort ge-

fräßige Menschen gesehen, und nicht mit eben so starkem Appetit Speisen genießen können, an welche sie nicht gewöhnt waren. B. V, S. 8: „Unter allen Zonen ist die heiße den edelsten Nationen am feindseligsten, und den unedleren hingegen am günstigsten.“ Ebendaselbst: „Die einzigen großen Völker von mongolischer Abkunft, die einige Grade der Cultur erreichten, fanden und finden sich jetzo noch nur innerhalb der Wendekreise.“ China liegt größtentheils, Japan ganz, außer dem Wendekreise, zwischen 30° und 40° der nördlichen Breite. S. 10: „Daß die nasse Jahreszeit den Negern am zuträglichsten ist, wird von glaubwürdigen Schriftstellern geläugnet, und sollte wol auf des Marchais' Zeugniß nicht geradezu behauptet werden,“ obgleich Hr. M. ihm S. 33 treulich nachschreibt, „daß sogar die Wolken (in Afrika) mit allerlei Geschmeiß geschwängert sind, und, wenn sie sich in Regen ergießen, ekelhafte Gewürme auf den Verdecken der Schiffe zurücklassen.“ S. 38 ist aber auch die Luft im mexikanischen Meerbusen an einigen Stellen einem Gifttrank ähnlich; und zum Schluß S. 41 wird gesagt: „man müsse ohne alles Nachdenken gelesen haben, wenn man nicht am Ende Gott danke, daß man in demjenigen Erdtheile geboren worden, in welchem das Klima im Ganzen der Gesundheit, und besonders der Erzeugung und Entwickelung der edelsten Vorzüge der Menschen am zuträglichsten ist.“ Was sollen denn die armen Bewohner der heißen Zone thun? — — S. 237: „Die alte Verfassung der Kalmyken findet sich noch immer in allen Ländern des südlichen Asiens und der Südsee.“ S. 465: „Alle Wilde ohne Ausnahme sind den aufs feierlichste beschwornen Bündnissen nicht länger als bis zur ersten Veranlassung treu, u. s. w.“ Man sollte denken, es wäre von den europäischen Cabinetten die Rede! S. 706: „Man kann fast ohne Ausnahme behaupten — daß die nichtswürdigsten Menschenkinder in Amerika und in den Südländern geboren werden.“ Doch nicht in Otaheite, den Societäts-, Marquesen-, Freundschafts-, Sandwichs-, Marianen- und Pelew- Inseln? Oder sollen wir die Nichtswürdigkeit nach der Entfernung abmessen? S. 709 spricht der Verfasser von den ungeheuern Wüsten und Steppen in Spanien, und von den schrecklichen Sümpfen, womit Italien bedeckt ist. Die pontinischen Sümpfe sind von Cisterna bis Terracina 30 italienische Meilen lang, und ihre Breite geht nie über 12 oder 13 Meilen (Italien und Deutschland 3. St. S. 29). Könnte man dagegen nicht Holland und die ganze Küste der Nord- und Ostsee einen ungeheuern Sumpf nennen? Aber nein; der gesegnete Mittelpunkt, wo die reinsten Celten wohnen, ist die kalte Hälfte des gemäßigsten Erdstriches von Europa! S. 711 werden es die Römerinnen dem Verfasser schwerlich danken, daß er ihre Abneigung gegen alle Wohlgerüche der Allgemeinheit der Lustseuche zuschreibt. Sonderbar, daß dieselbe Krankheit in verschiedenen Ländern so verschiedene Wirkungen haben soll; in Peru, wo sie nach Frezier's Zeugniß wirklich allgemein ist, können die Spanierinnen der Wohlgerüche nie genug bekommen, und parfumiren ihre Blumensträuße noch mit Bisam und Ambra. VI. B. S. 394 in der Anmerkung, behauptet Hr M., daß die am meisten verschiedenen Hunde sich dennoch ähnlicher sind, als die am meisten verschiedenen Menschen, welches ihm

weder Naturforscher noch Zergliederer zugeben werden. S. 399 glaubt er einen Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts bei der größten Mannigfaltigkeit der Racen in der Analogie gewisser Thiergattungen zu finden; wenn es nur auszumachen wäre, daß z. B. alle Hunde von einem Paare stammen. S. 652 soll es zur Entschuldigung des Sclavenhandels dienen, daß erzählt wird, die Transporte von Truppen nach Westindien hätten eben so viele Menschen eingebüßt, als die Sclavenschiffe. Uns dünkt freilich das eine, wie das andere, abscheulich. S. 656 sagt Hr. M., indem er von den Grausamkeiten der Pflanzer gegen ihre Sclaven spricht: „wenn man die angezeigten Fälle ausnimmt, die gewiß immer den kleinsten Theil ausmachen" — Es wäre zu wünschen, daß er dieses milde, präsumtive Urtheil allemal gefällt hätte, wo von den Abscheulichkeiten der Neger, Amerikaner u. s. w. die Rede war. VII. B. S. 102 spricht Hr. M. von der „beispiellosen Aehnlichkeit" der Amerikaner unter einander, die, so unbestimmt, wie sie dasteht, nichts weniger, als gegründet ist, da S. 109 allen Amerikanern auch eine ungewöhnlich kurze und platte Stirn zugeschrieben wird, ungeachtet Oldendorb's und Labat's Zeugnisse sich schon über die Caraiben allein widersprechen, und Wafer, wie Hr. M. selbst erinnert, den Bewohnern von Darien eine hohe Stirn zuschreibt. S. 220 ist er sogar mit Gily unzufrieden, daß er zwar Beispiele vom Undank der Amerikaner erzählt, aber doch keine allgemeine Folgerung daraus zieht. S. 649: „Weil nach einem wohlthätigen Naturgesetz allenthalben, wo Menschen von verschiedenen Racen zusammenwohnen, die bessern immer, wenngleich langsam, über die weniger guten gewinnen und das edlere Blut über das weniger edle die Oberhand erhält, so darf man hoffen, daß mit dem Fortgange der Zeiten alle Spuren slawischer Trachten und Bauarten, slawischer Sitten und Gewohnheiten aus Deutschland verschwinden werden." Nur aus Deutschland? Und slawische Trachten und Bauarten, Sitten und Gewohnheiten sollen verschwinden? Und eine so wichtige Behauptung wie diese, daß die edlen Celten alle veredeln, wie ohne Belag hingestellt? Was ist nun aus des Verfassers Behauptung (B. V. S. 199) geworden, daß die Ausartung der Römer unter den Cäsarn eine Folge des ihnen beigemischten Blutes überwundener Nationen war? Dieses Blut konnte doch unmöglich in einem beträchtlichen Verhältniß in die römische Masse dringen; also war nur wenig schlechtes Blut hinreichend, sie zu verderben? Soll das wohlthätige Naturgesetz uns einen Fingerzeig geben, die Neger-, Amerikaner- und Asiaten-Racen zu veredeln? Wir können hier wirklich nicht spotten. Unsern Lesern wünschen wir Glück, wenn es ihnen besser als uns geräth, folgende Stelle zu verstehen: S. 651 „Die Menschenliebe macht es uns zur Pflicht, von einzelnen Mitgliedern slawischer Nationen zu vermuthen, daß sie zu den Auserwählten ihres Volkes gehören, bis man durch ein widersprechendes Betragen zu einem weniger günstigen Urtheil genöthiget wird."

Außer den anthropologischen Aufsätzen finden wir folgende Mittheilungen und Ausarbeitungen in den vor uns liegenden Bänden des historischen Magazins mit M. bezeichnet: über den jetzigen Zustand der katholischen Kirche in Deutschland; über das neue politische Institut in

Bern; Instruction für die fürstlich-würzburgische Commission, die zur Untersuchung der Aemter ausgeschickt worden; kurze Geschichte der Turniere; über die General-Seminarien in den kaiserlichen Erblanden; Ueber das kaiserliche Verbot der Einfuhr fremder Waaren; Beschreibung der neuesten Schulverbesserung in Neufchatel; Nachrichten von der letzten Revolution in Genf; projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiers-état et Mad. Noblesse, par Mr. Necker; über das Steuerwesen im Salzburgischen; Capt. Tench's Expedition nach Botany-Bai; (aus dem Englischen übersetzt; wobei nur zu erinnern ist, daß Lookingglass nicht Seherohr sondern Spiegel bedeutet, und daß Hr. M. mit Unrecht die Orthographie von Malbrook, dem französischen Gassenhauer, für ein Zeichen der Unwissenheit des Engländers hält. In England wird es immer so geschrieben, weil man den Inhalt auf Marlborough nicht beziehen mag, so wenig, wie man Büffon's Affen Malbrouck, obgleich augenscheinlich dieselbe Verstümmelung desselben Namens bei dieser Benennung statt findet, anders schreiben mag.) Entwurf der neuen Verfassung in Genf; und nochmals über die letzte Revolution daselbst; Anmerkungen zu des Grafen von Schmettow Preisschrift über die besten Mittel gegen Straßenraub u. s. w; über den Religionsfond in den kaiserlichen Erblanden; den Soldaten erlaubter protestantischer Gottesdienst in Würzburg; erste und zweite Hauptverordnung über die Einführung einer neuen Grundsteuer in den kaiserlichen Erblanden; Bemerkungen über das neue Grundsteuerrectificationsgeschäft (die arme deutsche Sprache!); fernere Nachrichten darüber; endlich einige Anekdoten von Joseph II., denen wir um so freudiger beistimmen, da sie mit der Schonung und Unparteilichkeit abgefaßt sind, die wir in den anthropologischen Forschungen des Verfassers vermissen.

2) Journal historique du Voyage de Mr. Lesseps, etc. depuis l'instant, où il a quitté les frégates Françoises au port St. Pierre et St. Paul du Kamtschatka, jusqu'à son arrivée en France. Paris, 1790. 2 Voll. Nro. 6.

Hrn. Lesseps hat wahrscheinlich ein sonderbarer Glücksfall von allen auf den französischen Fregatten Astrolabe und Boussole eingeschifft gewesenen Menschen allein am Leben erhalten; denn nach einer bangen Erwartung von mehr als zwei Jahren ist alle Hoffnung fast verschwunden, den Grafen de la Perouse von seiner so gut concertirten Entdekkungsreise zurückkehren zu sehen. Die edelsten, uneigennützigsten Bemühungen der Menschen, deren Zweck das Wohl der gesammten Gattung ist, haben also vor dem rhadamantischen Stuhle des Schicksals nichts mehr und nichts weniger von Schutz und von Obhut zu hoffen, als jene verwegenen Unternehmungen der Herrschsucht und der Begierde nach Reichthum, die man jetzt gelingen, und jetzt nach unerforschlichen Gesetzen scheitern sieht! Am 29. September 1787 empfing der Verfasser aus den Händen des vorhin genannten Befehlshabers die Depeschen, die er über Land nach Frankreich bringen sollte; und am folgenden Morgen segelten die beiden Fregatten aus dem Hafen St. Peter und St. Paul

in Kamtschatka. Diese Depeschen enthielten vermuthlich eine Abschrift des Journals der ganzen bis dahin zurückgelegten Reise, und dieses Journal ist auch wol Alles, was wir einst von den Bemühungen der französischen Entdecker zu sehen bekommen werden. Sie gingen von Kamtschatka wieder südwärts, wo der Befehlshaber des zweiten Schiffes, Herr Vicomte de Langle, in einem Handgemenge mit den Einwohnern der von Bougainville entdeckten isles des Navigateurs das Leben verlor. Hierauf liefen sie in Botany-Bai an der Ostküste von Neuholland ein, wo die englische Transportflotte mit den zur Niederlassung bestimmten Delinquenten einen Tag zuvor angekommen war — und nachdem sie diesen Hafen wieder verlassen hatten, ist weiter nichts von ihnen gehört worden. Herr Lesseps hatte auf seiner Landreise mit Kälte, Hunger und Gefahren von aller Art zu kämpfen. Vor dem Ende des folgenden Januars konnte er wegen der stürmischen Witterung Bolscheretsk nicht verlassen. Unterwegs verlor er die meisten Hunde, die seine Schlitten zogen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er sahe sich endlich genöthigt, seinen Freund, den Gouverneur Kasloff, am 18. März zurückzulassen, und die Reise um die beiden Meerbusen von Penschina und Ingiga allein bis Ochotsk fortzusetzen, wo er erst den 5. Mai eintreffen konnte. Auf dieser schrecklichen Schlittenfahrt kam er einmal an ein steiles Meerufer, wo von dem aufgebrochnen Eise nur noch ein zwei Fuß breiter, an einigen Stellen sogar ganz fehlender Eisrand fest am Felsen saß und auf einer Strecke von drei Viertelstunden der einzige Weg war, den er nehmen konnte. Zum Glück legte er ihn ohne andern Verlust, als den eines Hundes, zurück. Vom 6. Juni bis 17. October vollendete der Verfasser die ungeheure Reise durch die ganze Breite unsers festen Landes, über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk, Kasan, Petersburg und Berlin nach Versailles. Seine Kenntniß der russischen Sprache gab ihm Gelegenheit, manche ausführliche Details über den Zustand der östlichsten Gegenden von Sibirien einzusammeln, die man hier, nebst seinen eigenen Bemerkungen über die Kamtschadalen, Koriäken, Tschuktschen, Jakuten und Tungusen liest. So wenig Zeit ihm auch übrig blieb, sich auf der Reise umzusehen; so scheint er sie doch sehr gut benutzt zu haben, um diese verschiedenen, jedoch mehr oder weniger verwandten, Völkerschaften nach ihren unterscheidenden Merkmalen charakterisiren zu können. Was er von ihnen erzählt, stimmt sehr gut mit den Nachrichten der russischen Akademiker zusammen; und besonders freuet man sich, fast überall unter diesen ungebildeten Völkern auf Beispiele von regem Gefühl, von Gutmüthigkeit und sogar durch Nachdenken veredelter Herzensgüte zu stoßen, die man sich nach den Aussprüchen neuer Menschenforscher außer den Grenzen von Deutschland nicht mehr zu erwarten getraute. Der Ton des Verfassers ist bescheiden und zugleich von allem überflüssigen Prunk entblößt; er erzählt die Begebenheiten seiner Reise schnell nach einander fort, und erweckt überall Theilnahme und Aufmerksamkeit. Im ersten Bande findet man eine Karte von Kamtschatka, im zweiten eine von der ganzen Reiseroute. Das einzige Verzierungskupfer stellt die Ankunft einer Anzahl mit Hunden bespannter Schlitten in einem kamtschatkischen Dorfe vor.

3) Herrn Wasilii Szujew's u. s. w. Beschreibung seiner Reise von St. Petersburg nach Cherson in den Jahren 1781 und 1782. 4. Erster Theil. Dresden und Leipzig. 1789. Nr. 58.
4) Voyage de Mr. le Vaillant dans l'Interieur de l'Afrique, par le Cap de bonne Esperance, dans les années 1780—1785. Paris, 1790. 2 Voll.*) Nro. 98.

— — — — — — — — — — — — — —

Die einförmigen Begebenheiten der Reise durch jene unermeßlichen Wüsteneien, wo man sonst nur aufzeichnen kann, welche Thiere man unterwegs angetroffen und erlegt habe, gewinnen unter den Händen des Verfassers ein Interesse, welches man in den trockenen Tagebüchern seiner Vorgänger nur zu sehr vermißt.

Ohne sich ängstlich an die Form eines Tagebuches zu binden, liefert er in einer ununterbrochenen Erzählung den Verlauf aller während dieses Zugs ihm zugestoßenen Begebenheiten, und webt seine Beobachtungen, sowohl was die Nationen, als auch, was die Naturgeschichte betrifft, so künstlich ein, daß man sich hingerissen fühlt, ihm bis ans Ende, ohne zu ermüden, zuzuhören. Sein Enthusiasmus für seine Wissenschaft gibt sogar den Beschreibungen neuer Naturalien, (die er jedoch nur sparsam einstreuet) ein eignes Feuer; und wenn man nur erst gesehen hat, wie viel Mühe und welche Künste es ihm gekostet, ehe er diesen oder jenen seltenen Vogel hat schießen können, wie er oft im Eifer, sein erlegtes Wild zu haschen, bald mit Lebensgefahr in eine für Elephanten gegrabene Grube fällt, bald in tiefen Flüssen dem Ertrinken kaum entgeht, bald sich unter den Stamm eines umgestürzten Baumes verkriecht, und einen wüthenden Elephanten über sich wegspringen läßt: so ist man hernach auch desto begieriger, die auszeichnenden Merkmale der Geschöpfe kennen zu lernen, deren Besitz ihm um diesen Preis willkommen war. Mit Vergnügen lernt man, wie er kleine Vögel geschossen habe, ohne ihr Gefieder zu beschädigen, indem er ein Stück Talglicht auf das Pulver in seinen Flintenlauf setzte und diesen dann mit Wasser füllte; an seinen Ruheplätzen sieht man seine Ochsen umher grasen, sich verirren und wieder von seinen Hottentotten beigetrieben werden; die Freude dieser guten Kerle, als er ihnen Maultrommeln austheilte; den Scherz, wodurch er seinem Affen das Brantweintrinken auf immer abgewöhnte; den Nothbehelf, aus seinen Halstüchern sich Dochte für die Nachtlampe zu bereiten; den Schmaus von Elephantenrüsseln und noch schmackhaftern Elephanten- und Flußpferdsfüßen; die Ankunft eines Expressen mitten in der Wüste, den Hr. Boers mit Briefen aus Frankreich von der Capstadt abgefertigt hatte; selbst die Toilette, die der Verfasser macht, um einen feierlichen Besuch bei den Gonaquas abzulegen; und endlich seinen kleinen Roman mit der naiven Narina, einer jungen Gonaqua-Hottentottin, den er vielleicht mit verschönernden Farben ausmalt: — dies Alles empfindet man mit, indem man sich durch

*) M. vergleiche oben S. 362.

die Anmuth und Einfalt der Darstellung gleichsam auf jenen entfernten Schauplatz versetzen läßt. Man kann nicht sagen, daß so gar viel Neues in seiner Beschreibung dieser Gegenstände enthalten wäre; allein sie hat den Vorzug, daß sie Alles recht anschaulich macht, und das lebhafte Gefühl des Verfassers, das Eigenthümliche seiner Denkart, die jugendlichgutmüthige Schwärmerei, womit er gegen die Mißbräuche der Sittenverfeinerung declamirt, und sich im Lobe der ungekünstelten Natur ergießt, fesseln den Leser an sein Kunstwerk. Es kann wohl sein, daß diese ästhetische Vollkommenheit zuweilen einen dichterischen Flor über die Gegenstände zieht: denn die Kunst, und der innere bildende Trieb, der zu ihr führt, wollen diese Verschmelzung der äußern Natur mit dem Wesen des Künstlers; allein, wo dieses Aneignen fehlt, da werden auch die großen charakteristischen Züge selten so scharf gefaßt und ausgehoben, und man hat bei der mühsamsten Zergliederung und Aufzählung der einzelnen Theile keine lebendige Vorstellung vom Ganzen. Wer zu beurtheilen versteht, was er liest, wird jenen zarten Dichterschleier leicht durchschauen, und das Wahre der Natur in der idealischen Schilderung zu finden wissen. Wer das nicht kann, läuft immer Gefahr, bei mechanischen Beschreibungen, es sei nun die Instructio Peregrinatoris, oder sonst eine fremde Vorschrift die Richtschnur des Beschreibers gewesen, sich ein unrichtiges, in den sprechendsten Hauptzügen verfehltes Bild zu machen. Wenn aber auch das nicht wäre, so kann es unmöglich anders, als zur bestimmten Kenntniß eines Gegenstandes gereichen, daß man ihn durch das Medium verschiedener Beobachter kennen lernt; man müßte denn noch nicht über die Ungereimtheit hinaus sein, in allen Dingen nur für eine Meinung die allgemeine Beistimmung zu fordern. Beispiele, daß dieses nicht blos von Gegenständen der vernünftigen Beurtheilung, sondern auch der sinnlichen Erfahrung, gelten könne, finden wir in le Vaillant's Erzählung, verglichen mit seinen Vorgängern. Ueber Kolbens Monorchiden und seine abgeschmackte Fabel von einem natürlichen Schurz der Hottentottinnen, ist genug gespottet worden; unser Verfasser behauptet aber, daß verschiedene Horden auch verschiedene Gebräuche beibehalten haben. Bei den Geissiquas und Koraquas ist, nach seiner Aussage, die Semicastration noch üblich, so wie die Gewohnheit, sich bei gewissen Veranlassungen einige Glieder von Zehen und Fingern abzuschneiden; und bei einer andern Horde fand er, zwar nicht den erdichteten Schurz, aber doch eine durch Kunst hervorgebrachte Verlängerung der äußern Schamlefzen, die er auch abgebildet hat. Gegen Sparrmann, der geneigt ist zu glauben, daß die Beschneidung bei den Gonaquas statt finde, versichert er, es sei vielmehr ihr auszeichnender Charakter, daß sie eine ungeheuer große Vorhaut haben. Er nimmt sogar die Hottentotten einigermaßen in Schutz, wenn von ihrer Unreinlichkeit die Rede ist, und führt ihre große Geschicklichkeit im Schwimmen zum Beweise an, daß sie den Körper öfters rein waschen, wenn sie gleich, durch eine verkehrte Vorstellung von Putz, sich an ihrem ganzen Leibe so mit Fett beschmieren, wie die Europäer es mit ihrem Hauptthaare thun. Auch er bestätigt das Dasein der gelben oder sogenannten chinesischen Hottentotten, einer Horde, die sich eigentlich Hous-

waana nennt, und die hottentottische schnalzende Sprache mit einigen beigemischten eignen Wörtern spricht. Das Schnalzen ist nach ihm eigentlich dreierlei. Das erste, leicht nachzumachen, ist der Ton, den auch wir hervorbringen, wenn uns etwas verdrießt oder lange Weile macht, mit der Zunge gegen den Gaumen und die Vorderzähne gedrückt, von denen sie losgezogen wird, indem man den Mund öffnet. Das zweite ist lauter, wie wenn ein Fuhrmann seinen Pferden zuschnalzt, um sie rascher in Bewegung zu setzen; das dritte ist das lauteste und schwerste, weil es aus der Kehle kommt. Die Kaffern schnalzen nicht und unterscheiden sich auch sonst von den Hottentotten darin, daß sie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Hr. le Vaillant liefert Abbildungen von ihnen, wie von den Gonaquas und von den näher am Cap befindlichen eigentlichen sogenannten Hottentotten, welche zwar sehr merkliche Unterschiede zu erkennen geben, aber doch immer noch den Wunsch übrig lassen, einst genaue, porträtmäßige Abbildungen zu bekommen. Er zeichnet lauter ganze Figuren auf ein Octavblatt. Die Kaffern scheint es, sind schwärzer, größer, schöner und stärker, als die Hottentotten, und selbst die Gonaquas, denen sie am meisten ähneln; sie haben nicht die schmalen Unterkiefer und hervorstehenden Jochbeine der Hottentotten. Sie wohnen besser, aber gehen öfter ganz unbekleidet. Von den Sitten und der Lebensart dieser drei verwandten Völkerschaften handelt der Verfasser ausführlich an mehren Stellen; er rettet die Hottentotten von dem Vorwurfe der Gefühllosigkeit gegen ihre Kinder und läugnet die ihnen von den Kolonisten angedichtete Gewohnheit, daß sie von Zwillingen allemal nur eins auferziehen; überhaupt tadelt er mit einem Eifer, der beinahe beleidigend wird, Hrn. Sparrmann wegen seiner Leichtgläubigkeit. Seine zoologischen Bemerkungen verspricht er in einem besondern Werke zu liefern, welches noch nicht erschienen ist, und vielleicht nicht sobald erscheinen wird, wenn es wahr ist, daß er seiner Vorliebe für Afrika nicht länger hat widerstehen können und zum zweitenmal dahin abgegangen ist. Die zerstreuten Bemerkungen über einzelne Säugethiere und Vögel in seiner Reisegeschichte, erregen große Erwartungen. Sehr charakteristisch schildert er z. B. das verschiedene Betragen der zahmen Thiere gegen verschiedene Raubthiere. Von den Bienenweisern hat er drei verschiedene Arten kennen gelernt. Zur Naturgeschichte des Straußes bemerkt er, daß diese Vögel neben das Nest und die zum Bebrüten bestimmten Eier noch einige andere Eier legen, welche vermuthlich die erste Nahrung der ausgebrüteten Jungen werden; bemerkenswerth ist es auch, daß mehre Strauße ihre Eier zusammenlegen und sich beim Brüten ablösen. Anhangsweise anticipirt er aus seiner zweiten Excursion, auf welcher er bis an den Wendekreis (an der Westküste von Afrika) vordrang, die Beschreibung und Abbildung der Giraffe, sowohl des Männchens, als des Weibchens, wovon ersteres 16 Fuß 4 Zoll hoch war. Es ist uns aufgefallen, daß Hr. le Vaillant an einer Stelle (I. B. S. 246) von Elephanten spricht, die zu Hunderten unweit seines Lagers vorbeidefilirten, da man doch am Cap von einem so zahlreichen Trupp dieser Thiere in jener Gegend (es war am Ufer des Gamtoosflusses) nichts wissen will. Vielleicht ist dies eine

bloße Redensart, um einen großen Haufen anzudeuten. Einige harte Ausdrücke, die sich der Verfasser gegen den damaligen Gouverneur vom Cap, Herrn von Plettenberg, erlaubt, hätten füglich unterbleiben können, da sie wol schwerlich auf eigne Erfahrung gegründet sind, sondern den leidenschaftlichen Schilderungen einer beleidigten Gegenpartei zugeschrieben werden müssen; — diese und einige andere kleine Flecken können den Werth dieses im Ganzen so lesenswerthen Werkes nicht verringern.

5) Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Afrika. Gesammelt und herausgegeben von E. W. Cuhn. Zwei Theile. Leipzig, 1790. Nro. 105.

Der Zweck des Herausgebers war nicht, eine vollständige Geschichte von Allem, was wir über Afrika wissen, systematisch geordnet, zu liefern, indem es ihm an Materialien zu einer solchen Darstellung fehlte; sondern er hatte die Absicht, durch Mittheilung einiger älteren und neuern Reisebeschreibungen, hauptsächlich solcher, die das Innere von Afrika, demnächst aber auch seine Küstenländer betreffen, ein Werk zur Belehrung und Unterhaltung zu schreiben.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Auszüge u. s. w. gegen die Urschriften gehalten, sind von Allem, was sie zu Kunstwerken stempeln konnte, entledigt worden, und haben, zumal was den le Vaillant betrifft, eine Härte und Trockenheit erhalten, welche recht anschaulich den Unterschied des deutschen Compilators vom französischen Selbstdenker zu erkennen gibt, und uns um den größten Werth eines solchen Werkes bringt, welcher doch unstreitig darin besteht, daß der Verfasser uns durch Mittheilung seiner eigenen jedesmaligen Stimmung den Gesichtspunkt genauer bezeichnet, aus welchem er die Gegenstände betrachtete, mithin den Leser in den Stand setzt, sich Alles wahrer zu versinnlichen, als wenn man ihm die dürren Resultate hinstellt, die er auf Treue und Glauben nehmen muß. Hr C. scheint hierin anders zu denken; denn er rechnet es dem Jahrhundert, seiner Philosophie, seinem Stolz (?) und seiner Ehre (?) zum Verdienste an, daß es ihm gelungen ist, Unwissenheit und Schöngeisterei zu vertreiben! Was das erste betrifft, so dürfte nicht nur noch Vieles daran fehlen, daß das Jahrhundert dieses unbedingte Lob verdiente, sondern am Ende sind wir vielleicht nur in einigen Stücken klüger, in andern wieder unwissender, als unsere Vorfahren; — und in Ansehung der Schöngeisterei, wenn hierunter, wie die Bearbeitung dieser Auszüge vermuthen läßt, auch die ästhetische Vollkommenheit wissenschaftlicher Werke mit verdammt werden soll, können wir nicht oft und nachdrücklich genug an das horazische: Omne tulit punctum etc. erinnern.

6) Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich, von A. Walker. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen von K. P. Moritz. 8. Berlin, 1791. Nro. 306.

Wir können uns nicht überzeugen, daß die Krise, wohin es mit unsrer Literatur gekommen ist, eine strenge Bezeichnung oder Absteckung der Grenzen erlaubt, außerhalb deren keine Begnadigung vor dem Kunstrichter statt findet. Unter den Tausenden von schlechten Büchern, die jährlich herauskommen und ohne alle vorherige Prüfung, ja wol gar mit Begierde und Wohlgefallen, verschlungen werden, bemerken wir so viele durchaus verwerfliche, schädliche, in Absicht auf Inhalt und Behandlung unter aller Kritik stehende und nur zur Verbreitung falscher Vorstellungen führende Schriften, daß wir geneigt sind, einer großen Menge anderer, die nichts Neues enthalten und von Seiten des schriftstellerischen Verdienstes leer ausgegangen sind, wenigstens um ihrer Unschädlichkeit willen einen Laufpaß mitzugeben, und diejenigen, die auch nur den entferntesten Anspruch auf Unterhaltung, Belehrung oder Originalität von irgend einer Art machen können, zur Ausfüllung der langen Weile zu empfehlen. Die Zwecke des Lesens haben sich überdies so sehr vervielfältigt, daß ein Buch, welches von den bekanntesten Gegenständen handelt, und sich nicht einmal durch einen Gesichtspunkt auszeichnet, dennoch ein gewisses Interesse haben kann, in so fern es uns den Charakter des Verfassers anschaulich macht. In der That bekennen wir, bei der Durchlesung dieses kleinen Werkchens, womit Hr. Hofrath Moritz unserm Publikum hier ein Geschenk macht, genau so viel Vergnügen empfunden zu haben, als eine wohlgerathene Karrikatur in einem Possenspiel uns gewährt hätte. Herr Walker, der sich S. 76 für einen Sternkundiger ausgibt, ist wirklich zuweilen mit den Dingen dieser Erde so unbekannt, als hätte er immer nur im Monde gelebt; was er also nicht etwa in den Stunden, die er der Betrachtung des Himmels raubte, in England gewahr worden ist, befremdet ihn wie eine Entdeckung Herschel's oder Schröter's an einem andern Planeten. Zwischen dem 21. August und dem 8. November 1787 hat er, nach seiner eigenen Berechnung, beinahe 4000 englische (also 800 deutsche) Meilen zurückgelegt; mithin kommen über 10 deutsche Meilen auf jeden Tag seiner Reise, und noch weit mehr, wenn man den Aufenthalt von etlichen Tagen in Venedig und Rom in Anschlag bringt. Man wird also wissen, welcher Nachrichten man sich zu erfreuen hat, wenn man sich einen Engländer denkt, der, ohne ein Wort Deutsch oder Italienisch zu verstehen, zwar mit offenen Augen und gesunden Sinnen, aber doch auch mit den größten Nationalvorurtheilen und ohne alle Vorkenntniß, in drittehalb Monaten mit der Post durch Calais, Dünkirchen, Ostende, Brügge, Gent, Brüssel, Löwen, Lüttich, Spaa, Aachen, Köln, Bonn, Coblenz, Limburg, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Straßburg, Inspruck, Brixen, Trient, Verona, Vicenza, Padua und Mantua nach Venedig; von da nach Ferrara, Bologna, Rimini, Fano, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Spoletto, Narni, Civita Castellana, Rom, Viterbo, Siena, Florenz, Modena, Parma, Piacenza, Mailand, Turin, Chambery, Lion, Fontainebleau, Paris, und hierauf über Chantilly, Amiens, Abbeville und Montreal wieder nach Calais zurückjagt, alles im Fluge sieht, und daher auch oft entweder triviale oder schiefe Bemerkungen macht. Das Eigenthümliche in der Auffassungsart

der Eindrücke hat bei unserm Verfasser, wie nicht zu läugnen ist, etwas Unterhaltendes, zumal wo es Gegenstände betrifft, die nur der Zufall in seinen Gesichtskreis führte; man stößt zuweilen, wie der Uebersetzer in der Vorrede sehr wahr bemerkt, auf naive Einfälle, und zuweilen auf jene richtigen Empfindungen, die nie genug verbreitet werden können. Allein wo der Verfasser sich im Geringsten Zeit nimmt, die Merkwürdigkeiten eines Ortes zn beschauen, verräth er alsbald einen so unüberwindlichen Geist der Plattheit und einen so gänzlichen Mangel des guten Geschmacks, daß ihn nur das Mitleiden vor dem Unwillen des verständigen Lesers schützt. Es ist daher wirklich charakteristisch, wie der gelehrte Uebersetzer ihn anfänglich durchschlüpfen läßt, sodann hier und da in Anmerkungen berichtiget und bestraft, endlich aber, wo es gar zu arg wird, und insbesondere das Kunstgefühl und der Sinn des Schönen sich empören, die absurden Urtheile des Verfasses nicht mehr niederschreiben mag, sondern ihn in gerechtem Eifer castrirt. Die Schilderung der tyroler Alpen gehört zu den wenigen, die dem Verfasser vorzüglich gut gerathen sind; so konnte nur ein Augenzeuge darstellen. Seine Bemerkungen über die grellen Kontraste in der modernen Musik sind ebenfalls richtig empfunden, und seine Klage über die Wirkungen des kirchlichen und weltlichen Despotismus auf den Charakter und sogar das äußere Ansehen der Italiener, wenn sie gleich so oft wiederholt worden sind, findet man doch immer an ihrem Orte. Dagegen verdrießt es, wenn man Nachricht von merkwürdigen Gegenständen erwartet, die kleinen Angelegenheiten des Reisenden zu einer unverdienten Wichtigkeit erhoben zu sehen, und immer wieder von theuren oder billigen Wirthen, groben Postillionen, schlechten Betten, Wanzen- und Mückenstichen und unschmackhafter Kost zu lesen. Noch ärgerlicher aber ist es, wenn der freie Ritter mit Selbstgefälligkeit so oft als möglich erinnert, daß er hier oder dort das Zimmer bezogen habe, wo Joseph II., oder der Herzog von Glocester oder sonst fürstliche Personen logirt haben. Nach Art der gemeinsten und unerfahrensten Klasse von Reisebeschreibern vergleicht er auch oft die Gegenstände in der Fremde mit denen, die ihm bekannter sind, die aber dem Leser eben so fremd sein können, z B. den Hafen von Ostende mit dem von Liverpool, das Bibliothekzimmer in Gent mit dem von Trynity-College in Cambridge, das Rathhaus zu Brüssel mit der Kirche St. Bride in London, die Stadt Gent mit Dublin, Köln mit Bristol, den Palast in Mannheim mit Golden-Square in London, Amiens mit Salisbury, und den Löwen im Arsenal zu Venedig mit der Höhe seines Stocks. Zuweilen ist ein wahres Pathos, mit Pope zu reden, in seinen Vergleichen sichtbar, z. B. wenn er die herrlichen Berge um Heidelberg mit Mehlklößen vergleicht. (S. 80.) Er vergißt auch wol die Entfernungen der Oerter, und wundert sich, daß man in Schwaben Holz brennt, da er doch bei Köln Steinkohlen gesehen hätte. Ein Wildschweinsschinken ekelt ihn an, als eine Speise der Wilden, (S. 62) ob er sich gleich mit Wohlgefallen aufhalten kann, die scheußlichste Verwesung an einem Hochgericht auszumalen. (S. 32.) Die Sitten des weiblichen Geschlechtes aber sind der Gegenstand, worüber er am meisten

deraisonnirt. Was hier nicht Englisch ist, scheint ihm verwerflich zu sein; und dieses Vorurtheil geht so weit, daß er den Venetianerinnen eine große Gnade zu erzeigen glaubt, indem er bemerkt, daß, obgleich ihr Halstuch nicht so dicht anschließe, als es die englischen Damen tragen, er doch das lieber der Mode als dem Laster zuschreiben wolle. Als er endlich die Weiber wie Männer reiten sieht, wird er doch ein wenig in seinen Grundsätzen irre, und bekennt, daß die Schamhaftigkeit wol etwas mechanisch Erlerntes sein könne. Seine Strenge über diesen Punkt ist indessen desto löblicher, da er doch zuweilen ein Spötter wird, und S. 35 die biblischen Geschichten unter die possierlichen Gegenstände rechnet. Unsere deutschen Weiber kommen am schlimmsten weg; denn er spricht ihnen die Keuschheit ab, weil er unterweges (in den Wirthshäusern) sehr bequeme Dirnen fand. Ueberhaupt scheint er sich wenig darum zu kümmern, wie er eine individuelle Beobachtung in einen allgemeinen Charakterzug verwandelt; es heißt daher von den gemeinen Weibern in Straßburg ohne Unterschied, daß sie ohne Schuhe und Strümpfe gingen (S. 84); und von den Damen von Stande daselbst, daß sie (durchgehend) die gewirkte nürnbergische Kappe trügen. Diese Unrichtigkeiten hätten wir gern in der Uebersetzung verbessert gesehen; so hätte man es auch berichtigen sollen, daß die frankfurter Messe nicht 16 Wochen dauert (S. 64), daß die Mannheimer Brücke nicht auf 70 Bogen liegt, (S. 72), u. s. f. Für Vervea S. 40 hätte man Verviers, für Skolkin S. 73 Schalken, für Wißlack S. 82 Wisloch setzen können. Aus der Uebersetzung selbst, die im Ganzen getreu ist, hätten wir einige Anglicismen weggewünscht, wie z. B. S. 103 Precipicen (Abgründe), und ebendas. Discourse über die Vision (Abhandlungen über das Sehen). S. 149. Die Frauenzimmer in Venedig scheinen fade (vermuthlich im Englischen faded, welk). S 210, die Engel hatten sich in einem Körper (in a body, in einer Schaar oder einem Haufen) herniedergelassen; S. 252, Pinienapfel (Ananas); S. 272, das Ohr wird geharkt (harrowed up) zerrissen, verwundet, beleidigt.

7) A short journey in the West-Indies, in which are interspersed curious anecdotes and characters. 8. 2 Voll. London 1790. Nro. 306.

Wenn man sich über den empfindsamen Ton, oder vielmehr über die unvermeidliche Schalheit, die eine Nachahmung blos der empfindsamen Reisen des Yorik's diesem Werkchen gibt, hinaussetzen kann, so findet man darin immer noch etwas, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, und auch etwas das sie belohnt. Es ist wahr, daß der schwülstige, poetische Styl die reellen Begriffe gleichsam verschwemmt, und Kleinigkeiten eine unverdiente Wichtigkeit verleihet; allein da der Verfasser ein entferntes, uns wenig bekanntes Land schildert, so hat seine Art, einzelne Gegenstände auszumalen, immer das große Verdienst der Anschaulichkeit. Die Sclaverei ist der Hauptgegenstand seiner Beobachtung, den er so hassenswürdig schildert, als er wirklich ist. Doch zeigt er auch zugleich, wie sehr es von den Eigenthümern abhängt, den Zustand ihrer Neger glücklich zu machen. Gelegentlich kommen Darstellun-

gen von den Sitten und der Lebensweise der dortigen Pflanzer vor; auch malt der Verfasser das Klima, die Aussichten, die eigenthümlichen Produkte des Landes mit einer ihm eigenen Gabe. Seine Gedichte hätten wir ihm indeß gern geschenkt.

8) The capacity of negroes for religious and moral improvement considered, etc. to which are subjoined short and practical discourses to negroes etc. By Richard Nisbet, of the island of Nevis. 8. London, 1789. Nro. 312.

Theils Rechthaberei, theils kleinlicher Eigennutz haben die wichtige Frage von der sittlichen Empfänglichkeit der Neger zu einer der verworrensten im Felde der moralischen Politik gemacht; unter uns scheint sie sogar durch die unparteiischen Bemühungen der Physiologen und Zergliederer nur noch unauflösbarer geworden zu sein. Die sorgfältige Vergleichung des Negerkörpers mit dem Körper des Europäers hatte gelehrt, daß bei jenem der ganze Bau größere thierische Vollkommenheit zu verrathen scheine. So unanmaßend und behutsam dieser Satz hingestellt war, so ungeschickt ward er aufgefaßt uud zum Beweise gebraucht, nicht etwa nur, daß ein geringeres Maß von Geistesfähigkeiten dem Neger zu Theil geworden sei, sondern daß auch diese von Natur schon eine schiefe Richtung nähmen, und in einem Mißverhältnisse gegen einander ständen, wobei das Phänomen der Sittlichkeit nicht möglich werde. Dies — wenn es anders keine vergebliche Mühe ist, gewissen rohen Aeußerungen einen bestimmten Begriff unterzulegen — dies scheint die Grundlage der Behauptung zu sein, daß der Neger zur Knechtschaft geboren werde und der Freiheit weder fähig noch würdig sei. Denen wenigstens, die sich Philosophen nannten, indem sie den Sclavenhandel vertheidigten, hätte es geziemt, den Negern zuvörderst das Kriterion der Menschheit, die Perfectibilität, geradesweges abzusprechen. Zweierlei folgt allerdings aus der bemerkten physischen Eigenthümlichkeit des Negers: das erste, daß bei Menschen, deren intellectuelle Fähigkeiten verhältnißmäßig unentwickelt bleiben, die höchste Vollkommenheit der sinnlichen Organe natürlich erwartet werden kann, weil die Ausbildung einer Anlage in uns immer auf Kosten einer andern geschieht, und die höchste Verfeinerung des sittlichen und vernünftigen Organs ohne Kränklichkeit und Schwächung des übrigen Körpers nicht einmal gedacht werden kann. Sodann das zweite, daß die besondere Struktur des Negerkörpers seine Empfindungen und Gedanken mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder Nationalität stempeln müsse. Dabei blieb indessen die Fähigkeit des Negers zur nationalen sowol als moralischen Vervollkommnung unvermindert: theils, weil jene sich vom Denken nicht gut trennen läßt; theils, weil es zwar ein Princip der Sittlichkeit, nicht aber auch der Unsittlichkeit geben kann, und jenes ebenfalls mit der Natur des vernünftigen Wesens als unzertrennlich verbunden gedacht werden muß. Was Verrücktheit hier ändert, kommt nicht in Anschlag; denn so weit ist man noch nicht gegangen, alle Menschen, die nicht von europäischem Stamm sind, für Verrückte zu erklären. Was solchergestalt schon a priori als ausgemacht gelten muß, hat unser Verfasser

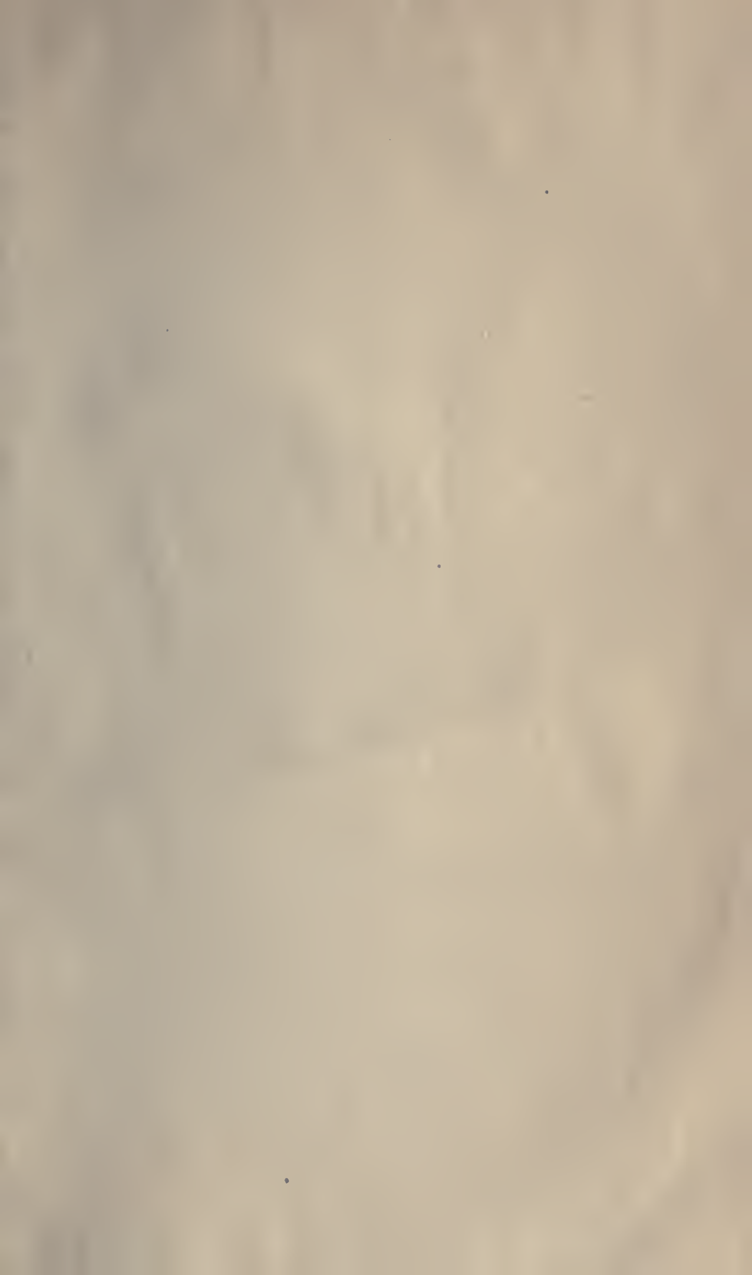
hier mit statthaften Beweisen a posteriori belegt und dadurch seinen Landsleuten, die trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit des Geistes über den Negersclaven, doch im Ganzen für metaphysische Beweise nicht empfänglich sind, einen wesentlichen Dienst geleistet. In der Voraussetzung, daß die Neger so gut wie andere Menschen die Fähigkeiten besitzen, sich nach Grundsätzen der Moral und Religion zu bestimmen, fing er im Jahre 1786 an auf seiner Plantage den Sclaven einen Unterricht zu ertheilen, der ihrem bisher vernachlässigten Fassungsvermögen angemessen war und im Tone der sanftesten, herzlichsten Ueberredung die Grundsätze der allgemeinen praktischen Moral und Gottesverehrung deutlich auseinandersetzte. Es ist hier ein Jahrgang von 18 kurzen Aufsätzen oder Reden abgedruckt, wobei der Verfasser erinnert, daß er seitdem auf diesem Grunde fortgebauet und seinen Negern allmälig auch Begriffe vom Christenthum mitgetheilt habe, deren jene Vorbereitung sie empfänglich gemacht hatte. Er geht vom Dasein Gottes und vom Glauben an ihn aus, welches auch um so natürlicher war, da diese Vorstellung und die vom zukünftigen Leben den Afrikanern in ihrem ursprünglichen Vaterlande nicht fremd geblieben sind. Auf diese Materie, womit er sich in zwei Reden beschäftigt, folgt unmittelbar eine Erläuterung und Einschärfung der großen moralischen Maxime: Andern zu thun, wie wir wünschen, daß man uns thun möge. Die übrigen Reden sind folgenden Inhalts: 4) Vom zukünftigen Leben und verschiedenen Obliegenheiten. 5) Eine katechetische Prüfung, nebst einer kurzen (sehr zweckmäßigen, einfachen) Gebetformel. 6) Ueber die Bestrafung eines Sclaven, der sich vergangen hatte. (Hr. N. ließ ihm die Strafe von seinen Mitsclaven zuerkennen, und bemerkt, daß dieser Mensch sich von der Zeit an sehr gebessert habe. Er hatte zuvor schon einen Herrn gehabt, der ihm zum Beten eine Formel gegeben hatte; allein er bekannte, daß dieses mechanisch erlernte Beten, ohne zu wissen, warum, ihm nichts geholfen hätte; jetzt erst sähe er ein, warum er Gott anrufen und gut sein müsse.) 7) Von der Schuldigkeit, fleißig und gefällig zu sein. 8) Wiederholung, imgleichen gegen das Fluchen und Lügen. 9) Von der Glückseligkeit, die aus der Erfüllung der Pflichten entspringt. 10) Ueber Barmherzigkeit und Güte. 11) Ueber Ehrlichkeit. 12) Gegen Bosheit, Haß und Verläumdung. 13) Gegen Trunkenheit und Ausschweifungen. 14) Gegen Heuchelei und Anmaßung; wie auch vom guten Gewissen. 15) Gegen Erbitterungen (heartburnings) und unehrerbietiges Betragen. 16) Wiederholung und Ermahnung. 17) Vom Gebet. 18) Ermahnung über die verflossene Zeit, bei Gelegenheit der Wiederkehr des Weihnachtsfestes. Die Kürze dieser Aufsätze (keiner kann zum Ablesen längere Zeit, als 10 Minuten erfordern), ihre Deutlichkeit, ihre ans Herz dringende Einfalt sichern ihnen die Aufmerksamkeit der Zuhörer, deren ungeübtem Verstande die öftern Wiederholungen zu Statten kommen. Um sich ihnen noch mehr zu nähern, bedient sich der Verfasser zuweilen (jedoch äußerst sparsam) sogar ihrer Redensarten. In dem vorangeschickten Versuch über die Fähigkeiten der Neger geht der Verfasser die verschiedenen Laster durch, die man ihnen hauptsächlich Schuld gibt, und zeigt, daß das Entlaufen, das Stehlen und Plündern die natür-

lichen Folgen der Mißhandlung sind; daß die ihnen angeschuldigte Undankbarkeit — nicht zu gedenken, wie wenig Menschen überhaupt die entgegengesetzte Tugend ausüben — eine unbillige Forderung von Seiten der Eigenthümer voraussetzt, für die zufälligen Begnadigungen, die ihre Laune oder ihre für Güte ausgegebene Schwäche dem Sclaven zufließen läßt; wobei zugleich das untrügliche Gefühl, womit der Neger diese Eigenschaften an seinem Herrn unterscheidet, einen neuen Beweis von seiner sittlichen Empfänglichkeit abgibt. Um es aber bei diesen Recriminationen nicht bewenden zu lassen, erzählt der Verfasser die rührendsten Beispiele von echter, zum Theil heroischer Dankbarkeit der Negersclaven, von einer Anhänglichkeit und Liebe für ihren Herrn, die allen Begriff von Pflicht übersteigen, und nur aus innerem Seelenadel fließen konnten. Schwerlich wird bei dieser Lectüre das Auge eines gefühlvollen Lesers trocken bleiben. Auf den Bahama- und Bermudas-Inseln werden die Sclaven gütig und väterlich behandelt, und dort ist ihre Treue so groß, daß man sie als Matrosen Jahre lang reisen läßt, ohne ihr Entlaufen zu besorgen; vielmehr bringen sie am Ende ihrer Reise jedesmal ihren geernteten Lohn in die Hände ihres Herrn, als seinen Gewinn, zurück. Dort aber sind die Eigenthümer zugleich Wohlthäter, Gesetzgeber und Lehrer ihrer Sclaven, wie Hr. N. wünscht, daß sie es überall sein möchten. Auf eine patriarchalische Behandlung dieser armen Mitmenschen dringt er desto nachdrücklicher, da seine Art zu argumentiren etwas überaus Bescheidenes und Billiges hat. Der Eigennutz des Pflanzers, d. i. die Sorgfalt, womit er sein Eigenthum erhält und vermehrt, sei viel zu kurzsichtig, um diesen Zweck nicht zu verfehlen; der jetzige verwahrlosete Zustand der Zuckerinseln sei vielmehr in dem Vorurtheile zu suchen, daß der Neger zur moralischen Bildung unfähig, und daß diese dem Pflanzer oder Eigenthümer sogar nachtheilig sein könne. Milde Behandlung sei schon ziemlich allgemein geworden, allein sie wäre nicht hinreichend, dem Uebel zu steuern. Zuletzt fordert er das Mutterland auf, nicht von den Pflanzern Alles zu fordern, ohne zugleich auch etwas für sie zu thun; die freie Einfuhr von türkischem Korn (Mais) und Erbsen, sollte man den Nordamerikanern in ihren eigenen Schiffen erlauben, oder wenigstens in England die Zölle auf den Rum herabsetzen. Der Wohlstand der westindischen Inseln sei nicht so groß, als der Luxus einzelner reichgewordener Pflanzer es vermuthen lasse. Daß der Verfasser die romanhafte Idee einer plötzlichen, unbedingten Abschaffung der Leibeigenschaft nicht billigen könne, versteht sich von selbst; daß er aber im Ganzen diesen Zustand, worin die Europäer ihre Mitmenschen halten, mißbillige, bezeugt er durchgehends und insbesondere auch mit der so christlich empfundenen Behauptung, daß, einem so verderbten Menschenstamme wie dem unsrigen zu gefallen, unmöglich eine Abweichung von den allgemeinen Gesetzen statt finden könne, welche der Schöpfer überall befolgt habe; unmöglich könne er eine andere Race, zwar mit vernünftigen Anlagen, aber zur Erlangung der Tugend unfähig, blos unsern Leidenschaften zu fröhnen, geschaffen haben.

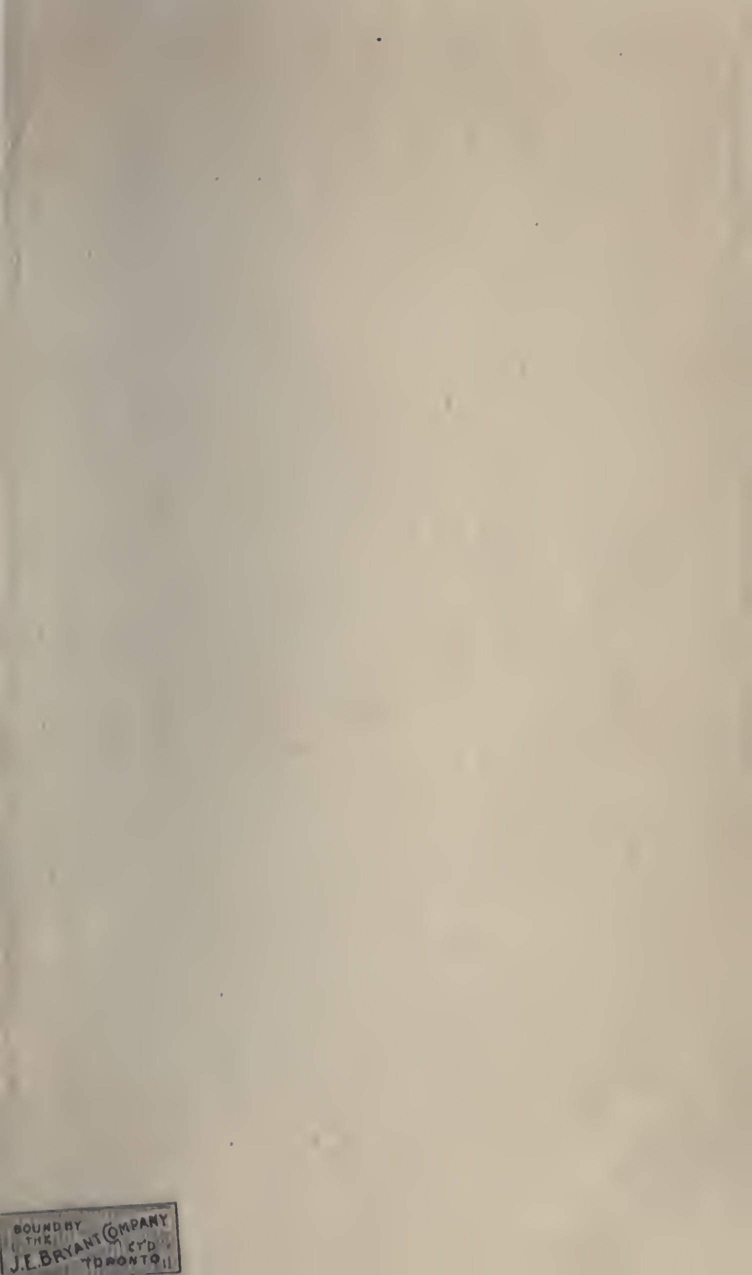
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO

